Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

399ster bis 402ter Band.

Enthält:

Amsterdams Geheimnisse.

Fünftes bis achtes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Amsterdams Geheimnisse.

Von

L. van Eikenhorst.

Aus dem Holländischen

von

Eugen Zoller.

Fünfter bis achter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

I.

Die Familie David Rams.

David Ram, der sich nie angewöhnt hatte, die Hausmiethe zu bezahlen, war, vielleicht sogar aus diesem Grunde, oft genöthigt, die Wohnung zu verändern, darum finden wir ihn auch nicht mehr auf dem Wijde steeg, sondern in einer elenden Hinterkammer in de Land van beloften steeg.

Sein Hausrath hatte keine Veränderung erlitten, das war aber mit David Ram der Fall: sein Gesicht war so mit Tüchern umwunden, daß er nur ein Auge, nämlich das linke, gebrauchen konnte.

Diese ehrwürdige Person saß an dem mit Schmutz und Flecken bedeckten Tisch, auf dem ein Licht brannte, welchem der Hals einer leeren Flasche zum Leuchter diente. Jim, der vielbelobte Sohn des würdigen Vaters, saß auf einem umgekehrten Eimer, da der zweite Stuhl von einer uns noch ganz unbekannten Person besetzt war.

Diese Person war ein junger Mann von ungefähr neunundzwanzig Jahren, dessen Gesicht einen sonderbaren Gegensatz zu dem Rams und seines Sohnes bildete; es hatte noch einige Spuren früheren nobleren Aussehens: doch hatten Leichtsinn und Zuchtlosigkeit, im Vereine mit Armuth und Mangel, eine krankhafte

Blässe über dasselbe verbreitet, die durch die schwarzen Haare und seinen ungeschorenen Bart noch mehr hervortrat. Seine dunkelbraunen Augen lagen trüb, wässerig und tief unter der gewölbten Stirne, während seine dünnen Lippen, die den schönen Mund umgrenzten, ein bleiartiges Ansehen hatten. Seine Kleidung bestand in schwarztuchenen Hosen, die fest über die alten Stiefel durch Sprungriemen gezogen wurden, welche viel zu lang waren, und in einem schwarzen Rock, der bis an den Hals zugeknöpft war. Um den Hals trug er ein farbloses schwarzseidenes Tuch. Rock und Hosen waren im traurigsten Zustand: an dem ersten Kleidungsstück mangelten verschiedene Knöpfe, und die meisten Knopflöcher waren zerrissen und die aufgetrennte Naht zeigte deutlich... kein Hemd, noch andere Unterkleider. Die schwarze Hose hatte durch die große Menge Fett und Schmutz, die darauf lag, ein glänzendes Aussehen bekommen, und war auf den Knieen mit Lappen von einer andern Farbe besetzt. Der neumodische Schnitt dieser Kleidung zeugte noch mehr von der Armuth des Besitzers und auf den ersten Blick war der aufmerksame Beobachter überzeugt, daß Verwahrlosung und nicht Alter die neumodischen Kleider in diesen heruntergekommenen Zustand gebracht.

Der Bettler in seinen Lumpen hat ein minder elendes Aussehen, als der, der ein zerrissenes, neumodisches Gewand trägt.

Die kleine Mat kam mit einem Buche Schreibpapier, einer Feder und einem Glase, das halb mit Tinte gefüllt, in die Kammer und gab es unserem neuen Bekannten.

Dieser setzte sich augenblicklich an das Schreiben, aber seine Hand bebte zu sehr, als daß er damit hätte fortfahren können.

„Verflucht, David," sagte er, „es will nicht gehen, das Rad will nicht laufen, wenn es nicht geschmiert

ist, die Lampe kann ohne Oel nicht brennen, gib' mir etwas Jenever, um das Zittern zur Ruhe zu bringen."

Jim holte eine Flasche aus dem Kasten. „A vous!" sagte er, nahm einen tüchtigen Zug und gab die Flasche dem Schreiber.

Dieser hielt die Flasche gegen das Licht, schüttelte den Kopf und sagte: „das ist zu wenig; es wird mir nichts helfen."

„Geh' in de Valk, Mat," ertönte Davids gebietende Stimme, „und hole eine Flasche Jenever, sag', daß es für mich ist, dann werden sie Dir's nicht abschlagen, ich bin ein guter Kunde und habe immer treu meine Schulden bezahlt; bitt' auch um einen Kelch, denn in unserem Glase ist Tinte."

Das Mädchen gehorchte und brachte bald das Verlangte.

„Da ist Oel für die Lampe, Gijs," rief Jim lachend, „laß uns jetzt mal sehen, was Du thun kannst."

Gijs verschlang drei Gläser und seine Hand bebte nicht mehr und seine Augen begannen wieder zu glänzen; er schob das Licht auf seinem gläsernen Piedestal etwas näher und begann zu schreiben.

Jim folgte theilweise dem Beispiele. Er schenkte ein Glas ein und leerte es auf einen Zug, worauf er, um zu zeigen, wie gut es ihm munde, mit einem gewaltigen Schmatz das Glas wieder auf den Tisch setzte.

„Schenk' mir auch Eins ein!" sagte David Ram, die Tücher, die um seinen Mund gebunden waren, so weit zur Seite schiebend, als es nöthig, um das Glas an die Lippen zu bringen, „ich will auch!"

„Nein, Alter," sprach Jim mit komischem Ernst, „Du kriegst keinen Tropfen, weißt was der Meister gesagt hat." Und durch seine Nase sprechend, fuhr er fort: „Vor Allem nichts, was scharf ist, keinen Pfeffer, Salz und besonders keine starken Getränke und," fügte er in ein lautes Gelächter ausbrechend hinzu, „durchaus kein Fleisch."

„Der Kerl ist ein Narr mit seinem starken Getränk und seinem Fleisch," rief David und ergriff die Flasche, worauf er sich ein Glas voll schenkte und das bis oben Gefüllte mit derselben Geschwindigkeit, wie Jim und Gijs leerte.

„Der Gärtner von dem Buitensingel ist aber doch ein tüchtiger Schütze," sprach Jim, während er das jämmerlich zugerichtete Gesicht seines Vaters betrachtete. „Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie Du aus der Rinne getaumelt und was für schändliche Gesichter Du schnittst, als Du den Schuß ins Gesicht kriegtest. Wahrhaftig, Du darfst zufrieden sein, daß das Gewehr mit Salz, anstatt mit Schrot geladen war, Alter, da Du nun kaum ein wenig häßlicher geworden bist," und seinen eigenen Witz bewundernd, schüttelte sich Jim vor Lachen.

Um diese Worte Jims unsern Lesern deutlich zu machen, müssen wir erzählen, daß David Ram, als er mit einigen Kameraden beschäftigt war, das Blei zu stehlen aus der Rinne eines jener kleinen Landhäuser, die man auf dem Singel außer Amsterdam in Menge findet, durch einen Schuß in dem Gesicht verwundet worden war, wodurch natürlich der Diebstahl verhindert wurde.

„Ich bin fertig, David," sagte Gijs und legte dem Krummen einen Brief vor, der besonders schön geschrieben war, und, was Reinheit der Sprache und Rechtschreibung betraf, wenig zu wünschen übrig ließ.

„Das ist geschrieben, Gijs, wie wenn's ein Schwarzrock gemacht hätte; mein bemoeial *), der mir den letzten Prozeß gewonnen, kann's nicht halb so schön. Laß 'mal hören, Gijs, was Du da gemacht hast."

Gijs nahm das Geschriebene und las:

„Gnädiger Herr und gnädige Frau!

„Durch die Noth gedrungen, wage ich es, mich

*) Advokat.

an Ihre Wohlthätigkeit und christliches Mitleiden zu wenden. Ein Zusammenfluß von Unglücksfällen hat mich in die tiefste Armuth und großes Elend gestürzt, so daß es mir unmöglich ist, länger für mich und meine Familie das Nöthige anzuschaffen. Ich bin Wittwer und Vater von zwei Kindern, von denen das Aelteste kaum das zwölfte Jahr erreicht hat..."

„Das ist eine verfluchte Lüge," fiel Jim dem Leser in die Rede. „Ich werde sechszehn, und Mat ist dreizehn Jahre alt."

„Das thut nichts," sagte Gijs, „je jünger, desto besser, das macht mehr Effekt," und damit fuhr er fort:

„Früher war ich Seemann, doch ein Fall vom Maste herab, wobei ich mein Bein brach, war die Ursache, daß ich vom Seedienste Abschied nehmen mußte..."

„Schon wieder eine streep*)," sprach Jim, „Du bist nie vom Maste herabgefallen: Du hast das Bein gebrochen, als Du betrunken in den Keller stürztest, nicht wahr, Alter?"

„Fall' Gijs nicht in die Rede, Jim! was er schreibt ist ganz gut, und gerade so, wie sich's gehört."

Gijs fuhr fort:

„Solang ich konnte, that ich, was in meinen Kräften stund, um für mich und meine Kinder zu sorgen, doch eine Krankheit warf mich auf das Siechbett, was mich außer Stand setzte, zu arbeiten. Ich war genöthigt, Alles, was ich besaß, zu verkaufen oder zu verpfänden, und jetzt, da ich wieder etwas hergestellt bin, sehe ich mich und meine Kinder in tiefster Armuth.

„Obgleich ungerne, bin ich doch gezwungen, Ihre Hülfe anzurufen, und von Ihnen eine kleine Liebesgabe zu erflehen. O, ich bitte Sie, möchte ich mich nicht vergebens an Sie gewendet haben; seien Sie überzeugt, meine Gnädigen, daß jede Gabe, wie we-

*) Lüge.

nig sie auch sei, dankbar von mir angenommen und zum Besten meiner Kinder verwendet werden soll.

„Bedenken Sie bei dem Lesen dieser Worte, daß ein armer, unglücklicher Hausvater flehend zum Himmel sehend, all' seine Hoffnung auf Ihr Mitleiden, auf Ihre christliche Wohlthätigkeit baut. — Indem ich zugleich meine Wohnung bemerke, um sich von dem elenden Zustand, in dem ich lebe, überzeugen zu können, nenne ich mich, in der Hoffnung, daß mein unglücklich Loos Ihr Erbarmen geweckt, mit aller Ehrerbietung,

Ihren ergebensten Diener
Wohnort: David Ram,
Land van beloften steeg. gewesener Bootsmann.

„Teufel, das ist schön!" rief Jim, während er, um seine Verwunderung zu erkennen zu geben, einen so starken Schlag auf seinen Hut that, daß er ihm über die Augen sank. „Wie findest Du's, Alter?"

„Hübsch!" sagte David, „aber meine Wohnung sollte nicht angegeben sein."

„Das ist just sehr gut, vielleicht daß Dieser oder Jener 'mal hieherkommt und ein paar Dreiguldenstücke auf den Tisch legt; um das Mitleiden zu wecken, sieht's hier elend genug aus; ich weiß noch ganz gut, daß hie und da solche Briefe an meine Aeltern kamen, und dann ging mein Vater selbst aus, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, und wenn's recht elend aussah, gab er immer ein paar Dukaten und meine Mutter schickte dann etwas Linnen und Bettzeug hin."

„Junge, Dein Vatter muß gut bei gekonnt haben, um so mir nichts, Dir nichts zwei Dukaten wegzuschenken," sagte Jim, „ich wollt' ich hätt' auch so'n Vater. Aber der Meine ist froh, wenn ich ihm 'was gebe; nicht wahr, Alter!"

„Jim ist der beste Junge und der edelste Sohn in der Welt, wenn er nämlich ausgeht und was fängt. Aber es wundert mich, Gijs, daß Du nicht etwas mehr

haſt, da Du doch ſo reiche Aeltern gehabt, ſie haben Dir doch gewiß etwas hinterlaſſen."

„Das haben ſie auch," ſagte Gijs ſeufzend, „aber in drei Jahren war das Ganze auf. Ich hab' mein Vergnügen dafür gehabt, und damit war es all'! O ihr hättet mich zu meiner Zeit ſehen ſollen, ein Reitpferd und ein Tilbury, alle Abende im Theater, jeden Tag Feſttag und Champagner und ein Liebchen ſo ſchön, als man es nur ſehen konnte, aber es iſt jetzt Alles vorbei."

„Ich habe doch ſagen hören," fuhr Jim fort, „daß wenn Du wollteſt, Du ein hübſches Geld in aller Ruhe verdienen könnteſt."

„Ja, ja, die Menſchen ſagen viel, aber kann ich, ſo elend gekleidet, wie ich bin, mich bei noblen Leuten ſehen laſſen."

„Man hat mir erzählt, daß vor noch nicht langer Zeit ein Bücherverkäufer Dir ein gutes Pack Kleider habe machen laſſen und dazu noch ein artig Sümmchen gegeben, für Bücher, die Du ihm überſetzt oder, was weiß ich, gethan, aber daß Du dann in den Wind gegangen und nicht über Waſſer gekommen, bis das ganze Erbtheil weg war, und das hat nicht lange gedauert. Und dann die Hochzeitsgedichte und andere Verſe, die Du machſt, bringen Dir doch auch 'was ein."

„Das kann wohl wahr ſein, guter Junge, aber Niemand will mehr Etwas mit mir zu thun haben," ſagte der Unglückliche, „komm', ſchenk' mir noch Eins ein, und ſprechen wir nicht mehr über dieſe Dinge, Jim."

Gijs ſetzte ſich wieder an die Arbeit und ſchrieb mit erſtaunenswürdiger Schnelligkeit einige Briefe von demſelben Inhalt, wie er David Ram einen vorgeleſen hatte.

„Ihr wißt nun, was Ihr damit zu thun habt," ſagte Gijs, „Mat muß auf die Heeren- und Keizersgrachten und in andern vornehmen Wohnungen die Briefe herumtragen, aber ſie vor Allem reinlich halten

denn wenn sie schmutzig aussehen, will sie Niemand lesen, und dann auf Antwort warten... und es bleibt bei dem Ausgemachten, von Allem, was sie empfängt, krieg' ich ein Drittel."

„Das ist abgemacht," antwortete David, „mich dünkt, wir müssen sogleich anfangen, die Flasche ist beinahe leer und ich habe keinen Cent mehr, und der Wirth von de Valk wird mir auch nicht mehr borgen, ich kenn' ihn, wie meinen eigenen Bruder. Heda, Mat, Du hast gehört, was Du thun mußt. Da sind die Briefe, nur in die vornehmen Häuser, verstehst Du, und wenn Du 'was bekommen hast, bring'st Du es gleich her, hörst Du! Thu' Dein Bestes und wenn Du viel kriegst, kannst Du Dir kaufen, was Du g'rad' Lust hast!"

Das Kind nahm die Briefe und ging, kam aber früher wieder zurück, als das Kleeblatt erwarten konnte.

Die Freude strahlte aus ihren Augen, als sie zwei Gulden und einiges Kupfergeld auf den Tisch legte.

Jim und David Ram stießen einige Flüche aus, um ihrer Freude Luft zu machen, während Freund Gijs seine Befremdung nur dadurch zu erkennen gab, daß er laut ausrief: „Das geht geschwinder, als ich geglaubt hatte!"

„Ich bin aber in sechs Häusern gewesen," sagte Mat, „bei zweien bekam ich einen Gulden, drei jagten mich weg und das sechste gab mir diese Centen."

„Was hab' ich gesagt? rief Gijs, mit einer Haltung, als hätte er den größten Sieg erfochten, und sich darauf zu Jim und David wendend, fragte er so leise, daß Mat es nicht hören konnte: „Sollte sie nicht Etwas zurückbehalten haben?"

„Nein, da stehe ich dafür," sprach David mit einem gewissen Stolz, „sie ist so ehrlich, als gut, ich habe sie das nicht gelehrt, und doch ist es mir recht, daß sie so denkt, sie taugt allein mehr, als wir alle Drei zusammen. Hol' jetzt Getränk', Mat, eine ganze

Flasche, und morgen mußt Du den ganzen Tag auf den Weg mit den Briefen, und wenn es dann wieder so geht, wie es heute angefangen hat, dann werden wir wieder Etwas zu theilen haben, Gijs! Da hast Du Geld, Mat, und hier ist die Flasche! Schnell, und für das, was übrig ist, kannst Du kaufen, was Du willst."

David schien den Schmerz, der ihn quälte, nicht zu fühlen, als er das Geld mit Jim und Gijs theilte, und die Aussicht, sich bald dem unmäßigen Genuß starker Getränke übergeben zu können, erfüllte die Herzen des liederlichen Kleeblatts mit ungemeiner Freude.

Bald zeigten sich die Wirkungen des Genever, doch bei jedem der Männer auf verschiedene Weise. Jim lärmte am meisten, er fluchte, schimpfte auf seinen Vater, und sang allerlei liederliche Lieder, die er mit gemeinen Geberden begleitete; der krumme David schwur hoch und theuer, den Gärtner, der ihn verwundet hatte, sobald er hergestellt wäre, zu ermorden, während Gijs Stücke aus de hollandsche natie und de overwintering op Nova-Zembla und einige von ihm selbst verfertigte Gedichte declamirte, denen Jim und David, obwohl sie keinen Buchstaben davon verstanden, laut zujauchzten, worauf er in eine sentimentale Stimmung verfiel, sich unglücklich, bedauernswürdig nannte und in lautes Weinen ausbrach.

Voll Aufmerksamkeit und Bewunderung hatte das kleine Mädchen Gijs den Dichter angehört; eine Thräne rollte ihr aus den Augen, sie fühlte einen Schatten von Glück, die Rose unter den Dornen!

Am folgenden Tage saß David Ram verdrießlich bei dem Feuer und erwartete ungeduldig die Zurückkunft seiner Tochter, die wiederum auf ihren neuen Erwerb ausgegangen war. Jim war so eben aus einer Kneipe nach Haus gekommen, wo er im Würfelspiel einiges Geld gewonnen hatte, und war ziemlich betrunken, um was ihn sein Vater nicht wenig zu be-

neiden schien, denn kaum war der Sohn zu Hause, als der Vater einen Nachbarsjungen mit der Flasche fortschickte, um einen Trunk zu holen, den er nach seiner Aussage nöthig hatte, um das Kopfweh zu vertreiben, das ihm der Rausch vom vergangenen Abend verursachte. Kaum stand der Trank auf dem Tische, als an die Thüre geklopft wurde; Jim öffnete.

„Wohnt hier David Ram?“ fragte ein gutgekleideter Herr, derselbe, den wir unter dem Namen Justus Brand beim Beginne dieser Erzählung kennen lernten, und der nun wieder so gekleidet war, wie damals, als er bei Mutter Margot seinen Besuch ablegte.

„Das heißt,“ antwortete Jim dem Frager, „daß ich erst wissen muß, wer Sie sind, ehe ich diese Frage gehörig beantworten kann!“

„Ich bin der Herr Brand,“ fuhr der Besucher fort, „ich empfing gestern Abend einen Brief, worin Euer Vater seine elenden Umstände . . .“

„O, so mein Herr!“ rief Jim, ohne Justus Brand ausreden zu lassen, „kommen Sie nur herein!“ und sich darauf zu seinem Vater wendend, sprach er: „Vater, da ist ein Herr, der gestern Abend einen Brief bekommen hat.“ Und höflicher, als man es hätte von ihm erwarten sollen, setzte er einen Stuhl vor unsern Sprachmeister, worauf dieser Platz nahm.

„Euer Name ist David Ram,“ sagte Brand, während er den Krummen aufmerksam durch seine Brille betrachtete. „David Ram, nicht wahr!“

David gab eine bejahende Antwort.

„Und Ihr habt früher auf dem Wisde steeg gewohnt?“

Der krumme David besann sich eine Weile und antwortete darauf etwas mißtrauisch: „Ich will sagen . . . Wie wissen Sie das so?“

„Ich bin da einmal bei Mutter Margot gewesen, der Wahrsagerin.“

„O ja,“ rief David, der nun keinen Grund sah,

sich zu verläugnen, „ja, ich wohnte früher in dem Wijde steeg, vor meiner Krankheit, aber die Hausmiethe war zu theuer und darum hab' ich meine Wohnung verändert."

„So," fuhr Justus Brand fort, und warf einen Blick auf die Flasche, die auf dem Tische stand, „hat der Doktor Euch den Trank vorgeschrieben?"

David wußte in der That keine geschickte Antwort auf die Frage zu finden. Die Geistesgegenwart seines Sohnes rettete ihn aber aus der Verlegenheit.

„Ja, mein Herr," sagte der Junge, „der Doktor hat gesagt, daß der Vater sein Gesicht mit Jenever waschen müsse, das säubert so!"

Brand lächelte und schien die Wahrheit der Aussage wohl zu begreifen.

„Ich möchte Euch gerne allein sprechen," sagte er, sich zu David wendend.

„Jim, geh' hinaus," rief der krumme David, und als der gehorsame Junge den Befehl des Vaters vollzogen, rückte der Sprachmeister seinen Stuhl etwas näher zu David Ram und sprach folgendermaßen:

„Sagt einmal, David, von was lebt Ihr, wenn Ihr gesund seid?"

„Mein Unterhalt . . . ja so von Allem, ich thue Alles, was ich kriegen kann!"

„Die Wahrsagerin vom Wijde steeg gab mir dieselbe Auskunft, als ich nach Euch fragte und sie fügte noch hinzu, daß Ihr für eine Flasche Branntwein Euren eigenen Vater ermorden würdet, wenn Ihr einen hättet, und in der That, ich glaube, daß sie die Wahrheit sprach."

„Mein Herr!" rief David Ram mit fremdartiger Haltung, die nicht sehr undeutlich die Lust anzeigte, den Sprachmeister die Treppe hinunterzuwerfen, um ihm das Hinuntergehen zu ersparen.

„Es ist gleichgültig, was Ihr thut oder nicht thut," sagte Brand, „das muß jeder für sich selbst

wissen, und ich gehöre nicht zur Polizei, und habe darum mich nicht um Andrer Sachen zu bekümmern. So viel weiß ich aber, daß Euer Brief nichts andres ist, als ein Mittel, mitleidigen Menschen das Geld aus dem Sacke zu locken. Doch auch darüber will ich mich jetzt nicht auslassen; ich möchte mich mit Euch über einen bestimmten Punkt unterhalten. Da Ihr Euch mit Allem beschäftigt, so will ich Euch Etwas auftragen, das, wenn es gelingt, Euch ein artig Sümmchen abwerfen soll."

„Aber Sie sehen, mein Herr, daß mein Gesicht in einem Zustande ist, der mich nur bei Nacht auf die Straße gehen läßt."

„Und dasjenige, was ich Euch auftragen will, muß gerade im Dunkeln geschehen," sprach Brand. „Ihr könnt fünfzig Gulden verdienen, aber Ihr müßt etwas tragen können und dabei . . ." Die Hand, die unser Auftraggeber auf den Mund legte, war ein Zeichen für David, daß Verschwiegenheit versprochen werden mußte.

Der krumme David beugte sich zu dem Sprachmeister hin und fragte flüsternd, in einem Tone, als ob er etwas ganz Alltägliches fragen würde: „Muß ich einen Mord thun?"

„Einen Mord, pfui Mensch, wie kommt Euch so etwas in die Gedanken, einen Mord!" sagte der Sprachmeister, mit scheinbarem Abscheu.

„Ich dachte es," sprach David Ram, „aber was denn?"

„Ihr müßt ein Kind stehlen, nichts weiter."

„Nichts weiter," wiederholte David, „nichts weiter, muß es mit Häusererstiegen und Einbrechen geschehen? Ein Kind ist schwer zu stehlen, und auch nicht bequem, es schreit und macht Lärm."

„Nichts von dem Allem," sagte Justus Brand. „Ihr müßt das Kind von der Straße stehlen, wenn

Ihr es thun wollt, werd' ich Euch näher mit der Art und Weise bekannt machen. Wollt Ihr, David?"

Der krumme David sah einige Augenblicke vor sich hin und sprach kein Wort. „Ich bin kein Dieb," sagte er endlich, „aber ein armer unglücklicher Mann, und Ihr Geld könnte mich leicht zu einem Diebstahl bewegen!"

Brand begann laut zu lachen.

„Ihr habt also noch nie gestohlen," sprach er, „nun in dem Falle habe ich mich in Euch betrogen, die fünfzig Gulden wären leicht verdient gewesen. Ihr hattet nich's anderes zu thun, als mich übermorgen auf dem Reguliersplein zu erwarten, wir würden zusammen nach der Heerengracht gehen und da einem Dienstmädchen mit einem Kind von dreizehn Jahren begegnen; Ihr müßtet plötzlich das Kind aus der Hand des Mädchens reißen, und durch Hinterstraßen in Euer Haus bringen, es da behalten ... und außer den fünfzig Gulden, würden Euch jede Woche drei Gulden ausbezahlt, unter der Bedingung, daß das Mädchen das Haus nie verlassen dürfte. Vor Nachspürungen brauchtet Ihr Euch nicht zu fürchten; doch wozu Euch auch all' das mitgetheilt, Ihr habt doch keine Lust zur Sache. Ihr behauptet, ein ehrlicher Mann zu sein und ich will Euch nicht zu einem Diebe machen."

Brand stand auf, legte ein Fünfstüberstück auf den Tisch, während er in seinem höhnischen Tone zu dem armen Ram sagte: „Seht da, ehrlicher Mann, kauft Jenever darum, um Euer Gesicht damit zu heilen und bleibt ja ehrlich. Ehrlichkeit bringt zwar keinen Vortheil, aber schadet doch nie. Guten Abend!"

„Mein Herr," sagte David Ram, als er sah, daß sein Gast ihn verließ, „Ihr Vorschlag ... ich bin arm, unglücklich, wie in dem Briefe steht, den Gijs ... den ich Euch schrieb ... und darum will ich es thun."

„So," sprach Justus, „aber ich dächte doch, daß es besser wäre, Ihr bliebet ein ehrlicher Mann!"

„Was ehrlicher Mann," rief David heftig, „das ist gut für Menschen, die so reich sind, daß sie nicht einmal stehlen wollen, wenn sie es auch können. Esse mal von der Ehrlichkeit; laß einmal einen ehrlichen Mann zu einem Bäcker kommen um Brod, oder in ein Weinhaus um Branntwein, ohne Geld im Sack, denken Sie, daß er was kriegt; aber ein Anderer, der mit Geld rasseln kann, und wissen Sie auch, daß es gefloten*) ist, ha, ha; was für ein Unterschied! Da heißts: Guten Tag, mein Herr, wie geht es Ihnen, immer wohl gewesen und was steht zu Ihren Diensten, bah!"

Nach dieser schönen geistvollen Rede nahm David Ram, die Rolle des armen unglücklichen Mannes, die er spielen sollte, ganz vergessend, einen tüchtigen Zug aus der Flasche und reichte sie nach seiner Gewohnheit dem Herrn Brand hin, der sich höflich für das freundliche Anerbieten bedankte.

„Ich will Euch nicht zu dem Unrecht verleiten," sagte Brand, spöttisch lachend, „das will ich nicht auf dem Gewissen haben!"

„Ach was," rief David, „ich will es thun und damit genug, ich nehme es ruhig auf mich, geben Sie mir die fünfzig Gulden und dann ist die Sache in Ordnung."

„Wart' ein wenig," rief Brand, „ich bin nicht so voreilig, Ihr könntet einmal Reue bekommen oder so etwas, und dann wäre mein Geld fort."

„Reue, bah! das kriegen arme Menschen nie," sagte der krumme David, „große Herren, die sich reich gestohlen haben, fühlen das wohl einmal, laufen in die Kirche, traktiren die Domines und dann ist das Alles

---

*) Gestohlen.

wieder in Ordnung. Sie brauchen nicht bange zu haben, daß es mich reuen wird."

„Aber ich bezahl' Euch das Geld nicht, ehe das Mädchen hier ist, versteht Ihr."

„Hm!" sagte David, dem dieser Vorschlag nicht zu gefallen schien, „und wenn ich das Mädchen hier habe, werde ich lange hier warten können."

„Es muß deßhalb ein Mittel gefunden werden.... aber welches?"

„Jim ist ein kluger Junge und muß doch auch davon wissen, er wird uns das Rechte rathen. Ich werde ihn rufen, wenn es Ihnen recht ist."

„O ja, ich bin's zufrieden, David, laßt uns hören, was uns Euer kluger Sohn sagt."

„Jim!" rief David, und der Stammhalter des Ramgeschlechtes erschien.

David theilte in wenigen Worten seinem Sohne den Vorschlag mit. Der vielbelobte, geist- und erfindungsreiche Jim nahm eine gelehrte Haltung an; er strich die Finger durch die Haare, Falten kamen auf seine Stirne, die Unterlippe schien der Oberlippe zur Vormauer zu dienen, und aufmerksam betrachtete der junge Herr seinen Vater und den Fremden, welche ihn mit Erwartung anstaunten, als wollten sie aus seinem Munde ein Orakel oder etwas derartiges erwarten.

„Dies Nachsinnen dauerte aber doch sehr kurz. Bald sagte er: „Nun, nichts ist leichter als das: wir beide, der Herr und ich, warten auf der Reguliersplein und Du, Alter, nimmst das kleine Mädchen auf Deine Rechnung, und im selben Augenblick bezahlt mir der Herr das Geld."

„Das geht nicht!" rief David. „Da würde ich nie einen Pfennig davon sehen."

„Traust Du mir denn nicht, Alter?"

„Nein, Jim, da hab' ich allzu oft Lehrgeld dafür bezahlt, das geht nicht... Ich weiß ein ander Mittel! Sie erwarten mich, mein Herr, am Ende der Gracht,

ich werde mit dem Mädchen an Ihnen vorbeikommen und Sie bezahlen mir die Summe!"

„Sehr gut, ich würde hier wohl warten und wenn Ihr das Mädchen herbringt, Euch das Geld geben. Doch das geht nicht, ich könnte Euch nicht treffen. Es bleibt, wie Ihr gesagt habt, und jeden Samstag werde ich Euch drei Gulden Kostgeld zukommen lassen, das ist nicht zu wenig."

„Auch nicht zu viel," sagte Jim, den es verdroß, daß sein Vorschlag nicht durchgegangen war, „aber man kann es dafür thun!"

„Und soll das Kostgeld uns pünktlich bezahlt werden?"

„Ganz pünktlich, und wenn Ihr kein Geld mehr bekommt, braucht Ihr das Mädchen nicht länger zu behalten; doch das wird nicht geschehen, und von Zeit zu Zeit werde ich herkommen und nachsehen."

„Und wann muß das Alles geschehen?"

„Je eher, je besser! Könnt Ihr morgen?"

„Ja, es ist um sieben Uhr schon ganz dunkel und da kann ich mich auf der Straße zeigen. Jim wird mir helfen und der Magd gegen den Leib laufen, wenn sie mir folgen will."

„Ich rechne also darauf, morgen Abend vor sieben Uhr auf der Reguliersplein!"

„Hier ist meine Hand!" sagte David Ram, dieselbe Justus Brand reichend; doch dieser schien wenig Lust zu haben, seine Hand zu drücken, wiederholte sein: „Ich rechne darauf!" und verließ die Wohnung.

„Vergeßt das Geld nicht mitzubringen," schrie David ihm nach, „kein Geld, keine Schweizer! Jim, auf das gute Gelingen der Sache!" und damit leerte er die Flasche, während Jim sich damit belustigte, häßliche Grimassen hinter dem Rücken des hinabgehenden Sprachmeisters zu schneiden.

Vier Jahre später.

II.

Der Kupferstecher.

Eine der stillsten Straßen Amsterdams ist gewiß die Norderstraat, die, wie Jeder weiß oder nicht weiß, an der Vijzelgracht beginnt und an der Reguliersgracht endet.

Besonders wird diese Straße von kleinen Rentiers und Leuten bewohnt, die ihre Sachen am Ufer haben; darum herrscht auch ein angenehmer Wohlstand in derselben, wovon die kleinen, aber netten und wohlgehaltenen Häuser den unwiderlegbarsten Beweis geben. Durchwandelt man diese Straßen, so kann man immer gewiß sein, hie und da hinter den halb zurückgeschobenen, zierlich bordirten Gardinen einen bejahrten Herrn sitzen zu sehen, der ruhig seine Pfeife raucht und dem man ansehen kann, daß er, so zu sagen, sein Schäfchen im Trockenen hat.

In andern Städten würde ein Mann, der seine Geschäfte aufgegeben hat und zwölf bis vierzehnhundert Gulden jährliche Renten besitzt, sich über seinen Stand zu erheben suchen, und Alles anwenden, was dazu dienen kann, um seinen vormals niederen Stand vor den Augen der Welt zu verbergen; aber der Amsterdamer Bürger handelt hierin ganz anders. Ein Häuschen zu besitzen, ein Gärtchen dahinter, Alles bequem eingerichtet, gutes Essen und Trinken, das ist der Gipfel seiner Wünsche, das ist das Leben des Bürger-

Rentiers in Amsterdam, wie man sie in Menge in dieser Straße findet.

Doch nicht in jeder Wohnung der Norderstraat herrscht diese Wohlhabenheit, von der wir so eben sprachen. Als Beweis davon diene das kleine Zimmer in der Nähe der Dwarsstraat, in welches wir jetzt treten.

Die Wände waren mit einfachen, aber reinlichen Tapeten bedeckt, und auf dem Boden lagen Matten, so glänzend, aber auch zugleich so glatt gefegt, daß man, um nicht auszugleiten, sehr gewöhnt sein mußte, darauf zu geben.

Dünne, aber schneeweiße Gardinen hingen an beiden Fenstern, während vier Stühle mit geflochtenen Sitzen, ein Tisch und ein altväterischer Kasten nebst einer Hänguhr, aus der jede halbe Stunde ein Kuckuck hervorkam, der den Schlag dieses Vogels nachahmte, den übrigen Hausrath ausmachten.

Vor einem der Fenster stand ein kleiner Tisch, worauf verschiedene Stücke Holz, einige Meißel, Grabstichel und andere Werkzeuge lagen, während eine viereckige Rahme, mit Oelpapier überspannt, in schiefer Richtung vor dem Fenster hing, um das einfallende Licht etwas zu temperiren.

Vor diesem Tische saß ein Mann, dessen Gesicht beinahe ganz von dem grünen Schirme, der ihm über den Augen hing, bedeckt war. Lange graue Haare ließen ihn als einen alten Mann erkennen. Seine Kleidung bestand in einem alten Rock, der mit verschiedenartigen Stücken geflickt war, einer kurzen schwarzen Tuchhose, wollenen Strümpfen und Pantoffeln an den Füßen. In der linken Hand hielt er ein Vergrößerungsglas und mit der Rechten war er beschäftigt, in ein Stück Buchsbaumholz zu graviren.

„Es geht nicht mehr," sagte er, seine Arbeit unterbrechend und den grünen Schild abnehmend, wodurch wir im Stande sind, sein Gesicht zu betrachten, das,

obgleich trocken durch das Alter, immer noch Züge früherer Schönheit bewahrt hatte. Auf dem Gesichte lag ein freundlicher, gütiger Ausdruck, den man so oft bei alten Leuten antrifft, obwohl seine Bläße und die Schwermuth der Augen unleugbare Beweise von Leiden und Kränklichkeit gaben.

„Es geht nicht mehr, mein Gesicht wird von Tag zu Tag schlechter und meine Hand ist weit nicht mehr so fest wie früher.“

Diese Worte sprach er zu einem Mädchen, das sich an dem Tische mit Verfertigung von Frauenkleidern beschäftigte. Konnte man das Mädchen auch nicht eine vollkommene Schönheit nennen, so mußte sie doch Jeder hübsch und einnehmend finden.

Ihre Figur war etwas klein, doch schön gebildet und paßte ganz zu dem schalkhaften Gesichte, dem ein paar dunkelbraune Augen nicht wenig Leben gaben.

Ein Kleidchen von wohlfeilem Zeug und nach dem neuesten Geschmack verfertigt, schloß hübsch um den schlanken Leib und war so lang, daß man kaum noch die kleinen Füßchen sehen konnte.

Ein kleines Häubchen bedeckte das dunkelbraune Haar, das auf der Stirne gescheitelt war und mit liebenswürdiger Koketterie über den Schläfen lag.

„Es geht nicht mehr, Nancy,“ sagte der Greis, „ich fühle meine Hand zittern, ich kann nicht sehen... und kann ich auch arbeiten, wird es mich doch wenig nützen, denn ich habe keine andere Arbeit, als dies Wappen zu schneiden, und das ist schon länger als acht Tage unter meiner Hand!“

„Sei guten Muthes, Großvater, wenn Alles gut geht, hoffe ich, so viel Arbeit zu bekommen, daß Du nichts mehr zu thun hast. Ich habe schon manchen Kunden und wenn sie mir mehr Arbeit geben, kann ich viel verdienen.“

„Das gebe Gott, Nancy; doch hast Du bei Niemand Geld gut, das Du fordern könntest? Kamp ist

diesen Morgen da gewesen, so lange Du ausgegangen warst, und hat mir gedroht, daß, wenn ich morgen vor zwölf Uhr die schuldige Hausmiethe nicht bezahlt habe, er mich auf die Straße setzen und die Hausgeräthe in Versatz nehmen werde... und diese Wohnung zu verlassen, Kind, ich müßte sterben."

„Aber wir könnten noch wohlfeiler wohnen, Großvater. Sechzig Gulden ist für uns zu viel."

„Nein, nein," rief der Greis, „diese Wohnung ist mir lieb und theuer geworden; ich habe hier nun schon länger als achtzehn Jahre gewohnt: da auf diesem Platz ist Deine Großmutter gestorben und hier in dieser Ecke sah ich die Leiche Deines Vaters liegen; wenn ich allein bin, ist es, als ob ich das Alles noch sähe, Nancy, und darum will ich nicht von hier weg.... Und das bedarf's ja nicht?" fragte er ängstlich, „Du hast ja noch bei einigen Leuten Geld gut und dann können wir Kamp bezahlen... Sein Vater hätte mich nicht so gedrängt um fünfzehn Gulden..."

„Fünfzehn Gulden," wiederholte Nancy, „fünfzehn Gulden..."

„Ja, Du kannst sie doch wohl vor Morgen Mittag bekommen, Du verdienst ja so viel Geld..."

„Ja, aber über das Geld kann ich noch nicht verfügen, die meisten Leute, die mir schuldig sind, wohnen außer der Stadt und..." Sie stammelte einige Worte, die weder sie noch ihr Großvater verstehen konnten.

„Du kannst also nicht, Nancy," sagte der Großvater, „armes Kind, Du arbeitest so fleißig, es ist nicht recht von den Leuten, daß sie Dich auf das Geld warten lassen... und auch ich kann beinahe nicht mehr arbeiten; Gott, was soll aus uns werden!..."

„O, verzweifele nicht, Großvater, es werden für uns bessere Zeiten kommen; und was würde ich glücklich sein, wenn ich Dich einmal wieder so ruhig und froh sehen würde, als Du früher warst..."

„Damals verdiente ich viel Geld, Nancy, und hatte keine Sorge, aber nun...“

„O nun will ich es für Dich thun, das ist nicht mehr als billig,“ sprach Nancy dankbar. „Als mein Vater ermordet wurde, hast Du für mich gearbeitet bis heute und Du ließest mir nichts fehlen, es ist darum meine erste Pflicht, daß ich jetzt für Dich arbeite; und wir werden noch glücklichere Tage erleben, ich hatte heute Nacht einen guten Traum, der es mir weissagte. Ich träumte,“ fuhr sie in heiterem Tone fort, „daß dies ganze Zimmer gemalt und nochmal so schön war, als jetzt; da in der Ecke stand ein Bett mit rosenrothen Gardinen, ich hatte ein schönes Kleid an, und Du, Großvater, bist vor dem Fenster gesessen, in einem Schlafrock, wie der Herr da droben einen trägt, und wir beide waren so vergnügt und glücklich; o der Traum muß wahr werden, deß bin ich ganz gewiß.“

„Gute Nancy,“ sagte der Greis, während er das Mädchen küßte, „gute Nancy, der Himmel gebe, daß der Traum wahr werde, Reichthum verlange ich nicht, nur mein täglich Brod, denn alt und arm zu sein, Nancy, das ist schrecklich! doch wir haben immer Hülfe gefunden, und wie ungerne ich es auch thue, sehe ich mich doch gezwungen, meine Zuflucht zu Herrn Smith zu nehmen; er ist ein edler, braver Mann und wird uns das Geld für Kamp leihen, bis Du es ihm zurückgeben kannst. Wenn ich diese Platte fertig habe, erhalte ich Geld und dann können wir schon einen Theil abtragen. Ich werde ihm ein Briefchen schreiben, Nancy, und das mußt Du ihm hinbringen, er wird es uns nicht abschlagen, wir haben ihm ja Alles auf die Zeit bezahlt.“

„Sollte der Drucker, für den Du arbeitest, Dir das Geld nicht leihen, Großvater, dann brauchen wir uns nicht an Herrn Smith zu wenden.“

„Nein, Nancy, ich mache mich nicht gerne Jemanden verbindlich, und vielleicht schlägt der Drucker

es ab, mir zu helfen, und überdieß.... nein, ich will ein Briefchen an den Herrn Smith schreiben, ich..."

„Aber wenn Du Jemand anders zu dem Herrn Smith schicken würdest."

Ich kann nicht begreifen, Nancy, was Du gegen den Herrn Smith hast," sagte der Kupferstecher ärgerlich. „Der Smith ist ein braver, mitleidiger und hülfreicher Mann; als sein Bruder meinen unglücklichen Johann, Deinen Vater, ermordete, war er alsbald bereit, mir Geld für die Beerdigung vorzuschießen und nie hat er es mir abgeschlagen, wenn ich ihn um Geld bat; ich hoffe doch nicht, Nancy, daß Du zu stolz bist, die Sache zu besorgen; wäre ich im Stande, Kind, ich würde selbst gehen; doch es ist mir ganz unmöglich. Aber," fuhr er in freundlicherem Tone fort, als fühlte er, daß in seinen letzten Worten eine gewisse Bitterkeit lag, die er mildern wollte, „aber Du brauchst Dich nicht zu schämen, Nancy, der Herr Smith ist die Verschwiegenheit selber, Niemand erfährt, was Du bei ihm thust, darum hat er auch gesagt, daß wir nie vor acht Uhr zu ihm schicken sollen, denn sonst seien seine Kommis noch auf dem Komptoir."

Nancy bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann: „Ich werde gehen."

Als es Abend geworden war, setzte sie den kleinen Strohhut auf, welcher mit schwarzem sammtnem Bande eingefaßt war und ihr sehr schön stand, und begab sich auf den Weg nach dem Komptoir des Mannes, den meine Leser gewiß schon als den Kommissionär haben erkannt. Je näher sie der Wohnung Remmers kam, desto langsamer wurde ihr Gang und gerade, als sie auf die Prinsengracht gekommen war, schlug es auf dem Thurme der Westerkirche acht Uhr; der Augenblick, wo Smith zu sprechen war. Ihre Hand zitterte, als sie an der Komptoirglocke läutete und sie schlug die Augen nieder, als ihr Smith selbst die Thüre öffnete.

„Nun Nancy," sagte er, „liebes Kind, Sie thun wohl, mich wieder mal zu besuchen, in wie langer Zeit habe ich Sie nicht gesehen, Nancy!"

„Großvater sendet Ihnen diesen Brief, Herr Smith, und hat mir aufgetragen, auf Antwort zu warten," sprach das Mädchen, ohne Smith auf seine Frage zu antworten.

„Aber setzen Sie sich doch einen Augenblick, Nancy, ruhen Sie aus, während ich den Brief lese."

„Ich danke, Herr Smith, ich habe wenig Zeit... ich kann stehend auf Antwort warten."

Adam Smith begab sich an den Pult, über welchem eine Lampe hing, die, versehen mit einem Schirme, all' ihr Licht auf den Pult warf und das übrige Komptoir im Dunkeln ließ.

Aufmerksam schien er die wenigen Linien, worin der Kupferstecher seine Noth schilderte, zu lesen und wieder zu lesen, denn es dauerte wohl eine Viertelstunde, ehe Smith sagte:

„Ihr Großvater scheint wohl sehr in Verlegenheit zu sein, Nancy!"

„Ja, mein Herr, der Großvater ist ein Vierteljahr Hausmiethe schuldig und Kamp, der Hausherr ist nicht wie sein Vater war; wenn morgen, vor zwölf Uhr das Geld nicht bezahlt ist, dann müssen wir ausziehen, und Großvater ist so an seine Wohnung gewöhnt, daß er sie nicht verlassen mag."

„Ihr Großvater ist ein alter Mann, Nancy. Sie werden wohl ein sehr trauriges Leben bei ihm haben."

„O ich bin zufrieden... und wenn wir nur aus der augenblicklichen Verlegenheit gerettet sind, wird es vielleicht bald besser mit uns gehen. Welche Antwort," fragte sie etwas empfindlich, „soll ich meinem Großvater von Ihnen bringen?"

„Nancy, Sie sind ein schönes Mädchen, und wenn Sie so vernünftig wären, als Sie schön sind, würden Sie wissen, wie viel Schönheit vermag und..."

„O Herr Smith, ich weiß schon, was Sie sagen wollen," rief Nancy heftig, „und ich habe keine Zeit, wie Sie wohl begreifen werden, mich hier lange aufzuhalten."

„Nancy, geben Sie mir einen Kuß, und ich werde Ihnen das Geld für den Großvater geben."

Nancy war ungefähr neunzehn Jahre, und obwohl brav und ehrbar, sah sie in einem Kuß doch nicht die große Unsittlichkeit, welche bejahrte unverheirathete Frauenzimmer darin zu finden glauben, wahrscheinlich, weil Niemand mehr einen solchen von ihnen verlangt.

„Ich bin zu arm, um mich zu zieren, Herr Smith, und wenn Sie für einen Kuß meinem Großvater helfen wollen, da ist er," und damit schlang sie ihre Arme um seinen Hals und gab ihm mit ihren sammtweichen Lippen einen Kuß, worauf sie schnell zurücktrat, und die Seiten ihres Hutes, die durch die Bewegung ein wenig gelitten hatten, mit ihren schönen Händchen wieder zurechtrichtete.

Doch Adam Smith war nicht zufrieden; er schlang den Arm um die schlanke Taille des lieben Mädchens und bedeckte ihr Gesicht mit feurigen Küssen, die von der Leidenschaft zeugten, welche in seinem Innern glühte.

„Herr Smith, nicht so, nicht so," rief Nancy, während sie alle ihre Kräfte anstrengte, um sich loszuringen, „das nicht!"

Aber die zügellose Leidenschaft gab ihm mehr als gewöhnliche Kraft; wie ein Tiger seine Beute umklammert, hielt er Nancy in seine Arme geschlossen.

„Herr Smith, was wollen Sie? Lassen Sie mich, mein Herr, schämen Sie sich, Sie sind alt genug, um mein Vater sein zu können..."

„Nancy, seien Sie nicht kindisch! Liebes Kind, wir sind allein, Niemand sieht oder hört uns .... Nancy ...."

„Lassen Sie mich los ... nein ... nie ..."

„Ich gebe Ihnen noch 'mal so viel, als Sie verlangen..."

„Ich werde um Hülfe rufen, wenn Sie mich nicht loslassen..."

„Seien Sie nicht toll... wie, einmal, zweimal so viel, oder ich gebe nichts, denken Sie an Ihren Großvater..."

Noch leidenschaftlicher drückte er das Mädchen in seine Arme.

Es war ein sonderbares und zugleich widerliches Schauspiel, Adam Smith in diesem Augenblicke zu sehen. Seine sonst so weichen Gesichtszüge waren durch das heftige Feuer, das in seinem Innern brannte, entstellt und drückten eine Wüstheit aus, die Angst einflößte; eine dunkle Röthe bedeckte nicht nur seine Wangen, sondern erstreckte sich auch auf seine Stirne; seine Augen glühten und verzehrende Flammen sprühend, sahen sie das unglückliche Wesen an, das der gemeine Wollüstling zum Gegenstand seiner unkeuschen Lüste erkohren.

„Ich rufe um Hülfe! wenn Sie mich nicht loslassen..."

„Nan....cy!" stammelte der Wollüstling beinahe besinnungslos, das Mädchen noch fester umfassend.

Dem schnöden Remmers glückte nichts... Bitten und Drohungen, Alles war umsonst, von ihm versucht... Eher entreißt man der Löwin ihre Jungen, als daß man einem Mädchen mit Gewalt ihre Ehre raubt.

Und kein Wunder, daß die Leidenschaft, die Adam Smith beseelte, von Augenblick zu Augenblick heftiger wurde, daß die Lust, seine Leidenschaft zu befriedigen, seine Begierde übertraf. Das vor Zorn zitternde Mädchen hielt er in seine Arme gedrückt, er fühlte an seiner Brust das unruhige Beben ihres wallenden Busens, sein Mund schlürfte den Athem, der ihren Lippen entfloß, sein Blick spiegelte sich unwillkürlich in dem ihren... Er war seiner selbst nicht mehr Meister, er, der Tief-

gesunkene, der gemeine Sclave seiner unreinen Leidenschaft.

„Nancy..." rief der gereizte Freche, „vier-, fünfmal so viel, als Sie für Ihren Großvater wollen, werde ich Ihnen geben... Widerstehe mir nicht... Hölle und Teufel!... Bei Allem, was heilig ist!... Nancy, widerstehe mir nicht länger."

Aber sie, die Tugendhafte, stand unbeweglich fest. Beseelt von einem Muthe, der ihren Jahren und Kräften sonst fremd, gestärkt von der warnenden Stimme der Tugend, unterstützt von einer Geistesgegenwart und Festigkeit des Charakters, die im Augenblicke der Gefahr den Schwachen Kraft verleiht, machte sie den besten Gebrauch dieser himmlischen Gaben, womit die Vorsehung auf eine treffliche Weise die auf sie Vertrauenden ausrüstet. Sie drückte ihre Hände zwischen das Halstuch Smiths und zog es mit solcher Heftigkeit zusammen, daß er außer Athem kam.

„Dieß ließ ihn einsehen, daß es unmöglich wer, sein Ziel zu erreichen, mit Gewalt stieß er das Mädchen von sich: befriedigte Leidenschaft erregt Eckel, Widerstand Zorn.

„Geh' fort, Mädchen, ich werde nichts für Dich thun, weder für Dich, noch Deinen Großvater, geh'... ich will nichts von Dir oder ihm wissen, er ist ein elender und gemeiner Kerl, daß er seine Enkelin schickt, um mich zu überwinden. Bah' geh', eh' ich Dich mit Gewalt vor die Thüre hetze!..."

Er sank nieder vor Ermüdung. Der Kampf mit Nancy hatte den schon im Alter vorgerückten Mann erschöpft, und die Heftigkeit seiner Begierde hatte das Ihre dazu beigetragen, daß er abgemattet auf einen Stuhl niedersank.

„Komm' nie wieder her," rief er, „Du und Dein Großvater sind gemeines Volk, geh'..."

„Das sind wir nicht!" rief Nancy, „aber Sie sind

gemein, Sie sind... ein Bösewicht, den man allgemein für einen braven Mann hält!"

Ein lautes Weinen hinderte sie fortzufahren.

„Sie wollen mich durch Ihre Thränen verführen, aber nein, das soll Ihnen nicht glücken; fort, und nie wieder in mein Haus mit der Bettelei; die Summe, die ich bot, war nicht genug, und darum spielten Sie die Keusche, die Reine, ich kenne Sie, Sie sahen meine Schwachheit und darum wollten Sie mich betrügen, gehen Sie, sag' ich, entfernen Sie sich. Ich will Sie nie wiedersehen."

Herabgewürdigt, aber nicht entehrt, verließ Nancy das Haus, und als sie mit Gewalt die Thüre zuwerfen sah, brach sie in ein lautes Weinen aus.

Ihren Großvater wollte sie mit dem Vorgefallenen nicht bekannt machen, er würde ihr vielleicht doch nicht glauben, er hielt, wie Jedermann, Adam Smith für einen ehrlichen, braven und rechtschaffenen Mann, und glaubte er ihr, würde er dadurch nicht erfahren, daß er nichts mehr von Adam Smith zu hoffen hätte, und sollte das den Greisen nicht noch muthloser machen, als er schon war. Auch fühlte Nancy wohl, wie viel Erniedrigendes für sie in dem Vorgefallenen lag, was sie mit dem Schleier des Geheimnisses bedecken zu müssen glaubte.

Es bedurfte nur kurzer Zeit, um sie einen Beschluß fassen zu lassen. Sie wischte die Thränen ab, die über ihre Wangen flossen. Sie schien die Gegenwart ganz zu vergessen und dachte an die Zukunft. Sie lächelte wieder; die Zukunft eines Neunzehnjährigen leuchtet, wie die Farbe der Rose. Und die Zukunft, welche ihr so viel Glück versprach, konnte nicht mehr ferne sein, kaum noch zehn Tage und dann, dann... doch wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen.

* * *

„Schon zurück, Nancy?“ frug der alte Kupferstecher, als seine Enkeltochter den einfachen Hut absetzte, und die weichen Haare vor dem Spiegel glattstrich, „und Herr Smith,“ ließ er schnell folgen.

„Wird Dir helfen,“ fiel Nancy ein, obgleich ihre Stimme bebte, als diese Unwahrheit von ihren Lippen floß. „In dem Augenblicke, als ich bei ihm war, war es ihm unmöglich, aber morgen früh werde ich wieder zu ihm gehen, dann wird er das Geld in Bereitschaft halten.“

„Gott sei Dank,“ sagte der Greis, „Du siehst, Nancy, daß der Herr Smith ein braver Mann ist, der Deinem Großvater gerne hilft, o, wenn alle Menschen dächten und handelten, wie er, würde es besser sein!“

Nancy antwortete nicht, was sollte sie auch geantwortet haben?

„Vergiß nicht, liebes Kind,“ fuhr der arme Mann fort, „morgen frühzeitig zu ihm zu gehen, und sage ihm noch einmal, daß wir das Geliehene binnen wenig Tagen zurückgeben werden; da bekommst Du ja Geld, Nancy?“

„Ja, in zehn Tagen werde ich ihm das Geld geben können. O, was schleicht die Zeit langsam, wenn man ihr so gerne Flügel gäbe.“

„Sage das nicht, Nancy, ich bin schon vierundsiebenzig Jahre, und doch kommt es mir vor, als wäre die Zeit an mir vorübergeflogen; Vorfälle und Umstände erinnere ich mich von zwanzig Jahren her, als wären sie erst gestern geschehen. Je länger etwas her, desto lebendiger steht es mir vor dem Geist. Ich erinnere mich noch deutlich und klar der ersten Jahre meiner Ehe; ich verdiente viel Geld, denn es waren damals wenig Kupferstecher im Lande, und ich war recht glücklich. Dein Vater, mein einzig Kind, war ein Goldschmid, doch, obwohl sehr geschickt in seinem Fach, verdiente er sehr wenig, da die Zahl seiner Gönner sehr gering war, und er mehre Male Bankerot machte.“

„Als Deine Mutter starb, Nancy, nahmen wir, Deine Großältern, Dich zu uns, und als Dein armer, unglücklicher Vater ermordet wurde, suchten wir Deine Aeltern zu ersetzen. Damals war ich noch nicht so bedürftig, als jetzt, aber die lange Krankheit Deiner Großmutter hat das Wenige, was ich besaß, aufgezehrt; und nun bin ich arm, alt und arm, Nancy! O, wenn Dein Vater noch lebte, armes Kind, gewiß ich würde mich vor der Zukunft nicht fürchten. Johann war ein braver Sohn, der für mein Alter gesorgt hätte, für Dich, wie für mich, Nancy! Armer Johann! verflucht sei Dein Mörder!“ Der Greis wischte eine Thräne ab, die bei dem Gedanken an sein einzig Kind in seine Augen gekommen war.

„Es wird bald besser werden,“ sagte Nancy, mit Freude sich die Zukunft vor den Geist rufend.

Es war spät, der alte Mann begab sich zur Ruhe, und kaum bemerkte Nancy an seinem regelmäßigen Athemholen, daß er schlief, als sie einen Schlüssel holte, und den altväterischen Kasten öffnete.

Mit zitternder Hand nahm sie eine große, goldene Taschenuhr aus demselben und steckte sie zu sich. „Es ist ja, um ihm zu helfen,“ sagte sie zu sich selbst, „und in zehn Tagen kann ich sie zurückholen und wieder auf den Platz legen, ohne daß er etwas davon bemerkt; er trägt sie nie und wird sie darum auch nie vermissen.“ Wohl kam ihr der Gedanke in den Sinn, daß, was sie jetzt that, von Manchem vielleicht als Vergehen betrachtet werden würde; wohl zögerte sie und legte den kostbaren Gegenstand einige Male wieder auf seinen Platz und entfernte sich einige Schritte von dem Kasten... Doch mußte sie ihrem Großvater helfen, sie hatte ihm gesagt, daß Smith ihr Geld geben werde... und mußte darum ihren Vorsatz ausführen.

Die goldene Uhr, welche Nancy zu sich steckte, hatte Jakob Horst, als er zwanzig Jahre alt war, von einem Herrn zum Geschenk bekommen, dem er das Leben

mit Gefahr seines eignen gerettet hatte. Auf der Inseite des Deckels las man den Namen des Retters und des Geretteten, von einer kunstreichen Hand zierlich gravirt, nebst der Zeit, wann und wo die edle That vollbracht wurde.

Das Kleinod wurde von dem ehrlichen Kupferstecher, wie ein Heiligthum gehalten; lange Jahre hatte er sie getragen und oft mit innigem Vergnügen, ja selbst mit einem gewissen Stolz seinen Freunden gezeigt. Doch als an dem kostbaren Gegenstand etwas gebrochen war, und er nicht so viel Geld besaß, es herstellen zu lassen, hatte er es in seinem Kabinete aufbewahrt, und sparte hie und da an seinem geringen Verdienste einige Pfennige ab, um es endlich einmal wieder in Stand setzen zu lassen.

Nancy sah mit erstaunten Augen auf das dem Großvater so theure Uhrwerk, es war ihr, als ob die kleinen, kurzen Zeiger sie drohend warnten, als ob die griechischen Ziffern des Zeigerblattes sich in Worte verwandelten und sprächen: „Was Du thun willst, ist nicht gut!" Doch wie bald, dachte sie, werde sie die Uhr wieder zurückholen können; dann wollte sie auch das Werk herstellen lassen, und wie angenehm würde es für ihren Großvater sein, wenn er sie wieder ticken hören und die Zeiger wieder langsam sich drehen sehen könne.

Am folgenden Morgen verließ Nancy die Wohnung ihres Großvaters und kam bald mit zwanzig Gulden zurück, die sie von Adam Smith empfangen zu haben behauptete, die sie aber auf dem Leihhause erhalten hatte.

III.

Der junge Maler.

Wir gehen um drei Jahre zurück. Nancy war damals sechszehn Jahre, doch schien sie schon ein paar Jahre älter zu sein. Ihr Großvater befand sich damals noch nicht in den dürftigen Umständen, wie wir ihn so eben angetroffen haben, und war darum im Stande, das Lehrgeld in einer Putzwaarenhandlung für seine Enkeltochter zu bezahlen.

Die beiden Zimmer über dem Laden wurden von einem jungen Maler bewohnt, der, obgleich noch ein Neuling in der Kunst, deutliche Beweise gab, daß er bei weiterer Uebung und Studium einen nicht unbedeutenden Rang unter unseren vaterländischen Malern einnehmen werde.

Das Vorzimmer diente zum Schlafen und Wohnen, während das Hinterzimmer zum Atelier des jungen Künstlers eingerichtet war. Da saß er vom ersten Sonnenstrahl bis zum späten Abend, eifrig vor seiner Staffelei und zauberte auf das vor ihm stehende Tuch die Bilder seiner jugendlich erregten Einbildungskraft.

Albert Drost war ein hübscher dreiundzwanzigjähriger Jüngling, lebendig, heiter und froh, wie jedes sich entwickelnde Kunstgenie und durchaus nicht ohne Gefühl für die Reize, welche Nancy Horst, wie jung sie auch noch war, schon entwickelte.

Nie kam er das Zimmer vorüber, in welchem sie arbeitete, ohne einen Blick auf sie zu werfen und von jeder Gelegenheit machte er Gebrauch, um einige Worte mit ihr zu wechseln.

Auch Nancy sah den Maler gerne und wenn er fort war, schlich sie in der Stille in sein Arbeitszimmer und bewunderte die Werke seines kunstreichen Pin-

fels und das Bild des Künstlers stand ihr bei dem Betrachten derselben immer vor dem Geiste.

Eines Tages, als Nancy wieder ein halb fertiges Bild bewundernd betrachtete, überraschte sie der Maler. Etwas erschreckt, wollte sie in aller Eile das Zimmer verlassen, als Albert sie zurück hielt.

„Sie brauchen nicht vor mir zu fliehen, Fräulein Nancy," sagte er freundlich, „es ehrt mich sehr, daß Ihre schönen Augen auf meinen Malereien ruhen, Sie lieben also die Kunst."

Nancy gab eine verwirrte Antwort und der Maler, der nichts mehr wünschte, als die Unterhaltung mit der Putzmacherin so lang als möglich auszudehnen, holte sein Portefeuille und zeigte Nancy seine Zeichnungen, die sie mit dem Ausruf: „herrlich! o das ist schön!" aufmerksam betrachtete.

Dann wurde das Skizzenbuch herbei geholt und bei jeder schönen Ansicht, die der Maler ihr vorlegte, rief sie mit naiver Bewunderung: „Und ist das wirklich so schön, haben Sie das Alles gesehen? O wie gerne möcht' ich auch mal dahin!"

„Ich bin überall selbst gewesen und habe die Skizzen auf dem Platze gezeichnet, o ein Künstler kommt überall hin!"

„Und wenn er verheirathet ist, reis't denn seine Frau auch mit ihm?" frug Nancy in ihrer kindlichen Unschuld, die Albert ein Lächeln abnöthigte und die schöne Fragerin in seinen Augen noch liebenswürdiger machte.

„Ja, Nancy, wenn der Maler viel auf seine Frau hält und das thun die meisten Künstler!"

„O da möchte ich wohl die Frau eines Malers sein!"

„Sie wollten, Fräulein Nancy?" frug Albert, und der Ton, in welchem er diese Worte an seine liebenswürdige Besucherin richtete, rief eine Röthe auf die

Wangen des anmuthigen Mädchens und erinnerte sie, daß sie das Zimmer des Malers verlassen müsse.

Aber Albert war der Muth gewachsen. „Wenn nun ein Maler, wenn... ich Ihnen meine Hand anböte, Fräulein Nancy," sprach er. Aber schnell, wie ein Reh, hatte sie den Ort verlassen, wo sie so viel Schönes gesehen. Und in der Folge, wenn der Maler wieder an ihrem Zimmer vorbei kam und einen Blick in dasselbe warf, sah Nancy nicht auf, sondern hielt ihre Augen fest auf die Arbeit gerichtet und nähte fleißig fort, als hätte sie keine Zeit, den jungen Mann nur anzusehen.

Die Begegnung in dem Atelier gab aber doch die Einleitung zu näherer Bekanntschaft, und das liebe Mädchen, geschmeichelt durch den Vorzug, welchen ein so großer Künstler ihr schenkte, wie Albert, denn in ihren Augen war er der größte aller Künstler, zeigte sich nicht ungeneigt, einmal die Gattin Albert Drost's zu werden.

Von Nancy nicht abgewiesen, wagte Albert es auch, bei dem Großvater sein Ansuchen zu stellen; doch wie sehr auch der junge Albert der lieben Enkelin gefiel, war ihm der Großvater nicht sehr geneigt. Der alte Kupferstecher nannte ihn einen Fant, einen leichtsinnigen Menschen, weil er etwas leichtfertiger gekleidet war als andere Leute, weil seine Haare in langen Locken um sein Haupt wallten, und ein kleiner Bart auf seiner Oberlippe sich zeigte, was ihm ein fremdartiges Ansehen verlieh und so sehr stritt mit dem Bilde der Einfachheit und des Anstandes, welches sich Jakob Horst als wahrer Amsterdamer gemacht hatte.

Dazu hatte sich Albert eine absprechende Art zu reden angewöhnt, und hatte ganz andere Ansichten über Kunst als der Kupferstecher, der, weil er mehr Jahre, als der Maler zählte, nicht ertragen konnte, daß ihm dieser widersprach: der gute Alte nämlich hielt seine Kunst für ebenbürtig mit der Malerei, was Albert mit

Heftigkeit bestritt. Dennoch wußte sich Albert bald in die Launen des Alten zu schicken; er kleidete sich einfacher, wenn er den Großvater besuchte, rühmte die große Kupferstecherkunst, bewunderte die Arbeit des Alten und vollendete kein Bild, ohne zuvor sein Urtheil um Rath zu fragen, obwohl er nie den Rath befolgte, den der gute Horst ihm zu geben nicht unterließ.

Dieß Alles brachte den Maler bei dem alten Manne in Gunst, der nun in Albert einen geschickten Gatten für seine Nancy gefunden zu haben glaubte.

Die Zukunft für das Mädchen war so schön und unbewölkt, bis plötzlich ein fatales Ereigniß die heitere Zukunft umnebelte.

Albert Drost war, wie wir schon sagten, ein Jüngling von heiterem Naturell. Vor der Staffelei sitzend war er nur mit der Arbeit beschäftigt, er dachte nur an seinen Vorwurf und mit wunderbarer Gewandtheit flog der Pinsel über das Tuch.

Doch kaum war die Arbeit geendigt, als die Losgebundenheit seiner Anspannung das Gleichgewicht halten mußte, wüst und ausgelassen, verführt durch die leichtfertige Gesellschaft seiner Kunstbrüder, betäubt von dem Wein, verbrauchte er oft an einem Abende mehr, als der Erwerb einer ganzen Woche ihm erlaubte.

Es ist wahr, die Liebe zu Nancy, der Umgang mit ihr hatten einen wohlthätigen Einfluß auf den jungen Maler gehabt, er verkehrte weniger mehr mit seinen leichtsinnigen Kunstbrüdern. Die wüsten Trinkgelage, denen er sich früher hingegeben, waren ihm etwas fremd geworden, doch dieß Alles hob die Schulden nicht auf, in welche ihn sein jugendlicher Leichtsinn gestürzt hatte. Seine vielen Gläubiger drängten ihn und dieß nahm ihm die Lust zum Arbeiten; dazu kam noch der Umstand, daß er früher, um immer mit Geld versehen zu sein, in der Eile eine Menge Tafeln vollendet und für einen Spottpreis verkauft hatte, was seinen Namen als Maler nicht sehr hob; daher kam es auch, daß es

ihm, ob er sich gleich jetzt mit Eifer auf die Kunst legte, beinahe unmöglich wurde, seine Bilder an den Mann zu bringen.

Albert wurde durch all' dieß nicht entmuthigt; er spannte vielmehr alle seine Kräfte an, um zu glänzen, und als eine der Schöpfungen seines Künstlertalentes die allgemeinste Bewunderung erregt hatte, und für einen ansehnlichen Preis verkauft worden war, wurde sein Name bald allgemein bekannt und Aufträge zu verschiedenen Bildern wurden ihm zu Theil.

Doch gerade dieses Glück legte den Grund zu dem Unglücke unseres Malers. Bald wurden seine Gläubiger dringender als je, sie bedrohten ihn mit Gefangennehmung und forderten ihn vor Gericht, in der Hoffnung, die Gönner Albert Drost's, theilnehmend für sein Unglücke, würden für ihn bezahlen. Aber vergebens wandte sich Albert an diese Leute; jede Vorausbezahlung wurde ihm verweigert, und der Maler war nahe an der Verzweiflung, als sich ihm eine Gelegenheit bot, sich zu retten, wovon er denn auch, leider mehr zu seinem Unglück, Gebrauch machte.

In einem gewissen Hause auf der Keizergracht befand sich ein Saal, der mit einer Tapete decorirt war, auf welcher einer der größten Künstler Landschaften gemalt hatte. Diese Malereien hatten aber durch die Zeit viel gelitten, und der Eigenthümer des Hauses, der sehr an der Tapete hing, übertrug die Restauration dem geschickten Pinsel Drost's und die Summe, welche Albert alsbald nach der Vollendung empfangen sollte, war sehr bedeutend.

Schon hatte er einige Zeit an seiner Aufgabe gearbeitet, als Madame R. ihm einige kleine Miniaturbilder zeigte, die mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt waren. Diese Portraits wurden in einer Schachtel aufbewahrt, welche in einem Sekretär eingeschlossen war, der auf dem Saale stund. Der Staub, mit dem die Schachtel bedeckt war, bewies, daß sie sel-

ten hervor geholt wurde, und nachdem der Maler die Bilder betrachtet, und sein Urtheil darüber gefällt hatte, brachte Madame R. die Schachtel wieder an ihren Platz.

Der Sommer war herbeigekommen und Herr R. zog mit seinem Hauswesen auf sein Landhaus, nur einen Portier und dessen Frau in Amsterdam zurücklassend.

Das Werk unseres Malers war lange noch nicht beendigt, und eines Tages rief er den Portier, um mit seiner Hülfe den Sekretair ein wenig auf die Seite zu rücken, da er den Platz hinter demselben bemalen mußte. Während Albert hiemit beschäftigt war, bemerkte er, daß das Blatt auf dem Sekretair von der Feuchtigkeit ganz losgegangen war, und im selben Augenblick flog ihm ein Gedanke durch den Sinn, der ihn schauern machte.

Gerade um diese Zeit hatten die Gläubiger begonnen, ihn gerichtlich zu verfolgen, und er mußte jeden Augenblick einer Vorforderung gewärtig sein.

Er hatte nur den Deckel des Sekretairs aufzuheben, und einen Griff zu thun, um sich der Schachtel mit den Miniaturporträts zu bemeistern.

Wenn er die kostbaren Edelsteine ins Leihhaus gäbe, müßte ihm gewiß die Summe werden, welche zureichte, seine Gläubiger zu bezahlen und sobald er sein Werk vollendet hatte, mußte wiederum der Lohn dafür genug sein, um die Juwelen zu lösen; dann werde er schon wieder ein Mittel finden, die Schachtel an den alten Platz zurückzubringen, ohne daß Jemand etwas erführe von dem, was er gethan. Das ist doch kein Diebstahl, dachte der Maler, er werde ja sobald er das Geld empfangen habe, die Juwelen wieder auslösen, und vor Entdeckung brauchte er sich nicht zu fürchten, da Herr R. und seine Familie erst im Spätjahre zurückkommen sollten, und kämen sie selbst früher zurück, so würde die Schachtel wohl schwerlich ver-

mißt, da sie nur sehr selten von ihrem Platze genommen wurde.

Niemand war bei dem Maler in dem Saale, die Gelegenheit war günstig und doch zögerte er; das erste Verbrechen kämpft einen harten Kampf mit dem Gewissen.

Zum dritten Male war er dem Meubel genaht, in welchem die Mittel zu seiner Rettung lagen. Wunderbarer Weise kamen ihm gerade in diesem Augenblicke die Kinderschriften vor die Seele, die er einst gelesen hatte; es war als ob ihm eine drückende Last den Athem hemmte, als ob seinen Händen die Kraft mangelte, die sonst nicht schwere Platte abzuheben — und doch plötzlich war die Hand ausgereckt nach dem fatalen Orte und als er die Hand wieder zurück zog . . . hielt sie die Schachtel.

An diesem Tage war es ihm unmöglich zu arbeiten, er eilte nach Hause, nahm die Portraits aus ihren kostbaren Rahmen und brachte die Juwelen nach einer Leihbank, wo er sie, obgleich man ihm das Doppelte anbot, nur für die Summe lieh, die er nöthig hatte, um seine drängenden Gläubiger zu befriedigen.

Doch das Verbrechen wurde entdeckt, ehe er im Stande war, dasselbe wieder gut zu machen.

Unter den Directoren der Leihbank befand sich Einer, der sehr gut mit dem Herrn R. bekannt war, und die Portraits oft gesehen hatte. Es war daher sehr natürlich, daß er, sobald die Juwelen auf die große Bank gebracht wurden, dieselben sogleich als dieselben erkannte, welche um Herrn R's Bilder gesetzt waren. Da er sich nicht vorstellen konnte, daß die Steine von dem Eigenthümer geliehen waren, kam ihm die Sache verdächtig vor und er erachtete es daher für seine Pflicht, den Herrn R. hievon in Kenntniß zu setzen und so wurde der Grund zu Alberts Unglück gelegt.

Die Folge davon war, daß Herr R. den Dieb-

stahl dem Gericht bekannt machte, und plötzlich wurde bei dem Maler gerichtliche Untersuchung angestellt und man fand auch richtig die Porträts, um welche die Juwelen gesetzt waren, im Besitze des unglücklichen Albert Drost.

Seine Schuld war zu klar, als daß das Läugnen ihm hätte etwas nützen können. Er wurde in sicheres Gewahrsam genommen, erschien vor seinen Richtern und wurde zu drei Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt.

Wie Nancy bei alle dem zu Muthe war, brauchen wir nicht auszumalen.

Albert hatte ihr Alles gestanden und das Geständniß gezeigt, daß er mehr unglücklich als Verbrecher war. Und wie sehr auch ihr Großvater sich ihrer Liebe zu einem Verbrecher widersetzte, blieb sie dem Maler doch im Stillen treu; in ihren Augen war er nicht schuldig und sie schwur ihm ewige Liebe und das Vorgefallene werde sie nicht hindern, sobald seine Strafzeit vorüber, ihm ihre Hand zu schenken. So lange Albert sich noch im Arrest- und Justizhause befand, sah man oft die liebe Nancy, ohne Wissen des alten Kupferstechers, den Heiligenweg entlang schleichen und in das Gefängniß treten, um den beklagenswerthen Albert durch ihre Gegenwart zu trösten, und zu ermuthigen. Das Körbchen, das sie stets sorgfältig unter dem Mantel verborgen hatte, enthielt immer einige Erquickungen für den geliebten Gefangenen; da klopfte ihr Herz vor Freude, wenn sie im Stande war, etwas für ihn zu thun.

Doch nicht lange sollte das Glück Nancys dauern, ihren Geliebten täglich zu sehen: kaum hatte Albert sein Urtheil empfangen, als er seine Strafzeit im Gefängniß zu Hoorn erstehen mußte.

Weinend sagte ihm Nancy Lebewohl. Unter einem heiteren Aeußern verbarg sie den tiefen Schmerz, der ihr Innerstes verzehrte; mit Thränen in den Augen sprach sie ihm von der Zukunft, nannte die drei Jahre

eine Kleinigkeit und doch schien ihr die Zeit eine Ewigkeit. Aber als sie die zwei elenden Verbrecher sah, in deren Gesellschaft Albert abgeführt werden sollte, da schwanden ihr die Kräfte zugleich mit dem scheinbaren Muthe und sie fiel bewußtlos in die Arme eines Gerichtsdieners. Als sie wieder zu sich selbst gekommen, war der Gegenstand ihrer innigsten Liebe schon weit von ihr entfernt.

Nancy vergaß den Geliebten nicht; sie sparte Geld zusammen, so viel ihr möglich, und sendete es ihm. Dieser aber, wissend, wie viel Mühe es Nancy kostete, selbst das Wenige, das sie für ihn zurücklegte, zusammen zu bekommen, schickte ihr das Geld zurück unter dem Vorwande, er brauche es nicht.

Als Albert schon zwei Jahre im Gefängniß gesessen, empfing Nancy einen Brief, worin er sie um einiges Geld ersuchte. Sogleich erfüllte Nancy die Bitte, welche nach einiger Zeit wiederholt wurde; die sorgende Nancy wußte nicht, woher das Geld bekommen, aber Albert schrieb so dringend, daß sie durch den Verkauf einiger ihrer besten Kleider eine kleine Summe zu bekommen suchte, welche sie dem Maler sandte.

Da folgte ein Brief auf den andern, und alle enthielten Bitten um Geld. Albert schrieb, daß er sehr viel Geld mit Malen verdiene, aber er bekomme es nicht in die Hände, da es in Gefängnissen gebräuchlich sei, das Geld, das die Gefangenen verdienen, aufzubewahren und es ihnen erst beim Austritt zu geben. Er hatte, wie er schrieb, bereits eine ansehnliche Summe beisammen, die ihn in den Stand setzte, sogleich nach seiner Entlassung sich mit ihr zu verheirathen. Dann sollte der alte Großvater zu ihnen ziehen und seine Tage in Ruhe zubringen und in jeder Hinsicht glücklich sein. Aber er brauchte Geld zum Ankauf von Tuch, Pinseln und Farben, und dieß sollte Nancy ihm verschaffen. Ohne Wissen ihres Großva-

ters verkaufte sie beinahe alle ihre Kleider, um Albert zu helfen.

So verliefen die Monate, und das Ende der Strafzeit war nicht mehr ferne. Das gute Mädchen spiegelte sich eine frohe und glückliche Zukunft vor. In zehn Tagen mußte Albert seine Entlassung bekommen, dann sollte sie ihn nach einer Trennung von drei vollen Jahren wiedersehen und wenn er mit dem Gelde zurückkäme, das er durch seine Arbeit verdient hatte, und das, wie er schrieb, eine große Summe betrug, würde gewiß der Großvater sich nicht mehr ihrer Ehe widersetzen, würde sie eine glückliche Frau werden und ihr Großvater seine Tage in Ruhe beschließen können. Dann sollte die goldene Uhr, worin seine edle Handlung eingegraben war, wieder lustig ticken in der Tasche des Greisen. Dies ist die Zukunft, die die lebendige Phantasie Nancys, erhöht durch eine reine, treue Liebe, ihr vormalte.

IV.

Die Zurückkunft.

Die zehn Tage, die Nancy zehn Jahre schienen, waren langsam dahin geschlichen. Der Tag war gekommen, an welchem sie Albert wiedersehen sollte, der Tag, der der glücklichste ihres Lebens zu werden versprach und mit ungeduldigem Verlangen wartete sie des Malers. Jedes Geräusch, jedes Wispern, das sie hörte, machte sie erschreckt aufspringen; doch es wurde Abend und Albert kam nicht.

Endlich, als ihr Großvater sich schon einige Zeit

zur Ruhe begeben hatte, hörte sie an die Thüre klopfen und die Worte: „Bist Du da, Nancy?" aussprechen.

Wie leise diese Worte auch geflüstert wurden, das Mädchen erkannte doch alsbald seine Stimme; eine tiefe Glut überzog ihr Gesicht: der glückliche Augenblick war da, ihre Wünsche sollten erfüllt werden, ja, es war Alberts Stimme, es war die Stimme des Geliebten, der ihren Namen genannt hatte.

Eilig stand sie auf und öffnete so leise als möglich die Thüre, um den alten Kupferstecher nicht aufzuwecken . . . doch erschrocken fuhr sie zurück, als sie Albert vor sich stehen sah.

Es war nicht mehr der junge lebenslustige Maler, aus dessen Augen Muth und Leben sprachen, auf dessen Wangen die frische Röthe der Gesundheit prangte, nein, es war nur sein Schatten. Ein Aufenthalt von drei Jahren in dem Gefängnisse zu Hoorn, der Umgang mit seinen Bewohnern, die in diesem Kerker, wie in einem Korb, durch einander geworfen werden, hatte eine furchtbare Veränderung in Albert Drost hervorgebracht.

Die Röthe war von seinen eingefallenen Wangen gewichen und hatte einer ungesunden Bläße Raum gegeben. Sein freier, offener Blick war matt und unsicher geworden; während sein ungeordneter und ungeschorner Bart und die langen Haare, welche verwirrt sein Haupt bedeckten und an Hals und Schultern herabhingen, dem Ganzen etwas Abstoßendes gaben. Seine magere Gestalt umschloß ein kurzer verschlitzter, grüner Rock, der an den Ellbogen geflickt und kaum von zwei ungleichen Knöpfen zusammengehalten wurde; eine alte Hose, mit Lappen von verschiedener Farbe auf den Knieen besetzt, alte Schuhe, die ihm zu weit waren, und ein schmutziges weißes Halstuch, leicht um den Hals gebunden, bildeten die übrige Kleidung des Malers, und in diesem Zustand kehrte der früher schöne

und blühende Jüngling aus dem Gefängniß zu seiner Geliebten zurück. *)

„Gott... Albert... Du..." frug Nancy. Sie wünschte so innig, daß sie sich betrog, doch es war mehr als zu wahr. Eine heisere Stimme, ganz verschieden von der wohllautenden vor drei Jahren, sagte:

---

*) Man betrachte das, was wir hier über Albert Drost mittheilen, keineswegs als übertrieben, ebensowenig den Ausdruck: ein dreijähriger Aufenthalt in dem Gefängniß zu Hoorn als ungerecht und aus der Luft gegriffen. Wir hatten Gelegenheit, dieses Gefängniß in Augenschein zu nehmen und erschracken vor den bleichen Gesichtern der Gefangenen, auf welchen Krankheit und Leiden so deutlich zu lesen standen. Dies Gebäude, hart an der See gelegen, und auf allen Seiten vom Wasser umringt, in welchem sich 400—500 Gefangene aufhalten, ist erstens eines der ungesundesten Gefängnisse wegen seiner Lage, und zweitens wegen seiner engen Räume, da es bei der Erbauung zu einem ganz anderen Zwecke eingerichtet wurde, als zu einem Kerker, wie schon der erste Anblick uns deutlich machen kann. Wer sich für den Zustand der Gefängnisse interessirt, besuche sie selbst und er wird sich überzeugen, wie viel noch zu wünschen übrig bleibt. Wer aber nicht die Gelegenheit hat, sie zu besichtigen, lese das mit Sachkenntniß geschriebene Werkchen von L. G. Bonricius, over de gevangenissen in Nederland, wo unter anderem die Worte stehen: «Alle unsre Gefängnisse scheinen so eingerichtet zu sein, als wollte man die Gefangenen in ihnen wie Mumien in den Katakomben aufschichten,» während der Verfasser der Beknopt overzigt van het gevangenis-stelsel in Nederland den Wunsch ausspricht, es möchte ein Preis auf die Beantwortung der Frage gesetzt werden, warum so viele Gefangenen an der Wassersucht leiden.

„Ja, Nancy, ich bin es...! Du bist noch schöner geworden als früher," und Albert schlang seine Arme um das liebe Mädchen und zog sie zu sich, um ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Nancy zitterte unwillkührlich, als die Arme des Malers sie umfingen und seine bleifarbigen Lippen die ihren berührten. „Und doch, vielleicht ist er unglücklich, vielleicht ist er krank gewesen und hat es mir nicht schreiben wollen, um mich nicht unruhig zu machen," dachte das zarte Kind bei sich selbst und drückte die magern Hände des Malers in die ihren und küßte ihn, während eine Thräne über ihre Wangen rollte.

„Bist Du krank gewesen, Albert?" fragte sie, während sie ihm bedeutete, ebenso leise zu sprechen wie sie selbst.

„Wer kann gesund bleiben in einem so elenden Gefängniß?" sprach Albert.

„Aber bist Du jetzt wieder ganz hergestellt, wieder besser, Albert?" Und ihre lieben Augen hatten solch' zärtlichen Ausdruck, wie nur ein liebendes Mädchen ihn haben kann.

„Besser, ja und nein, wie man es nehmen will. Wie geht's mit unserem Alten, hat er viel zu thun?"

„Leider nichts; mein armer Großvater..."

„Und Du, Nancy, Du verdienst gewiß viel?"

„Das wollte ich wünschen..."

„Aber Du wirst gewiß etwas haben, um mir zu helfen... Ich muß diese Nacht unter Dach und habe keinen Pfennig."

„Aber Du hast mir geschrieben, daß Du so viel gut habest," sagte Nancy mit bebender Stimme, „daß Du eine ansehnliche Summe empfangen werdest, wenn Du entlassen wirst, und nun keinen einzigen Pfennig und so elende Kleider, Albert..."

„Glaubst Du, daß man da so bald ausbezahle? Es kann wohl noch drei Wochen dauern, ehe ich das

Geld empfange; aber dann auch gewiß, dann sollst Du einmal sehen, Nancy, wie ich mich an Dir beweisen werde, und Du sollst Dich nicht zu schämen brauchen, mich bei Dir zu sehen."

„Wer sagt Dir, daß ich mich schäme?" rief Nancy, von dem Verweis getroffen. „Pfui, Albert, wie kann solch' ein Gedanke bei Dir aufsteigen? Du bist Künstler; wenn Du willst, kannst Du bald eine Malerei fertig haben und theuer verkaufen: ich bin schon glücklich, daß Du nur wenigstens aus dem Gefängnisse heraus bist."

„In drei Wochen habe ich Geld im Ueberfluß und dann... dann sollst Du einmal sehen, wie glücklich wir sein werden; aber jetzt kann ich nicht länger bleiben, gib mir etwas Geld, um diese Nacht unter Dach zu kommen, ich werde es Dir wiedergeben."

„Ich habe beinahe nichts," stammelte das Mädchen verlegen... „einen Gulden, mehr habe ich nicht..."

„Wie, wie, Nancy, ein Mädchen, das so arbeitsam und fleißig ist wie Du, sollte nicht mehr als einen Gulden haben! Das ist unmöglich, aber Du willst mir vielleicht nicht mehr helfen, weil ich nicht mehr so schön gekleidet vor Dir erscheine; Du traust mir nicht, Nancy."

„Albert, Du weißt, daß ich Dir immer geholfen habe, und nun dieser Verweis!"

Sie begann zu weinen. Es schien den Maler zu rühren und in freundlicherem Tone sagte er:

„Ich will Dir glauben, Nancy, ich glaube Dir, bei Gott, ich thue es; — gib mir den Gulden... ich habe für den Augenblick genug damit."

Nancy nahm ihr Beutelchen und als Albert sah, daß es nur einen Gulden enthielt, welchen sie ihm ohne Zögern gab, wurde er innigst betroffen, und das Geldstück nehmend, rief er: „Das muß anders werden, bei Gott, das muß es, nur noch ein paar Wochen Geduld, Nancy, und Du sollst reich sein..."

Damit küßte er das Mädchen herzlich und entfernte sich schnell, während er vor sich hin sagte: „Sie ist brav, sie verdient glücklich zu sein, und das will ich sie machen.“

Er eilte fort und kam auf das Amstelveld, einen Platz, wo die Steinhauer gewöhnlich ihre Arbeit verrichten. Auf einem der Steine saß ein Mann, auf dessen Gesicht so viel Gemeinheit und Bosheit ausgedrückt war, daß man ihm, auf einem einsamen Wege begegnend, sorgfältig ausgewichen wäre; mit einem Wort, es war einer jener Menschen, wie man sie leider in keiner kleinen Anzahl in den Gefängnissen antrifft.

„Verflucht!“ rief er, sobald er den Maler gewahr wurde, „heißt das mich warten lassen, ich saß da, wie wenn einer auf 't schollem te kijk staat [1]).“

„Ich konnte nicht früher kommen,“ sagte Albert, „de lekijve [2]) hielt mich lange auf, ehe sie mir moos [3]) geben wollte.“

„Nun, wenn sie es nur gethan hat, denn Du begreifst: kein moos, kein jajim [4]).“

„Wir werden aber nicht viel caskene [5]), das moos ist krasp [6]), ein kop [7]).“

„Verflucht! Du willst Dich doch nicht als moser doorslaan [8]), indem Du mir weis machst, sie habe Dir nur einen kop gegeben.“

„Ich will verdammt sein, wenn ich einen einzigen roode [9]) mehr bekommen habe. Glaubst Du, Paul,

---

1) Auf dem Schaffot ausgestellt ist.
2) Das junge Mädchen.
3) Geld.
4) Branntwein.
5) Trinken.
6) Wenig.
7) Gulden.
8) Mich nicht betrügen.
9) Kupfermünze.

daß ich einen so guten gewerber[10]), als Du bist, een streep wil trekken[11])?

„Nein, Bert, dazu kennen wir einander schon zu lange, das moos ist wenig, aber in de trom[12]) werden wir genug alte gewerbers[13]) finden, die uns jajim laten caskene[14]) und eine hübsche kalle[15]) auf dem Schooß, ohne daß wir zu bloeden[16]) brauchen. Wir wollen nun in den trom, die Andern werden schon da sein, und ich brenne vor Ungeduld, mir einmal wieder gütlich zu thun. In acht Jahren gewiß bin ich unter keinen neres[17]) mehr gegangen, und habe keinen andern jajim getrunken, als das schlechte Getränk, das man uns in der kantine[18]) für jajim verkauft. Komm, die frederiks[19]) voran, und die Zeit so gut als möglich verthan, bis wir wieder geschut[20]) werden."

Paul nahm des Malers Arm und Beide machten sich nach einer elenden Kneipe auf den Weg, die wir später beschreiben werden.

---

10) Kameraden.
11) Betrügen werde.
12) Ein Wirthshaus der gemeinsten Art, wo Diebe und andere Verbrecher zusammenkommen.
13) Kameraden.
14) Branntwein trinken zu lassen.
15) Oeffentliche Dirne.
16) Bezahlen.
17) Laternen.
18) Kneipe im Gefängniß.
19) Füße.
20) Ins Gefängniß kommen.

VI.

Das Gefängniß zu Hoorn.

Man wird es uns nicht übel deuten, wenn wir vor dem weiteren Fortgang der Geschichte in wenigen Worten mittheilen, was während der dreijährigen Gefangenschaft zu Hoorn mit unserem jungen Maler vorging, um die düstere Stimmung Alberts etwas zu erklären, in welchem, nach dem Gespräch mit Paul, eine große Veränderung vorgegangen war.

Wie wir schon erzählten, wurde Albert Drost nach seiner Verurtheilung ins Gefängniß zu Hoorn gebracht, um da seine Strafe zu erstehen.

Was in seinem Innern vorging, als er die lange Brücke, die nach dem Gefängniß führt, überschritt, will ich nicht beschreiben. Meine Leser wissen ja, daß er, obgleich Verbrecher und schuldig, weit nicht so verdorben war, als der größte Theil unserer Gefängnißbevölkerung.

Alsbald ward er von seinen neuen Kameraden umringt, denn da es dem unglücklichen Maler an Geld gebrach, um die Unkosten eines besondern Gefängnisses zu bezahlen, mußte er sich die Gesellschaft von Leuten gefallen lassen, die weit unter ihm standen.

Wir können uns hier nicht versagen, folgende Bemerkungen zu machen, die unsern Lesern nicht ganz ungegründet erscheinen werden.

In einem Beschluß über die Gefängnisse, vom 21. November 1821, steht unter Titel 4: „In jedem Gefängniß soll eine Pistole vorhanden sein, in welcher man für eigene Rechnung besonders logirt, gespeist und gekleidet wird und zugleich keine Arbeit zu thun und keine Gefängnißkleidung zu tragen befugt ist.“

Der Zweck, den man bei mehrjähriger Gefängniß-

strafe hat, kann dreifach sein; erstens den Verbrecher durch die Einsperrung zu strafen; zweitens durch die Gefängnißstrafe ihn von dem Verkehr mit der Gesellschaft auszuschließen und ihm (während einiger Zeit) die Begehung von Verbrechen unmöglich zu machen; drittens, ihn durch obengemeldete Strafe zu bessern.

Daß in unserem Vaterlande Verbrecher allein um des Strafzweckes willen in's Gefängniß gesperrt werden, ist leicht zu beweisen aus dem schlechten Zustand unserer Gefängnisse und der geringen Sorgfalt, welche man auf die Beschaffenheit und sittliche Verbesserung der Gefangenen verwendet.[1]) Auch angenommen, daß das Gefängniß nur zur Strafe dient, kann es etwas Ungereimteres, ja Ungerechteres geben, als die sogenannte Pistole.[2]) Wer Geld besitzt, kann sich da alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen, und kann dann diese Gefangenschaft, verglichen mit dem elenden Loose

---

1) Im Verfolg unserer Erzählung wird sich dieß als begründet erweisen.

2) Für den, der gut mit Geld versehen ist, kann man diesen Platz eher einen Lustort, als ein Gefängniß nennen. Die Herren Pistoliers schmarotzen und prassen da wie die Bacchanten, je mehr sie Geld verzehren, desto mehr Freiheit genießen sie; ihre Familie und Freunde haben den ganzen Tag Zugang zu ihnen. Ich weiß selbst, daß durch diesen oder jenen Aufseher öffentliche Dirnen zu ihnen gelassen wurden, während zu einem armen Teufel nicht einmal seine Frau den Zutritt erhielt, die von weit her kam, um Abschied von ihm zu nehmen. Dieser Vergnügungsplatz in dem Gefängniß wurde von den Gefangenen zu Gent, le quartier aristocratique und zu St. Bernard hôtel de belle vue genannt.

(Auszug aus Beknopt overzigt door een gevangene. Amsterdam bij van Heteren.)

unvermögender Gefangenen, wohl eine Strafe genannt werden?"

Die Abschaffung der Pistoles in den Gefängnissen ist darum nicht allein höchst wünschenswerth, sondern auch sehr nothwendig.

Kein Wunder, daß der Maler, bei seinem Eintritte in das Gefängniß sich ernstlich vornahm, allen Umgang mit den übrigen Gefangenen zu vermeiden, denn welche Menschenklasse traf er da an? Elende, tiefgesunkene Menschen, deren Sprache er nicht verstand, deren Gemeinheit ihn aneckelte, mit einem Wort, die ihm Abscheu einflößten, und deren Gegenwart seine Strafe hundertfältig vermehrte.

Die Gefängnisse unseres Vaterlandes sehen in ihren Mauern nicht die feinen und gewandten Bösewichter, welche man in den französischen Kerkern antrifft; in unsern Gefängnissen wird selten eine geistige Unterhaltung, ein gut angebrachtes Wort gehört, wenn man niedrige Bordell- und Kneipengespräche, unsittliche und eckelhafte Reden nicht so heißen will. Man vergleiche nur das sogenannte Argot, oder die französische Diebssprache mit der Sprache, welche in unsern Zuchthäusern gehört wird, und man wird finden, daß der Erzähler der Mystères de Paris Wahrheit sprach, wenn er sagte: „Es scheint, daß die Bevölkerung unserer Gefängnisse und Zuchthäuser nicht so dichterisch, so voll Phantasie ist, als die der französischen Kerker." Bei den Franzosen hat die Sprache etwas Wohltönendes, bei uns dagegen ist sie platt, unangenehm für das Ohr und gemein. Die Heldin Eugene Sue's erhielt in dem Zuchthause den schönen Namen Fleur de Marie; wäre je ein so lieblicher Name in unsern Kerkern erdacht worden?[3])

---

3) In einigen französischen Zuchthäusern werden Tagblätter geschrieben, deren Redaktion oft sehr tüchtig

Albert verbrachte die ersten Tage seiner Gefangenschaft abgeschieden von den Andern; doch ist es unmöglich, in einem unserer Gefängnisse sich ganz von der Umgebung abzusondern, und wie sorgfältig er auch vermied, mit den Bewohnern des Gefängnisses in Berührung zu kommen, sah er sich dennoch gezwungen, sich unter die Gesellschaft der Verbrecher zu mischen, wollte er nicht für einen Linksche[4]) gehalten werden, und sich allen Arten von Beleidigungen, ja selbst Mißhandlungen ausgesetzt sehen.

Wiederholt und ernstlich bat er um einen besondern

---

sein soll. Unter anderem wurde zu St. Bernard eine Zuchthauszeitung unter dem Titel Le maroufle de l'Escaut geschrieben, die selbst außer dem Zuchthause vielen Absatz hatte, wegen ihrer geistreichen, humoristischen Aufsätze. — Solche Zuchthauszeitungen sind in unsern Gefängnissen ganz unbekannt, doch ist es uns gelungen, eine Abschrift einer solchen Zeitung aus dem Jahre 1820 zu bekommen, die in dem vormaligen Rasphuis zu Amsterdam, jetzt Huis van arrest en justitie geschrieben wurde. Dieses Tagblatt trug den trivialen Titel De wurgpaal, ist aber in einem so elenden Styl verfaßt, und so platten und sittenlosen Inhals, daß wir es nicht wagen könnten, einen Auszug davon zu geben. In den meisten französischen Kerkern werden Romane gelesen, besonders von Paul de Kock, Pigault le Brun. Bei unserem Besuche in den Gefängnissen bestand die Lektüre der Zuchthäusler aus Werken wie: De geest van Jan Tamboer, Laura of het opgehaalt gordijn, De portefeuille van Pieter Boddaert und dergleichen schändlichen Schriften, Es sind zwar auch Werke sittlichen Inhaltes in unsern Gefängnissen vorhanden, werden aber nicht oder sehr wenig gelesen.

4) Spion.

Aufenthaltsort, wie elend er auch sein möchte, wenn er nur von der Gesellschaft der Uebrigen geschieden und in den Stand gesetzt würde, seiner Kunst obzuliegen.

Doch seine Bitte wurde abgeschlagen: der arme Gefangene muß arbeiten; die Ausübuug der Kunst ist verboten. Und doch hätte er können unendlich mehr verdienen, wenn man ihm dies gestattet hätte, als mit dem Fasern alter Taue, wozu die ärmeren Gefangenen gebraucht werden. Wohl sagt der schon genannte Beschluß vom 21. November 1821, „daß den Gefangenen, die eine Kunst verstehen, die Ausübung derselben solle gestattet sein, mit Ausnahme des Schmid-, Schlosser- und Zimmermannhandwerks," doch wie viele andere Künste gibt es noch, wie Baumeister, Maler ꝛc., denen es unmöglich ist, in den Gefängnissen ihre Kunst auszuüben! Daher kömmt es auch, daß so viele, die eine dieser Künste verstehen, nach einem langen Aufenthalte im Zuchthaus sie ganz verlernt haben und sich später nicht mehr davon zu nähren im Stande sind. —

Verzweifelnd, daß seiner Bitte nicht willfahren worden, erniedrigt in seinen eigenen Augen durch die Arbeit, zu der er gezwungen war, verlor Albert den edlen Stolz, der dem Menschen so wohl steht und die wahre Scheidemauer zwischen dem Menschen mit Ehrgefühl und dem Bösewicht bildet. Aus Langeweile schloß er sich seinen Schicksalsgenossen an, und nur der schwache Funke von Gottesfurcht, der noch in seinem Innern klimmte, hinderte ihn, in ihren frechen Ton einzustimmen.

Doch auch dieser Funke war bald erloschen. In jedem Gefängniß befinden sich Atheisten und Gottesläugner, die etwas läugnen, was sie nie gekannt haben und das sie sich nie die Mühe gaben, zu erforschen. „Genießet, so lang ihr könnt, verschafft euch dazu die Mittel, gleichgültig auf welche Weise. Nach diesem

Leben kein anderes, eine Auflösung in Nichts. Keine andere Strafe als Schaffot und Kerker, suche darum der Strafe durch List zu entgehen. Es gibt keinen Richter, als den weltlichen." Dies sind die Lehren, die in den Gefängnissen gepredigt werden.

Wenn eine Feder es unternähme, die Geheimnisse der Zuchthäuser zu schildern, dann würde ein Schleier gelüftet, der eine Menge von Sünden bedeckt, die wir nicht einmal ahnen. Wir lassen die Worte eines Sachkundigen folgen, eines Mannes, der mehre Jahre im Gefängnisse zubrachte und darum aus Erfahrung spricht:

„Tretet in unsere Gefängnisse," sagt er, „und seht, wie die Menschen im Allgemeinen aussehen: mager, bleich und düster, mit eingefallenen Wangen, aufgeschwollenen und blöden Augen, magern Füßen, gekrümmtem Rücken und scheuem Blicke; das ist das Bild weit der Meisten. Blühend wie Rosen traten viele in den Kerker; wo ist ihre Blüthe? Frage sie; sie werden nichts sprechen; nur ein langer Seufzer, ein dumpf starrendes Auge, wie das eines Wahnsinnigen, wird ihre Antwort sein. Doch wollt ihr es wissen, seht ihre Speisen, ihre tägliche Nahrung, verlebet Tage bei ihnen in den mit Stickluft erfüllten Arbeitszimmern und folget ihnen dann in die Schlupfwinkel, in die geheimen Orte, in die Dunkelheit der Nacht; seht sie das töotliche Gift der unnatürlichsten Wollust mit vollen Zügen schlürfen und schauert zurück... aber fraget nicht mehr!!!"

Alle Versuche der Maatschappij tot zedelijke verbetering der gevangenen[5]) werden nie im Stande sein, dem Uebel zu steuern, das in den Gefängnissen herrscht, sich dort wie eine Pest verbreitet und die Ursache ist, daß die meisten Gefangenen den Kerker verlassen, mehr

---

5) Gesellschaft zur sittlichen Besserung der Gefangenen.

verdorben an Seele und Leib, als sie es bei ihrem Eintritte waren. Dazu müssen andere Mittel angewendet werden, als die Verbreitung von Traktätchen, die doch nicht gelesen oder zu einem ganz andern Zwecke gebraucht werden, als der, zu dem man sie verbreitet.[6])

Keine Traktätchen, kein Handbuch für Gefangene, keine Predigten, Reden und Ansprachen vermögen die sittliche Verbesserung der Zuchthausbevölkerung zu befördern. Die, welche sich bessern wollen, können es nicht, wollen sie sich nicht als Heuchler verspottet und allen Mißhandlungen blosgegeben sehen.

Es ist eine Unmöglichkeit, von einer Krankheit zu genesen in einer Kammer, wo Pestluft Alles durchzieht. Stelle jeden Gefangenen außer Verkehr mit Andern. Wollt ihr etwas Nützliches leisten, so folgt dem Bei-

---

6) Die schon mehrmals erwähnte Beknopt overzigt etc. theilt folgenden Vorfall mit. Die Traktätchen werden in gewissen Gefängnissen gebraucht zu Zwischenlagen in die Militär-Schuhe, welche von den Gefangenen gemacht werden, um das dazu abgelieferte Leder zu eigenem Gebrauche zu behalten. Dieser Betrug wurde anfangs nicht entdeckt, aber als die Schuhe bei den Regimentern geprüft wurden, gewahrte man bei dem Aufschneiden einiger Paare, um sich zu überzeugen, ob die Zwischenlagen sich darin befänden, die bewußten Traktätchen. Das Korps sandte die ganze Lieferung von 300 Paaren an den Direktor des Gefängnisses zurück, der sie nun für seine Rechnung behalten konnte. Als die Gefangenen darüber verhört wurden, war Einer derselben unverschämt genug, zu erklären, er glaube keine Strafe dafür zu verdienen, denn er habe in die von ihm gemachten Schuhe ein Traktätchen gelegt, das den Titel führe: Der Weg der Seligkeit, da habe er nun geglaubt, es wäre für jeden Soldaten sehr nützlich, auf dem Weg der Seligkeit zu gehen.

spiel der besondern Einschließung der Gefangenen, die andere Länder eingeführt haben. Ohne dies ist keine sittliche Besserung möglich, keine wahre Veredlung für Gefangene denkbar.

Der Eine ist des Andern Lehrmeister im Verbrechen; im Kerker bilden Bösewichter neue Plane, die sie ausführen wollen, sobald ihre Strafzeit vorbei sein wird und schließen selbst Bündnisse, wie die Menge von Diebstählen beweisen, die noch täglich verübt werden und deren Pläne schon in den Gefängnissen Hoorn, Woerden und Leeuwarden entworfen werden.

Eine solche Verbesserungsschule wäre diese: Jeder Gefangene bewohnt eine kleine reinliche Zelle, hat seine Arbeit und die nöthigen Werkzeuge, um diese zu verrichten, bei sich, nebst einer Bibel und einem oder zwei Büchern sittlichen Inhalts. In der Stille wird ihm seine Jugend im Geiste wieder aufsteigen und die Vergleichung mit seinem früheren Leben ihm nahe liegen; er lernt das Verkehrte, das Schändliche seiner Lebensweise einsehen und verläßt den Kerker besser, als er ihn betrat; schlechter gewiß nicht.

Keine neugierigen Blicke der Besuchenden werden ihn erniedrigen, flinker wird ihm das Werk von der Hand gehen, da er nichts hat, was ihn abzieht; es wäre dies zunächst zum Nutzen der Regierung, müßte aber auch sein Taschengeld vermehren und ihm eine größere Summe Gefangenenantheil schaffen. Der Arbeit müde, würde er endlich auch zu Büchern greifen, und da Vorbilder kennen lernen, die nur zu seiner Bekehrung dienen können. [7])

Es wird zwar viel gegen abgesonderte Zelleneinschließung angeführt, wie die Mühe bei der Organi-

---

7) Den Leser, welcher sich für die abgesonderte Zelleinschließung interessirt, verweisen wir auf das Weekblad van het regt No. 486. u. 487.

sazion der Arbeit, Verhinderung des Unterrichts, nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit der Gefangenen; diese und noch viele andere Gründe meint man dagegen setzen zu können, doch wenn man den Vorgang anderer Länder betrachtet, welche uns leider, wie in so vielen Dingen, auch in der Einführung der abgesonderten Zelleneinschließung vorangegangen, und die Vortheile der Einführung erwägt, wird man leicht einsehen, wie unbedeutend die Gründe sind, welche man dagegen anführt, und daß die Hindernisse nicht so unüberwindlich sind, als man wohl glauben mag.[8])

---

8) Die Gründe, die gegen die Zelleneinrichtung angeführt werden, sind leicht zu bestreiten; das schon mehrmals angeführte Werk, Beknopt overzigt gibt dafür die besten Gründe. Die Bemerkung wegen der mühsamen Organisazion der Arbeit wird dadurch widerlegt, daß es nicht allein ausgesprochen, sondern auch erwiesen ist, wie unendlich viel mehr Arbeit bei der abgesonderten Zelleneinrichtung geliefert wurde und wie viel besser dieselbe ist, als in andern Gefängnissen. Der zweite Gegengrund, Verhinderung des Gottesdienstes und Unterrichts, wird durch einige Beispiele widerlegt. Unter anderem sagt der Verfasser: «In dem Gefängnisse Roquette werden die Predigten im Gange gehalten, auf welche die Zellen ihren Ausgang haben, so daß die Stimme des Predigers in jede Zelle dringt. Da es aber der Andacht viel benimmt, wenn man den Prediger nicht sehen kann, so würden wir als Beispiel das Muster-Verbesserungshaus in der Nähe von London empfehlen. In diesem Verbesserungshause ist die Kapelle so eingerichtet, daß die Züchtlinge einander unmöglich sehen können. Man hat für jeden Gefangenen eine Art Schilderhaus gemacht, von wo aus er den Geistlichen hören und sehen kann, während er jedem unsichtbar ist. Die Unterrichtsfrage ist von dem Ver-

Der größte Einwurf, der von den Gegnern der abgesonderten Zellen gemacht worden, ist der Kostenpunkt. Doch können wir dagegen fragen, ist die sittliche Verbesserung der Gefangenen keine ebenso theure Pflicht? Die paar Pfennige sind ja nicht verloren, nicht weggeworfen.

Gebt lieber euer Geld zur Verbesserung der Nebenmenschen her, zur Beförderung eurer eigenen Sicherheit, als zu Errichtung von Denkmälern für Männer, deren Namen schon die Geschichte unsers Vaterlandes verewigte.

Ueberdieß sind die Kosten nicht so groß, da ja auch die Vermehrung der Arbeit einen bedeutenden Gewinn abwirft.

Wollte man aber auch diese Summen nicht darauf verwenden, so bliebe ein anderes Mittel übrig, das wenigstens anspornen würde, es ist dies die Austheilung von Prämien und für die Besten wenigstens Aussonderung.

Albert Drost suchte den Widerwillen zu unterdrücken, den ihm seine Kameraden einflößten; aus Langerweile fand er endlich an den gemeinen Späßen Freude, die von den beaux-esprits des Zuchthauses während der Arbeit ausgekramt wurden. Mit etwas Geld versehen, denn in einem Zuchthause ist ein Gulden ein Schatz, hielt er hie und da einen seiner Kameraden frei, mit dem er Bekanntschaft gemacht hatte, und zuletzt fand er selbst Geschmack an starkem Getränke, so daß Albert bald den Namen eines goede gewerber[9]) erhielt. Es wird wohl der Bemerkung nicht bedürfen, daß der Eine und Andre seine Verbrechen erzählte, wegen deren er hieher gekommen und Albert hörte Geschichten, die ihm

---

fasser des overzigt sehr geistreich gelöst, aber zu weitläufig, um hier mitgetheilt zu werden.

9) Guter Kamerad.

Anfangs die Haare zu Berge sträubten, an die er aber bald so gewöhnt war, daß er sie gefühllos anhörte, ja selbst Freude daran fand. Die übrigen Gefangenen, bei welchen Albert wohl gelitten war, weil er, wie sie es nannten, sein Leben gebessert hatte, das heißt, sein sittliches Gefühl erstorben war, und ihnen von Zeit zu Zeit erzählte, oder ihre Gesichter mit flüchtigen Zügen auf das Papier brachte, erwiesen dem Maler den Dienst, ihn in die Geheimnisse des Gefängnisses einzuweihen, ihm das Bargoens oder die Diebssprache zu lehren, in der er bald sehr große Fortschritte machte.

An einem Sonntag, ein Tag, den die Gefangenen in vollkommener Unthätigkeit zubringen, hatte sich in einem der Arbeitssäle ein Kreis gebildet, dessen Mittelpunkt ein turftrekker [10]) ausmachte.

Er erzählte alle Spitzbübereien, die er verübt hatte, woran seine Zuhörer natürlich nicht wenig Vergnügen fanden, und nachdem er geendigt hatte, schlug ein Anderer vor, Jeder solle die Vergehungen erzählen, die ihn in's Gefängniß gebracht hätten.

Nachdem Alle, worunter auch Albert, ihre Geschichte erzählt hatten, ging der Kreis auseinander, und der Maler durchschritt den Saal mit zwei seiner vertrautesten Kameraden.

„Wahrhaftig Bert," sagte Paul, der Barbier, denn diese Beschäftigung hatte er vor seiner Gefangennehmung getrieben, „wahrhaftig Bert, Du mußt bekennen, daß wenn Du damals kein so eileija [11]) Kerl gewesen, als Du die blinkers vondt [12]), Du wärest nie gesjeft [13]) worden, warum nicht lieber die blinkers verkauft, dann hättest Du mehr dafür gekriegt und Niemand hätte ja etwas davon gemerkt."

---

10) Sackträger.
11) Dummer.
12) Diamanten gestohlen.
13) Gefangen genommen.

„Ja," gab der Maler zur Antwort, „ich war damals noch nicht so gif[14]), als jetzt," und versank dabei in tiefes Nachdenken. Er hatte ja nicht stehlen wollen, und gerade weil er in seiner Ehrlichkeit die Juwelen zurückzugeben sich vorgenommen, hatte er sie in's Leihaus gebracht, statt sie zu verkaufen, und das war die Ursache seines Falles.

„Ich könnte mir die aijene[15]) ausreißen, wenn ich daran denke, wie toll ich handelte, und glaube mir, ich werde giffer sein, wenn sich mir 'mal wieder solche Gelegenheit zeigen sollte."

„Das glaube ich, denn durch Erfahrung lernt man," sagte der Barbier, „ja, wenn ich gewußt hätte, daß die lekijve baldoverde[16]), als ich in der Küche war, und die Sache darauf bei der princerij[17]) angäbe, würde ich ihr mit meinem nijft om gaaijes gemaakt hebben[18]), aber die Rathsherrn sind erst klug, wenn sie die Treppe herunter sind! und ich hatte das Kunststück schon so oft verübt, ohne daß Jemand mich ertappt," fuhr der Barbier, sich vergnügt die Hände reibend, fort, „und nun mußte so 'ne verfluchte lekijve mich auf die Liste bringen; wer noch nicht im ouwe testament[19]) steht, kann viel schlechte Streiche machen aber steht man 'mal drinn, ist es semeij amge[20])!"

„Du hattest also das Kunststück schon lang getrieben?" fragte ein Anderer, der den Beinamen Duikelaar[21]) hatte.

---

14) Klug.
15) Augen.
16) Das Mädchen mich beobachtete.
17) Polizei.
18) Sie mit meinem Messer todtgestochen haben.
19) Auf der Liste.
20) Dann passe auf.
21) Teufel.

„Ja, als ich vierzehn Jahre alt war, kam ich zu einem Barbier, der seine Stube in einer Kast[22]) auf der Langebrug hatte," so begann Paul, der seine Geschichte nicht erzählt hatte, da sie die meisten Züchtlinge kannten. „Ich hatte freie Kost, die, beiläufig gesagt, sehr karg war, und Wohnung und die Trinkgelder, die ich am Jahrmarkt und Neujahr von den Kunden erhielt, die sich in unserer Stube rasiren ließen, gehörten mir. Ich seifte, und mein Meister rasirte, bis ich endlich für fähig erklärt wurde, mit dem nijft zu hantieren. Die meisten Kunden gaben einen Stüber, davon konnte ich nichts zurückbehalten, denn wenn der Meister abwesend war, war seine Frau immer in der Stube, aber wenn ein Fremder kam, um sich rasiren zu lassen, und zwei Stüber gab, dann behielt ich immer einen zurück, ohne daß mein Meister je dessen gewahr wurde. Die Gelegenheit, bei der ich zum marwieger[23]) wurde, steht mir noch lebendig vor der Seele. Es war zwischen Licht und Dunkel, mein Meister war ausgegangen, und seine Frau, die viel auf jajim caskene[24]) hielt, hatte diesen Morgen manch' Gläschen geleert, und saß träumend in einer Ecke, als ein Schiffer hereintrat, um rasirt zu werden. Ich glaube, daß es ein Steuermann gewesen, denn er war für einen Matrosen zu gut angezogen. Alsbald bemerkte ich, daß er betrunken war, und ehe er sich zum Rasiren setzte, zog er seinen blauen Rock aus, der mit kupfernen Knöpfen besetzt war und hing ihn über einen Stuhl. Nachdem ich ihn eingeseift hatte und im Begriffe stand, mein nijft te sileren[25]), sah ich eine silberne Tabaksdose, die in seiner Rocktasche war. Timtim[26]) ist Geldes-

22) Bude, die das ganze Jahr hindurch stehen bleibt.
23) Dieb.
24) Branntwein trinken.
25) Messer anzusetzen.
26) Silber.

werth, dacht' ich bei mir selbst, und nahm die Tabaksdose aus dem Sack, doch war ich so vorsichtig, sie nicht zu mir zu stecken, da, wenn der Schiffer die Dose vermißt hätte, und man sie bei mir gefunden, man mich leicht als marwieger hätte behandeln können; ich legte die Dose deßhalb auf den Stuhl, über dem der Rock hing und warf ein Handtuch darüber, damit, im Fall der Entdeckung, es den Schein hätte haben können, als ob die Dose aus dem Sack gefallen wäre.

„Der Schiffer war aber zu betrunken, als daß er seine Tabaksdose vermißt hätte; als er rasirt war, zog er seinen Rock wieder an und verließ die Stube, ohne daß ich ihn je wieder gesehen habe. Die Tabaksdose verkaufte ich an einen timtimmer[27]) und erhielt dreizehn Gulden dafür; dieß war das erste Mal, daß ich massematten handelde[28]).

„Der Meister wurde in der Folge krank, und da mußte ich die Kunden in ihren Häusern bedienen. Um warmes Wasser zu holen, mußte ich in die Küchen kommen, und da sah ich dann das tafeltimtim[29]), von dem ich, wo irgend die Gelegenheit günstig war, immer ein paar Löffel und Gabeln mitzunehmen wußte, ohne daß je ein Verdacht auf mich fiel, daß ich der marwieger sei.

„Als ich einst wieder in eine Küche kam, fand ich das timtim auf der Anrichtbank; ich sah Niemand und dachte daher: die Gelegenheit ist gut, und nahm zwei Löffel und eine Gabel, die ich in meinem Sacke verbarg. Dummkopf, der ich war, ich hatte nicht an ein Fenster gedacht, das in die Küche hereinging, und hinter welchem ein lekijve stand, um mich zu baldoveren[30]).

---

27) Silberarbeiter.
28) Einen Diebstahl verübte.
29) Tafelsilber.
30) Beobachten.

Sobald das Mädchen sah, daß ich die massematten[31]) bei mir habe, (denn Du mußt wissen, daß ich schon früher im selben Hause Geld gestohlen, und man die Magd im Verdacht hatte), eilte diese zu dem prince-reij[32]) und ich war auf frischer That ertappt, wurde verurtheilt und kam so in's ouwe testament. Als ich meine Entlassung erhielt, wollte mich mein alter Meister nicht wieder nehmen. Ich handelde blaauw laken[33]) mit dem krummen David und Jim, dem Teufel von einem Sohn, den Du wohl kennst, Duikelaar wurde aber gesjeft, und da ich mich nicht als mooser heb doorgeslagen, blieben der krumme David und Jim in Freiheit. Aber Du läßt mich da nur so fortsprechen und denkst nicht, daß meine Kehle trocken wird."

Diese Worte waren an den Maler gerichtet, der wohl verstand, worauf sie hinzielten, sich aber den Anschein gab, als ob er sie nicht hörte, weshalb es der Barbier für nöthig erachtete, deutlicher zu erklären, Albert Drost solle ihn für seine Erzählung mit einem Geiste belohnen.

„Ich begreife, was Du sagen willst," sagte der Maler, „Du willst jim oder jajim, aber ich habe kein moos mehr."

„Kein moos mehr," riefen der Barbier und der Duikelaar zu gleicher Zeit verwundert, „Du kein moos mehr?"

„Nein," gab Albert zur Antwort, „so lange ich etwas hatte, habe ich als guter gewerber mit euch getheilt, und wenn man mir gestattet hätte, meine Kunst auszuüben, würde ich etwas Anderes als jim und jajim zu caskene gegeben haben, und auch jetzt nicht ohne moos sein."

„Sollte aber das lekijve, wovon Du uns so oft

31) Beute.
32) Polizei-Commissär.
33) Stahl-Blei.

gekald[34]) hast, Dir kein moos geben, wenn Du ihr darum schreibst?"

„Ich möchte ihr nicht gerne um moos zu jim oder jajim schreiben."

„Ach was," sagte der Duikelaar, „wenn Du gif bist, kannst Du ihr genug weiß machen; sie ist doch gewiß ein eileja Weib. Schreib' ihr, daß Du Geld brauchest für Farbe und Pinsel, daß Du fleißig malest und ihr das Geld zurück geben wollest, so bald die Bilder verkauft seien. Sie wird nicht so gif sein, um zu wissen, daß man hier nicht malen kann."

Dieser Rath wurde pünktlich befolgt, und wir haben gesehen, wie die gute Nancy sich beeiferte, ihrem Geliebten Geld zu senden und wie dieser ganz schamlos seine Bitten wiederholte und dringender wurde, je mehr ihm willfahren wurde.

Dennoch that es Albert im Innern weh, Nancy betrügen zu müssen, die er noch immer zärtlich liebte; er ersann allerlei Pläne, um sie glücklich zu machen, und doch mußte er denken: kein Glück ohne Geld und wie dazu kommen. Sein Name war gebrandmarkt, ganz Amsterdam wußte, was mit ihm geschehen war, seine Kunstbrüder werden seinen Umgang meiden und wer sollte von ihm noch Arbeit begehren?

Er wollte nach seiner Entlassung in ein ander Land ziehen, wo seine Schande nicht bekannt war und Nancy da glücklich machen. Das war das Luftschloß, das er baute, wenn er Nachts schlaflos in der Hängematte lag, aber all' dem Glück mußte ein Verbrechen voran gehen, er mußte Geld haben und nur ein Diebstahl konnte ihm dazu helfen. Er kannte die Gelegenheiten dazu nicht, aber sie, der Barbier und der Duikelaar wußten sie und darum schloß er sich so eng an sie an, da sie zu gleicher Zeit mit ihm auf freien Fuß gesetzt

34) Gesprochen.

werden sollten. Während der Gefangenschaft erhielt Albert noch den Unterricht, der ihn tauglich machte, an der Ausführung ihrer Pläne Theil zu nehmen.

Mit Sehnsucht sah er daher dem Tag seiner Entlassung entgegen und als endlich der so lange herbeigewünschte Augenblick erschien, verließen sie das Gefängniß zu Hoorn und begaben sich nach Amsterdam.

Das wenige Geld, das sie bei dem Abschied vom Gefängniß aus den uitgaanskas[35]) erhalten hatten, wurde unterwegs verzehrt, denn daß sie nach einem langen Aufenthalte im Kerker bei ihrer Befreiung sich gleichsam für die lange Entbehrung schadlos halten wollten, ist leicht begreiflich[36]).

Dies hatte zur Folge, daß sie mit leerem Beutel in der Hauptstadt ankamen, wo Albert Drost die Sache auf sich nahm, für Geld zu sorgen; wie es ihm glückte, ist uns schon bekannt.

---

35) Gefangenenantheil.

36) Fleure de Marie empfing bei ihrem Austritt aus dem Gefängnisse eine nicht unansehnliche Summe. In unseren Zuchthäusern ist das unmöglich. Der Herr Bouricius sagt, daß 1836 die höchste Summe des Staatsantheils an dem Arbeitslohn in dem Gefängnisse zu Leeuwarden fl. 17341,55 betrug; der Gefangenen-Antheil betrug fl. 4420,04; die Bevölkerung des genannten Gefängnisses beträgt 600 Mann. Wenn man den Gefangenantheil vertheilt, so bekommt Jeder fl. 7,36. In dem Gefängniß zu Hoorn wurden von 324 Gefangenen 102,000 Stränge Flachsgarn gesponnen, wofür der Arbeitslohn fl. 2645,13 betrug, und $^3/_{10}$ für Gefangenenantheil fl. 793,54: so daß der Antheil jedes Spinners nur fl. 2,55 beträgt. Darum reicht der Antheil des Gefangenen meist nicht einmal zum Reisegeld hin. (Beknopt overzigt etc.)

VI.

Getäuscht, betrogen.

Albert Drost befand sich schon vierzehn Tage auf freien Füßen und da er es nicht wagte, sich vor dem Kupferstecher zu zeigen, der ihn noch im Gefängnisse glaubte, so war es der Wall zwischen der Wetering- und Utrechtschen Pforte, auf welchem die beiden Liebenden ihre geheimen Zusammenkünfte hielten.

Eines Abends, nachdem der Kupferstecher sich zur Ruhe begeben hatte, schlich Nancy wieder nach dem lieben Plätzchen, wo sie den Maler zu treffen hoffte. Hie und da sah sie sich ängstlich um, denn die Stille, die nach Sonnenuntergang in diesem Stadttheile eintritt, jagte ihr Angst ein.

Ein leiser Schauer überfiel sie, als sie langsam fort schritt und nicht einmal den Tritt ihrer Füße hörte; alles war still um sie, wie auf einem Kirchhof.

Die hohen Bäume warfen einen geisterhaften Schatten und der Mond goß ein kaltes trübseliges Licht über das Wasser des Stadtgrabens und die Wiesen an der andern Seite. Ein Geräusch, ähnlich dem, wenn der Nachtwind über die Oberfläche der See weht, und dar man in der Nähe der großen Städte hört, tönte ihs in die Ohren. Die Furcht verdoppelte sich und es war, als ob sie in dem Geräusche die Stimme ihres Großvaters vernehmen könne; sie hörte sprechen, doch konnte sie die Klänge nicht unterscheiden. Das war genug, um sie ihren Beschluß ändern zu machen, und bebend vor Furcht trat sie den Rückweg nach ihrer Wohnung an.

Aengstlich wandte sie sich aber um, als sie neben am Wasser eine rauhe Stimme hörte, die ein paar tüchtige Flüche ausstieß. Die Blicke Nancy's waren

nach der Seite gerichtet, von wo sie die Stimme zu hören glaubte, und bei dem Mondlicht gewahrte sie zwei Männer, die auf dem Gras ausgestreckt lagen. In dem Augenblicke, als sie sie bemerkte, standen sie auf und Nancy hörte folgendes Gespräch:

„Verflucht... Bert, man baldovert [1]), ich habe gerade frederiks hooren schuiven [2]), wir könnten eben so gut unter die neres [3]) liegen als hieher, um entdeckt zu werden."

„Nun, laß' mal sehen," gab der Andere zur Antwort, „Niemand kann uns hindern, hier zu liegen, und käme die ganze Princerij da vorbei, ich würde nicht aufstehen."

„Und ich will nicht, daß man mich hier baldovert um mich te schutten [4]), ich nehme das Sichere vor dem Unsichern und will mal sehen, ob man uns hier belauert."

Dieß sagend ging er den Wall hinauf und sah neugierig hinter jeden Baum, ohne etwas zu finden, da Nancy hinter einem Haufen Kalksteine sich verborgen hatte.

Unsere Heldin beschloß, hier so lange zu bleiben, bis die Männer, gegen welche sie, und nicht ohne Grund, Verdacht hatte, fort gehen würden.

Zufällig war ihr Standpunkt so gewählt, daß sie Alles hörte, was zwischen Beiden verhandelt wurde, und neugierig horchte sie nach ihrer Seite hin.

„Der Mann wird bald drunten sein, Bert! ich wünschte, er käme nie wieder herauf! Den Mond und die Princerij hasse ich gleich sehr."

„Und könnte er nicht auch vor dieser Zeit kommen?"

---

1) Beobachtet.

2) Füße gehen hören.

3) Laternen.

4) Gefangen zu nehmen.

„Nein, er kommt nie vor halb Zehn, das ist so seine gewohnte Zeit. Wenn die Glocke neun schlägt, steckt er seine letzte Pfeife an, und mit dem Glockenschlag halb Zehn verläßt er das Wirthshaus, ich bin meiner Sache gewiß, Bert! Ich habe es genau erforscht. Ich wette mein ros 5), er wird kommen."

„Und das moos, wird de massematten 6) gut sein?"

„Moos glaube ich nicht, aber er hat geel 7) an sich, ein tik met de bengel 8) und eine Tabaksdose von timtim, der alte Bram gibt uns gewiß siebzig kop 9) für die massematten."

„Siebzig kop ist freilich nicht zu verschmähen, aber mir wäre es lieber, man würde mit dem großen Unternehmen beginnen."

„Mir auch, aber es wird noch einige Zeit anstehen, und so lang müssen wir auch leben, es fangt schon an, ziemlich dunkel zu werden, de maan doet de aijene digt 10)".

Nancy zitterte bei diesen Worten; sie verstand zwar nicht Alles, was gesprochen wurde, dennoch konnte sie leicht einsehen, daß die Männer eine Frevelthat im Sinne haben, und daß der Augenblick, wo sie sie ausführen wollten, nicht mehr ferne sein konnte.

Indessen hatte der silberne Mond sich hinter den Wolken verborgen; der Wind rauschte durch die Blätter; Nancy zitterte, alle ihre Glieder bebten, und ihre Zähne klappten, als hätte sie das Fieber überfallen.

„Da schlägt's halb zehn, jetzt wird er bald kommen," sagte der Eine, als die Glocke der Utrechter Pforte ertönte, „es ist dunkel genug, still... ich höre

---

5) Haupt.
6) Beute.
7) Gold.
8) Uhr mit Kette.
9) Gulden.
10) Der Mond macht die Augen zu — geht unter.

fredriks schuiven," zugleich bückte er sich gegen die Erde, horchend nach den Fußtritten. „Er kommt, Bert, zeige Dich gif, Widerstand wird er nicht bieten."

Die Tritte wurden deutlicher und bald kam ein Herr, an dessen Kleidung man leicht den reichen Mann erkannte.

Paul, der Barbier, — der Leser wird in beiden Männern den Maler und seinen Kameraden erkannt haben, — begab sich an das Wasser und sah aufmerksam in den Wasserspiegel, während Albert Drost sich hinter einem Baum verbarg.

Der Herr hatte sich inzwischen dem Platze genähert, wo der Barbier stand und als er Paul bemerkte, frug er diesen, was er in dem Wasser sehe.

„Das weiß ich selbst nicht, mein Herr!" antwortete der Barbier, „so eben hier vorüber kommend, hörte ich einen plumpen Fall in das Wasser, als ob ein Hund hinein gesprungen wäre, und von Zeit zu Zeit sehe ich etwas sich im Wasser bewegen; sieh, sieh'.... kommt es Ihnen nicht auch so vor, als ob sich da etwas bewege."

Mit gespannter Aufmerksamkeit sah der Unbekannte nach dem ihm angedeuteten Ort, während Albert hinter dem Baum zum Vorschein kam und auf Händen und Füßen hinter den Herrn kroch. Als Paul bemerkte, daß der Maler hinter dem Mann war, gab er diesem, der nichts Unrechtes vermuthete, solch' heftigen Stoß gegen die Brust, daß er einen Schritt zurück trat und über Albert strauchelte. In einem Augenblick warf der Barbier sich auf den Gefallenen, der zu erschrocken war, um einigen Widerstand zu bieten, und nahm ihm die Börse, seine Uhr und die silberne Dose, während der Maler sein Sacktuch dem Gefallenen vor den Mund hielt, um ihn am Schreien zu hindern.

„Schreien Sie nicht!" sagte die rauhe Stimme des Barbiers, „wenn wir Sie schreien hören, kommen

wir zurück!" Darauf entfernte er sich so schnell als möglich und Albert Drost folgte ihm.

Als sie an dem Steinhaufen vorbei kamen, hinter welchem Nancy sich verborgen hatte, hörten sie einen lauten Schrei, aber sie eilten fort, ohne es der Mühe werth zu halten, sich umzusehen. Das unglückliche Mädchen hatte in einem der Bösewichter ihren Geliebten erkannt und war bewußtlos niedergestürzt.

Wieder zu sich gekommen, war es ihr, als erwachte sie aus einem langen Traume; bald aber sah sie, daß, was sie so ergriffen, kein Traum, sondern eine schreckliche Wahrheit war.

Sie lag noch auf dem Grase ausgestreckt, hinter dem Steinhaufen, der sie vor den Blicken der Bösewichter verborgen hatte; über ihr blinkten die Sterne, Alles um sie her war still.

Hastig sprang sie auf; sie fühlte ein heftiges Verlangen, nach Hause zurückzukehren und da auf ihrem nicht gerade sehr weichen Lager auszuruhen, um den Thränen den freien Lauf zu lassen.

Während sie forteilte, hörte sie ihren Namen rufen; sie erkannte die Stimme, die ihr rief, es war Albert, ja er war es, Albert der Straßenräuber. Eine unwiderstehliche Macht heftete ihren Fuß an den Boden und hinderte sie am Weitergehen.

„Nancy!" rief der Maler nochmals. „Nancy!" und im selben Augenblick stand er vor dem zitternden Mädchen.

„Bist Du schon lange da gewesen?" frug er, ohne den Gegengruß Nancy's abzuwarten.

Elf dumpfe Schläge klangen von der Thorglocke. Mehr als eine Stunde war seit dem Verbrechen vorüber.

Nancy sah den Maler einige Augenblicke aufmerksam an, sein wankender Gang, seine lallende unsichere Sprache bewiesen, daß er zu viel getrunken hatte;

der Gedanke, mit ihm allein zu sein, machte das Mädchen zittern.

„Bist Du schon lange hier, Nancy?" wiederholte Albert, „Du hättest nicht so lange auf mich warten sollen, es ist hier nicht sicher, schlechtes Volk und..."

„Schlechtes Volk!" wiederholte Nancy mit bedeutsamem Tone und sah den Maler mit strengem Blicke an.

„Ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir einander nicht mehr so im Geheimen zu sprechen brauchen," sagte Albert. „O Du sollst sehen, wie schnell sich Alles verändern wird, habe nur guten Muth, Nancy, bald wirst Du mich wieder sehen, wie ich früher war; Du erinnerst Dich doch noch der Zeit, als Du mein Atelier besuchtest und ich Dir die Zeichnungen zeigte; aber Deine Hände sind kalt, Nancy." Er ergriff ihre Hände und drückte sie in die seinen.

Sie wiedersetzte sich aber dieser Freundlichkeit ihres Geliebten; mit Abscheu stieß sie seine Hände zurück, als klebte Blut an ihnen, und doch hatten die Hände noch kein Blut vergossen.

„Wie, Nancy, Du bist kalt," rief er, „geh' mit mir, wir wollen irgend wohin gehen, Du mußt ein Glas Punsch trinken, das wird Dir gut thun..."

„Nein, nein," stammelte Nancy.

„Nun, Du weißt wohl, daß wir, wenn es Kirchweih war, nach de Nees gingen, laß' uns wieder hingehen und ein Glas Punsch trinken; es ist wahr, ich bin nicht schön angezogen, aber es ist kein Sonntag, und in der Woche ist es nicht voll, überdies habe ich Geld im Ueberfluß."

Er rasselte mit dem Gelde, das er in der Tasche hatte, welchen Beweis Nancy nicht nöthig hatte, um sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen.

„Du hast so viel Geld... wie bist Du dazu gekommen?" fragte sie, doch in einem Tone, der mehr wie ein sanfter Verweis, als wie Beleidigung klang.

„O das wird Dir doch gleichgültig sein, ich habe

ein Bild gemacht; komm' Nancy, geh' mit, ich habe jetzt mo..... Geld genug."

„Nein, ich gehe nicht mit, ach Albert, Albert!..." und sie begann zu weinen. Ihr Kopf sank auf die Brust des Malers und die Thränen fielen auf seine Hand.

„Nancy, um Gottes willen, Nancy, was fehlt Dir?" fragte er. Es war das erstemal, daß Albert seine Nancy weinen sah.

„O Albert, warum mußte ich gerade heute Abend hieher kommen," seufzte sie. „Albert, o, mein Albert! Nein, das hätte ich nicht von Dir gedacht."

„Was, Nancy, Du warest... Nancy, sprich deutlich..." rief Albert unruhig.

„Albert, ich war da... da vor einer Stunde, hinter dem Steinhaufen befand ich mich, ich habe Alles gehört, Alles gesehen, o mein Gott! mein Gott!"

„Nancy, Du hast gesehen..."

„Alles, was Du und ein Anderer vor einer Stunde gethan haben," sagte Nancy; „ich will die That nicht nennen, Albert, Du warst nicht so, als ich Dich kennen lernte."

„Nancy, ja... ja..." rief der Maler, „jetzt fühle ich, daß ich Deiner nicht würdig bin, daß meine Hand die Deine nicht drücken darf. Du... ein Engel und ich..." Der Verbrecher sank auf die Brustwehr der ehemaligen Weteringpoort nieder und mit beiden Händen bedeckte er sein Gesicht.

So blieb er einige Augenblicke bewegungslos sitzen, als ein Bild der Verzweiflung; er weinte laut, das starke Getränke, das er zu sich genommen, gab ihm ein wehmüthiges Gefühl und sie, die zarte Nancy, stand neben ihm, als guter Engel, der die Hand des Wankenden ergreift, um ihn zu retten.

„Albert," sagte sie, seine Hände wegziehend und ihn anblickend, „guter Albert, ich weiß es, daß Du

selbst nicht so schlecht, aber sie haben Dich verführt, Dich mit hineingezogen!"

Sie küßte ihn auf die Stirne.

„Ja bei Gott, ja das haben sie!" rief der Maler, heftig aufspringend, „ich habe gefleht und gebeten um ein besonderes Gefängniß; dann hätte ich sie nie kennen lernen, ich hätte Geld verdienen können und Alles wäre wahr gewesen, was ich Dir vorgelogen, Nancy... Als ich nach Hoorn kam, war ich weniger schuldig, als jetzt, aber da haben sie mich verdorben und jetzt... Geh' Nancy, geh', ich bin ein Bösewicht, ein Verbrecher; mich zu lieben wäre Sünde; Du mußt glücklich werden und das kannst Du nicht mit mir.... ich bin auf dem Wege zum Schaffot, da werde ich enden; das Gefängniß ist für Viele der erste Schritt zum Schaffot."

„Albert! so darfst Du nicht sprechen, noch ist nicht alle Hoffnung verloren!..."

„Alle Hoffnung ist hin, für ewig hin!"

„Nein Albert, nein, halte Dich von jetzt an ferne von Deiner schlechten Gesellschaft, setze Dich fleißig an die Arbeit, dann wirst Du noch einmal glücklich werden!"

„Glücklich, ich glücklich!" rief er mit schrecklichem Lachen, das hohl und dumpf über das Wasser scholl, „nun ja, das wird Alles geschehen... Aber geh' nur hin, Nancy, geh'.... da, ich habe Geld, nehm' das, ich habe genug von Dir geliehen, mit Betrug geliehen, als ich Dir schrieb, daß ich viel Geld bekommen werde, wenn ich das Gefängniß verlasse; doch geh', entferne Dich; laß' mich allein, es ist schon spät. Da, nimm' das," und er wollte Nancy Alles geben, was er bei sich hatte.

„Dich so zu verlassen, Albert, ist mir unmöglich, ... ich weiß, was Du thun willst, wenn ich fort bin ... Du willst einen Selbstmord begehen..."

Der Maler schauerte.

„Du willst Dich ertränken, Albert,“ fuhr sie fort, „eine innere Stimme sagt es mir und darum will ich bei Dir bleiben, bis Du wieder klug geworden und auf andere Gedanken gekommen bist; das Geld nehme ich nicht, das mußt Du behalten, Albert, ich werde Dir sagen, was Du weiter thun sollst; komm’,“ damit legte sie ihren Arm in den seinen und zog ihn mit sich.

Beide gingen eine geraume Weile stillschweigend fort, bis Nancy die Rede wieder auffaßte. „Jetzt hast Du Geld, Albert,“ sprach sie, „Du mußt es nicht verbrauchen, miethe ein kleines Zimmer und kaufe, was Du nöthig hast, um zu arbeiten. Setze Dich mit Lust und Fleiß an die Arbeit und sobald Du etwas fertig hast, kannst Du’s verkaufen, das wird Dir die Mittel zum Ankauf von Kleidern geben und am Ende wirst Du auch wieder glücklich.“

Albert weinte wie ein Kind und die Thränen schienen das in seinem Innern kochende Feuer zu dämpfen.“

„Ich bin jetzt wieder ruhig, Nancy, ich will thun, was Du sagst, morgen werde ich ein Zimmer miethen. Komm’, ich will Dich nach Hause bringen und dann selbst sehen, wie ich unter Dach komme; Du darfst jetzt nichts mehr fürchten und kannst mich ruhig allein lassen.“

Nancy hatte nichts gegen den Vorschlag, nach Hause zu gehen; es war schon spät und sie sehnte sich nach Ruhe. Als die Liebenden die Wohnung des alten Kupferstechers erreicht hatten, küßten sie einander herzlich. Nancy hatte den kleinen Funken von Ehrgefühl und Sittlichkeit, der unter des Malers Verworfenheit noch glimmte, wieder angeblasen.

VII.

Die gefährliche Armuth.

Wie Abmattung Folge langer Anspannung ist, so ist auch Niedergeschlagenheit Folge übertriebener Aufregung. Dies fand Nancy, als sie am folgenden Morgen erwachte und die Sonne durch die dünnen Gardinen ihres Bettes schien.

Die Hoffnung, ihre und ihres Großvaters Umstände verbessert zu sehen, war verschwunden, sie selbst hatte sich nicht allein ihres Geldes, sondern auch ihrer besten Kleider beraubt, um Albert beizustehen, und nun hatte sie den elenden Zustand gesehen, in den er gekommen war. Aber ein Mädchen von neunzehn Jahren läßt noch nicht allen Muth sinken.

Freilich hatte sie wenig Arbeit und Alles, was sie ihrem Großvater erzählt hatte, von Geldern, die sie noch zu empfangen, Alles war eine Lüge, allein, um den Greisen nicht zu beunruhigen, erdacht.

Muthlos setzte sie sich an jenem Morgen zur Arbeit, Alles hatte für sie seine schöne Seite verloren; heute wurde die Hortensia und die zwei Rosenbäumchen, die in besondern Töpfen vor dem Fenster standen, nicht begossen, und der Schlag des Kanarienvogels schien sie zu incommodiren, denn sie schlug mit dem Taschentuch gegen den Käfig, in welchem das Thierchen saß, um es zum Schweigen zu bringen. In der Bibel, aus der sie dem Großvater vorlas, wimmelten ihr die Buchstaben durcheinander.

Der alte Horst schien gerade heute sehr aufgelegt zu sein; er blies dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, was für den, der den alten Mann kannte, ein deutliches Zeichen seiner guten Laune war. Die Worte, die er sprach, waren eben so räthselhaft. Es mußte

bald eine Veränderung vorgenommen werden und Nancy sollte rathen, welche.

Das gute Mädchen rieth hin und her und konnte doch nicht zur Lösung des Räthsels kommen, und jedes Mal, wenn sie etwas Falsches rieth, brach ihr Großvater in ein lautes Lachen aus. Endlich sagte er: „Du kannst es unmöglich errathen, Nancy, und darum will ich Dir's sagen: wir werden ausziehen, liebes Kind!"

„Ausziehen!" rief Nancy verwundert.

„Ja, es wird mich freilich eine Thräne kosten, die Wohnung, in der ich so viele glückliche Tage, aber auch so viel bittere Augenblicke verlebte, zu verlassen, aber es geschieht um Deinetwillen, Nancy. Du kennst den kleinen Garn- und Leinwandladen an der Ecke?"

Nancy nickte bejahend.

„Nun da werden wir hinziehen; Du weißt, daß die Wittwe Maalders unlängst gestorben, und der Sohn keine Lust hat, die Sache fortzuführen. Er will mir daher das Geschäft mit allen Waaren für hundert Gulden überlassen, und ich habe sein Anerbieten angenommen, weil ich weiß, daß es ein gutes Geschäft ist, und wenn man fleißig ist, ein bürgerliches Auskommen gibt. Die Miethe beträgt hundert zehn Gulden und mit dem Hausherrn bin ich beinahe im Reinen.

„Aber das ist noch nicht Alles," fuhr Jacob Horst fort, sehend, daß seine Enkelin sprechen wollte, „der alte Herr Steenman, der gegenwärtig bei dem Grützhändler wohnt, wird zu uns in's Haus kommen, und sechs Gulden die Woche bezahlen, das ist dreihundert zwölf Gulden das Jahr; wir können davon die Miethe bezahlen und behalten dann noch zweihundert Gulden übrig, wofür wir ihm leicht die Kost geben können. Du kannst mit dem Laden mehr Geld verdienen, als gegenwärtig, und brauchst nicht mehr so viel zu arbeiten, als jetzt. Man hält in der Nachbarschaft viel auf Dich, und das macht Kunden. Wer weiß, Nancy,

wer weiß, was aus alle dem noch für ein Glück für uns entsteht."

So schwatzte der Greis in wahrhaft kindischem Tone lustig fort. Seine Phantasie ließ ihn schon seine Enkelin die zahllosen Gönner bedienen sehen. Das Alter ist oft der Kinderstuhl des menschlichen Geistes.

„Aber um den Laden und die Waaren zu übernehmen, brauchen wir hundert Gulden," sagte Nancy, und wie diese bekommen, Großvater?"

„O, das Geld wird wohl auch kommen," rief Jacob Horst, „dafür will ich sorgen, Nancy. Ich glaube, daß wir wieder glückliche Tage erleben werden; ein Vorgefühl sagt es mir, und mein Vorgefühl hat mich noch nie betrogen."

„Aber wo soll denn das Geld, die hundert Gulden herkommen?" fragte Nancy.

„Das will ich Dir sagen, liebes Kind. Du weißt wohl," — die Stimme des alten Mannes begann zu beben, — „Du weißt wohl, die goldene Uhr, die ich einst bekam und die jetzt im Kasten liegt, ist hundert vierzig Gulden werth und von dem Gelde will ich den Sohn der Wittwe Maalders bezahlen, ich habe doch nichts von der Uhr..." Eine Thräne rollte über seine eingefallenen Wangen. „Wir können die folgende Woche schon unsre neue Wohnung beziehen, und ich habe Maalders versprochen, ihm morgen das Geld zu bezahlen. Die Uhr liegt im Kasten, Nancy, bringe sie zu dem Goldschmid in der Bree straat, er wird Dir hundert vierzig Gulden dafür geben, aber thue es heute Abend, wenn ich schlafe, ich möchte sie nicht gerne aus dem Hause tragen sehen; ich habe sie so lange gehabt und nicht gedacht, daß ich sie noch hergeben müßte."

„Behalte die Uhr, lieber Großvater, und lasse uns so fort eben, wie wir es bisher gethan haben."

„Nein, Nancy, das will ich nicht, ich kann nicht sehen, wie Du ganze Nächte aufbleibst; das muß an-

ders werden, Deine Gesundheit leidet zuviel darunter, und ich habe doch nichts von der Uhr; sie steht still, Geld habe ich keins, um sie in den Stand setzen zu lassen, und überdieß, was thut ein armer Mann mit einer goldenen Uhr?"

„Aber es thut Dir doch wehe, von dem kostbaren Kleinod Dich trennen zu müssen."

„Ja, das thut es wohl, Nancy," fuhr Jacob tief bewegt fort, „aber es muß geschehen. Schaffe die Uhr fort, wenn ich schlafe... Es ist kindisch von mir, ich sollte gescheiter sein..." Er trocknete seine nassen Augen.

„Behalte die Uhr, Großvater," rief Nancy, „ich kann sie nicht verkaufen."

„Was, was, Nancy, Du kannst doch nicht so an der Uhr hängen, wie ich, und willst Du nicht, dann werde ich einen Andern schicken... Morgen muß ich das Geld haben..."

„Nein, es darf es kein Anderer erfahren," rief Nancy vor Angst zitternd, ich werde sie verkaufen, Großvater, es ist besser, daß ich es thue, als ein Anderer."

„Ich will sie nicht mehr sehen," sagte der Kupferstecher, „Nancy Du sprichst kein Wort, bist Du denn nicht vergnügt; sage doch etwas, Kind, Du bist so stumm, als ob Du betrübt wärest und mir scheint doch, Du solltest vergnügt sein."

„Ja, ich bin es auch," sagte Nancy, während die Angst sie zittern machte. Es wurde ihr zu eng in dem kleinen Zimmer. Unter dem Vorwande, etwas thun zu müssen, verließ sie ihren Vater, eilte durch die Stadt, ohne zu wissen, wohin sie wollte.

Die Uhr war auf der Leihbank, sie zu lösen, brauchte sie fünfzehn Gulden. Wie zu dieser Summe kommen? Was mußte das arme Mädchen thun? Ihrem Großvater die Sache mittheilen. Welchen Schmerz würde

es dem alten Manne machen, wenn er erführe, daß sein theuerstes Kleinod im Leihhause sei.

Albert Drost hatte im Augenblicke Geld, er hatte es ihr ja angeboten, er konnte sie retten; aber wo den Maler finden? Am vorigen Abend hatte er beim Abschiednehmen gesagt: „Du wirst mich einige Zeit lang nicht mehr sehen, ich weiß nicht, wird es kurz oder lang dauern, aber, wenn Du mich wiedersiehst, werde ich sein, wie früher, ohne das nie wieder.“ Darauf hatte er sich schnell entfernt, und doch — sie hätte auch des Malers Geld nicht haben mögen, da er es auf so unrechtmäßige Weise verdient hatte.

Adam Smith!... Der Mann war mehrmals unwillkürlich ihr in die Gedanken gekommen; aber so oft eine Stimme in ihrem Innern diesen Namen nannte, ebenso oft sprach eine andere Stimme ihr warnend in's Ohr, und mit Schrecken bebte sie zurück! Nancy war schön, und der Eindruck, den ihre Schönheit auf Adam Smith gemacht hatte, war ihr bekannt... aber das Gewissen!

Je später es am Tage wurde, desto mehr nahm die Angst zu, desto schrecklicher wurde ihr Zustand, und als der Abend seine Dunkel über die Erde goß, und ihr Großvater sich früher, als gewöhnlich, zur Ruhe begeben hatte, da faßte sie einen kurzen Entschluß und eilte wie im Irrwahn nach dem Komptoir von Remmers und Comp.

Es war schon acht Uhr vorüber und die Kommis hatten das Komptoir verlassen, doch an dem Lichte, das durch die kleinen Gitterlücken drang, konnte sie leicht merken, daß der Patron sich noch da befand.

Mit der Hand, die zitterte, wie ein Reis, das vom Winde bewegt wird, griff sie nach der Glocke, that einen heftigen Zug, daß sie laut wiederhallte, und augenblicklich erschien der Herr Smith, nicht wenig verwundert, Nancy vor sich zu sehen.

„Sie hier,“ sagte er freundlich, „es ist mir sehr

angenehm, Nancy, zu sehen, daß Sie keinen Haß gegen mich tragen," und freundlich bot er dem Mädchen einen Stuhl. Ermüdet von dem heftigen Sturm, der in ihrem Innern wüthete, setzte sie sich nieder.

„Als Sie das letzte Mal hier waren, war ich etwas heftig," sagte der Kommissionär, „und wenn man heftig ist, sagt der Mund oft Dinge, die das Herz nicht meint. Ich habe Sie immer gerne gehabt, das wissen Sie wohl, Nancy, und es wäre mir sehr lieb, wenn es Ihnen etwas besser ginge, Sie sind zu lieb, zu schön, um immer mit Unglück zu kämpfen."

„Ich will es gerne glauben, daß Sie Interesse an mir haben," sagte Nancy, „und darum bin ich so frei gewesen, mich an Sie zu wenden, um..."

„Um etwas Geld, nicht wahr," sprach Adam Smith, die Rede des Mädchens unterbrechend, „nun, wenn ich kann, will ich gerne helfen, das wissen Sie wohl, Nancy."

„Ja, aber es ist jetzt nicht für meinen Großvater, weßhalb ich sie um Unterstützung bitte," sagte Nancy stotternd, „es ist für mich selbst, ich muß etwas bezahlen, daß... und..."

„Kein Wort mehr, Nancy, nun ich weiß, daß es für Sie selbst ist, braucht es keinen Grund mehr," sprach Adam Smith, die Hand des Mädchens fassend, „ich verpflichte Sie gerne; und der alte Großvater, wie geht es ihm?" fragte der Kommissionär, während er nach seinem Hinterzimmer ging und mit einer Flasche und ein paar Kelchen zurückkam.

„Sie müssen mir einige Zeit Gesellschaft leisten, Nancy, ein Glas Wein mit mir trinken, und mir dann sagen, wie viel Geld Sie nöthig haben."

„Fünfzehn Gulden, ich werde sie Ihnen morgen zurückgeben."

„Was sprechen Sie von zurückgeben, liebes Kind," sagte Smith, während er die Gläser vollschenkte, „fünfzehn Gulden ist zwar viel, sehr viel, aber doch will

ich es Ihnen geben. Aber kommen Sie, trinken Sie zuerst, Nancy, zum Zeichen, daß Sie mich nicht mehr hassen."

Nancy durfte sich nicht weigern und nahm das Glas an, das ihr Smith mit einem Anstande bot, zu dem man ihn nicht fähig hielt.

Das Getränke war ein starker Wein, der Nancy's Wangen röthete und ihr Blut doppelt schnell durch die Adern rollen machte.

Sobald sie ihr Glas geleert hatte, wurde es wieder von Smith gefüllt.

„Ihr Wohlsein, Nancy, nun, Sie dürfen mir es nicht abschlagen, der Wein wird Ihnen gut thun, Sie stärken."

„Aber ich bin nicht gewöhnt, Wein zu trinken."

„Nun, nun, ein paar Gläschen werden Ihnen nicht schaden, gewiß, Nancy, der Wein ist gut!"

Um den Mann, von dem Sie ihre Rettung hoffte, zufrieden zu stellen, trank Nancy, und der Kommissionär öffnete den Pult und holte ein Käftchen heraus, in welchem verschiedene Geldstücke lagen.

Nancy wurde von dem Wein, der ihr in den Kopf stieg, etwas betäubt, und ein ihr bis heute unbekanntes Gefühl bemächtigte sich ihrer. Wenn Adam Smith ihr eine Artigkeit sagte, was bei ihm etwas Fremdartiges schien, brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

In diesem Augenblicke war sie die Ausgelassenheit selbst, und Adam Smith erschien ihr in so glänzendem Lichte wie noch nie. Er wollte ihr helfen, er war der Einzige, auf den sie gebaut hatte, und ihre Hoffnung war nicht vereitelt, nein, sie hatte sich nicht getäuscht.

Smith zählte das Geld auf das Pult und zwang Nancy, noch einmal zu trinken, nachdem er die Gläser gefüllt hatte.

„Ich leihe nur auf Interesse," sagte Adam Smith, „und bin gewöhnt, mir mein Interesse vorausbezahlen zu lassen, und das will ich auch jetzt thun, für jeden

Gulden einen Kuß auf Ihre freundlichen Lippen," und ohne ein Wort weiter zu sprechen, umarmte er das Mädchen und bedeckte ihre Wangen mit brennenden Küssen.

Nancy wehrte ihm zwar, allein ihr Widerstand war nur schwach. Sie war nicht mehr die Nancy von einigen Wochen früher; sie war betäubt und wußte am Ende nicht mehr, wo sie war und was sie that, und mit jedem Augenblicke wuchs die Vermessenheit des Verführers.

Der Wein hatte ein wollüstiges Feuer in Nancy's Innerem erweckt... sie wußte nicht mehr, was mit ihr vorging.

Adam Smith schlang seine Arme um ihren schlanken Leib und drückte sie heftig an seine Brust.

„Sei klug," flüsterte er ihr kaum hörbar ins Ohr, „Nancy, mein Engel..."

„Nein, nein, Herr Smith, lassen Sie mich los," seufzte sie, aber seine Küsse schloßen ihr den Mund.

. . . .

. . . .

Da wurde es still. Man hörte nur noch das wollüstige Athmen... das leise Geflüster Adam Smith's und... als Nancy das Comptoir verließ, war sie im Besitz des nöthigen Geldes... aber um welch' einen Preis?!!

Die Betäubung durch den Wein war verschwunden. Nach Verlauf von kurzer Zeit war sie wieder zu ihrem Bewußtsein gekommen, und Nancy, die gefallene Nancy, zitterte bei dem Gedanken an das, was sie gethan, und weinte.

VIII.

Das Trom.*)

Wir führen unsern Leser jetzt in das Wirthshaus oder vielmehr die Kneipe Het mooriaantje in dem Suikerbakkersteeg. Ebenso wenig als das Haus von Außen etwas Schönes bot, war dies von Innen der Fall. Die lange schmale Thüre öffnend, kam man in ein Vorhaus, wo einige Fässer Bier und starker Getränke lagen und ein baufälliges Büffet stand, worauf einige alte zinnerne Krüge prangten.

Eine Glasthüre führte in ein dumpfiges, langes, schmutziges Hintergemach, welches wir das Kaffeezimmer nennen wollen, obwohl wir gerne zugeben, daß der Name nicht gut gewählt ist, da es zu nobel klingt für einen Ort, den man nicht ohne Schauer betritt. Eine kleine Hinterthüre führte in einen Hof, den man durchschreitet, um in ein Labyrinth von engen Straßen und Gäßchen zu gelangen, die sich zwischen der Reguliersbreestraat und Reguliersdwarsstraat befinden und deren Namen nur der Polizei bekannt sind. Diese Hinterthüre war für diesen Ort von großem Nutzen, denn oft sah man, wenn Gerichtsdiener erschienen, verschiedene Gäste durch die Hinterthüre des sogenannten Kaffeezimmers verschwinden, welches wir jetzt beschreiben wollen.

Das Kaffeezimmer war so dunkel, daß man selbst während des Tages Licht brannte; zugleich mangelte ihm alle Schönheit und alle die kleinen Bequemlichkeiten, welche man von einem Kaffeehaus verlangt. In der Mitte stand ein kleines altväterisches Billard, ruhend

*) Trom wird im Bargoens eine Kneipe der gemeinsten Sorte genannt.

auf nicht weniger als sechzehn gedrehten Füßen, und mit Tuch bedeckt, das einen vielfachen Farbenschimmer zeigte, während die Oelflecken und die vom Getränke gebildeten Ringe deutlich bewiesen, daß das Billard zuweilen auch als Tisch benützt wurde. Ein Rechen mit einigen krummen Queus hing an der Wand, nebst einer schwarzen Tafel, die als Schiefer zum Spiele diente.

Einige Bilder in wurmstichigen Rahmen hingen an der Wand, waren aber so mit Rauch und Staub bedeckt, daß man Mühe hatte, zu unterscheiden, was sie vorstellen, und doch mußte man sich wundern, daß überhaupt solche Bilder dahingen. Das Eine stellte unsern verdienstlichen Tragöden Andries Snoek in der Rolle des Sylla dar; das Glas war zerbrochen und eine schändliche Hand hatte sich einer Holzkohle bedient, um dem Porträt einen schwarzen Bart zu machen. Die zweite Schilderei war eine Abbildung der Zitadelle von Antwerpen. Das dritte Bild stellte die neue lutherische Kirche in Amsterdam dar, während das vierte ein gedrucktes Papier enthielt, worauf zu lesen die Summe der Buchstaben in der Bibel und wie oft das Wort Ende, Jehova u. s. w. in der heiligen Schrift angetroffen werde.

Ein Dambrett, an dem aber die Felder fehlten, hing ferner, nebst einigen verrauchten Pfeifen, an der Wand, während ein großer Tisch in einer der Ecken des Zimmers, worauf man einige Flaschen, ein paar Kelche und ein Wasserfäßchen sah, das Büffet vorstellte.

Von dem Wirthe dieser elenden Kneipe brauchen wir nichts zu sagen, die bloße Nennung seines Namens wird genug sein, um den Leser in ihm einen alten Bekannten — worauf er, unter uns gesagt, nicht sehr stolz sein darf — finden zu lassen. Er hieß David Ram und konnte man wohl einen tauglichern Wirth für eine derartige Kneipe finden, als den krummen David?

Die Beleuchtung des Zimmers ließ, wie alles

Uebrige, viel zu wünschen übrig; die große kupferne Küchenlampe stand auf dem sogenannten Büffet und schien mit einer andern Lampe, die ohne Deckel oder Glas über dem Billard hing, um den Vorrang im Flackern zu streiten.

Auf einer Bank, die an der Mauer stand, lag ein junger Mann, der schlief, und Niemand anders als der Dichter Gijs war.

„Bah... verfluchter Schröpfkopf!" rief er, sich halb aufrichtend, während er seine Augen rieb. „David Ram, krummer Hund, gib mir Wasser; ich versichere Dich, daß ich von Innen im Brand stehe, durch alle den Vitriol, den ihr unter den Jenever mischt, um ihn stark zu machen. Schmierlappe, der Du bist, gib mir Wasser, oder die Flamme kommt mir die Kehle herauf."

Jim, der in den letzten vier Jahren sich wenig verändert hatte, ausgenommen, daß er noch schurkenhafter aussah, nahm ein Glas und füllte es mit Wasser aus dem Fäßchen, das zum Ausspülen der Gläser diente und nichts weniger als reinlich aussah.

„Mehr..." rief Gijs, das Glas ledigend, „mehr... ich glaube, ich könnte einen Eimer leeren."

„Da, nimm das Fäßchen," rief Jim, „und trink, bis Du aufspringst!" Mit diesem frommen Wunsche setzte er das Fäßchen vor den jungen Mann, der einst in den glänzendsten Kreisen der Hauptstadt sich bewegt hatte.

Es war widerlich, zu sehen, mit welcher Wuth Gijs das Wasser einschluckte, um seinen unnatürlichen Durst zu löschen, und wie er beinahe das ganze Faß geleert hatte, als er dasselbe von seinem Munde absetzte.

„Bah," rief er noch einmal, „das Wasser liegt mir so hohl im Magen als ob mein Leib ein Fischweiher wäre; gib mir ein Glas Jenever, David, ich habe zwar kein Geld, aber morgen will ich bezahlen."

„Nein," war die Antwort des Wirthes, „es ist schon sechzehn Stüber und mehr borg' ich nicht."

„Wasser kannst Du haben soviel Du willst," sagte Jim, der noch immer viel auf's Spotten hielt, ihm das Faß vorsetzend.

„Trink Dir selber den Tod an, schielige Mißgeburt!" polterte Gijs. „So kann ich nicht bleiben, ein einzig' Glas, wenn der alte Herr kommt, will ich mit ihm um Jenever spielen, und er muß verlieren, wie sich von selbst versteht."

„Warte, bis er kommt..."

„Und," sagte Jim, „denke nur daran, daß der Eckbeutel zieht, ich habe das Holz weggekrazt, guck', sie laufen von selbst hinein." Damit warf der Bursche den rothen Ball auf das Billard, der auch wirklich in den Eckbeutel rollte.

„Er kann's leichter verlieren als Du, Gijs!" fuhr Jim fort, „und wenn ich sehe, daß Du Dich nicht gegen ihn halten kannst, will ich Seife an sein Queue schmieren, dann trifft er falsch."

„Der Kerl spielt sonst nicht schlecht," bemerkte Gijs, „kennst Du ihn, David?"

„Nein, ich glaube, daß er Dir etwas gleicht, Gijs, und es in seinem früheren Leben besser gehabt hat," sagte David, den Dichter vertraulich auf die Schulter klopfend. „Seit einer Woche kommt er regelmäßig alle Abende hieher, und trinkt dann so viel, bis er auf seinen Stuhl oder unter das Billard fällt und einschläft."

„Ja, das weiß ich, aber sein Name?"

„Den weiß ich eben so wenig als Du; ich traute ihm nicht und darum ließ ich ihm nachgehen, und jetzt weiß ich so viel von ihm, als ich nöthig habe. Er ist Komptoirist, hat keine Wohnung, darum bleibt er immer des Nachts hier und das ist mir genug."

Die Thüre wurde geöffnet und ein Mann noch in der ersten Blüthe seiner Jahre trat in die Kneipe, ver-

langte ein Glas Branntwein, das er unangerührt stehen ließ und nahm in einer Ecke des Zimmers Platz.

„Dem trau' ich weniger," flüsterte David Gijs ins Ohr, einen Seitenblick auf den Hereintretenden werfend, „der kommt mir besonders verdächtig vor."

Und in der That, der Mann bildete einen sonderbaren Contrast mit den Kleidern, die er trug. Die Kleider schienen mit Absicht schlecht und gemein gemacht zu sein. Ein schmutziger Rock, der hie und da geflickt, war, wie armselig auch, nicht ganz im Stand, eine schlanke gefällige Figur unkenntlich zu machen, eben so wenig als die alten verschlitzten Sammthosen und die feinen Stiefeln, die seine kleinen Füße umgaben. Ueberdieß war die Wäsche fein und schneeweiß, was man bei der Klasse von Leuten nicht findet, zu deren Klasse er vermöge seiner Kleider hätte gehören sollen.

Aus allen seinen Manieren, wie schroff und unbeholfen er sie auch darstellen wollte, leuchtete eine gewisse Wohlerzogenheit, während seine edlen Gesichtszüge und geschonten weißen Hände einen ins Auge fallenden Contrast bildeten mit denen der gewöhnlichen Besucher des Mooriaantjes. Die scharfen Blicke David Rams hatten es bald bemerkt, daß der Mann im Besitz von Vorzügen war, die wenig zu seiner elenden Kleidung paßten.

Er hatte einen Ring an dem Finger des sonderbaren Gastes bemerkt, und ihn ein andermal eine Priese aus einer goldenen Tabaksdose nehmen sehen, und mehreremal beobachtet, daß das Taschentuch, dessen er sich bediente, ein feines seidenes Foulard war.

„Und Du weißt nicht, wer er ist?" flüsterte Gijs dem Wirthe zu.

„Nein, aber zur Polizei gehört er nicht, das weiß ich gewiß," gab der krumme David zur Antwort. „Das letzte Mal, als er hier war, ließ ich ihm durch Jim nachgehen, doch half's mich wenig, denn auf der Breestraat stand ein Wagen, er sprang in aller Eile hinein

und fuhr fort, so daß es Jim unmöglich war, ihm zu folgen."

„Ich wäre wohl hinten aufgestiegen," fiel Jim seinem Vater in die Rede, „aber der Fuhrmann schlug unaufhörlich hinter sich mit seiner Peitsche, und was will ich davon, wer er ist, wenn der Alte es durchaus wissen will, muß er ihm selbst nachhinken."

„Aber was hat er hier zu thun?"

David zuckte mit den Achseln.

„Ich glaube, daß er hieher kommt um Vater Brams willen; sie scheinen mit einander in genauem Verhältniß zu stehen, denn immer sitzen sie bei einander und sprechen so leise, daß Niemand etwas hören kann von dem, was sie sagen und hie und da mischen sich Paul der Barbier und der Duikelaar in das Gespräch, sie sind die Einzigen, die ihn kennen, sonst weiß Niemand Etwas von ihm!"

Wiederum wurde die Thüre geöffnet und der alte Herr trat ein.

Der alte Herr war der uns bekannte van Zweeden, den wir früher als Komptoirist hinter dem Schreibpulte bei Remmers und Comp. angetroffen haben.

Der Unglückliche war immer tiefer und tiefer gesunken und endlich bis zu dem elenden Zustand, in welchem wir ihn jetzt treffen. Das Trinken und nichts anderes als diese schreckliche Pest hatte ihn in das Elend gestürzt. Als er noch im Besitze seines ansehnlichen Vermögens gewesen, war er hie und da im übermäßigen Gebrauch des Weines zu weit gegangen und später, als seine Reichthümer durchgebracht waren und er die Mittel nicht mehr besaß, um sich mit Wein zu betäuben, nahm er seine Zuflucht zu den geistigen Getränken. Er gab sich nach und nach ganz dieser Untugend hin und wurde so zuletzt ein vollkommener Trunkenbold.

Alles war ihm gleichgültig. Nichts mehr war ihm etwas werth. Nichts war im Stande, ihn für das

Leben zu gewinnen, als Trinken und nur Trinken Elend gekleidet, schlich er, krank an Seele und Leib, schwach und entkräftet, durch die Straßen und längs der Grachten der Hauptstadt, vermieden und verachtet von Jedermann. Doch was kümmerte ihn all' dies, so lange er Geld hatte, um die Sehnsucht nach starkem Getränke, die unruhig in seinem Innern brannte, zu befriedigen, um sich zu betäuben und langsam, aber sicher zu morden.

Je mehr er sich dieser Unsitte übergab, desto ärmer wurde er. Bald war beinahe Alles, was er besaß, und dieß war wenig, verkauft oder verpfändet. Was er bei Adam Smith verdiente, der ihn allein auf seinem Komptoir behielt, weil er keine geschicktere Person für das Wenige, das er ihm gab, finden konnte, — dieser Verdienst war kaum zureichend, um seine schändliche Lust zu befriedigen. Bald war er nicht mehr im Stande, seine Zimmermiethe zu bezahlen, und sogleich, so bald die Arbeiten auf dem Komptoir des Kommissionärs beendigt waren, begab er sich nach der gemeinen Kneipe David Rams, wo er sich für weniges Geld betrinken konnte, um auf dem Stuhl oder wohl auch auf dem Boden bis zur Morgenstunde zu schlafen. Dann frühstückte er, wenn er Lust dazu hatte, und dieß war nur selten der Fall, in einem sogenannten Schoftkelder *) für ein paar Stüber, schleppte sich nach dem Komptoir, wo er gedankenlos und wie in einem Traum sein Geschäft verrichtete, bis es Abend wurde, und der Jenever wieder Leben in den erstorbenen Körper brachte.

Das ist in wenigen Worten das Leben van Zweedens, der einst reich und allgemein geehrt war.

Van Zweeden schlich langsam nach dem Buffet und verlangte leise ein Glas Jenever, das er auf einen Zug leerte.

---

*) Arbeiterwirthshaus.

„Nun, alter Herr," rief Gijs, „der am Billard stand, „haben Sie Lust?"

„Nein, ich danke."

„Wie, um ein Glas Jenever," rief Gijs, „oder wollen Sie lieber, wer von sechs Partien vier verliert, bezahlt eine Flasche."

„Wein?" fragte van Zweeden.

„Sind Sie toll, Jenever... Wein," wiederholte Gijs der Dichter laut lachend, „ich habe meine Zeit gehabt, ich habe Wein getrunken, ja, das ist all' und vorbei!"

Van Zweeden war Meister im Billardspiel und die Aussicht, sich umsonst zu betrinken, war zu schön, als daß er sie hätte vorbei lassen mögen.

Er trat zu dem Rechen und suchte sich ein Queue aus, das weniger krumm war, als die übrigen.

„Wir wollen eine Flasche nehmen auf Rechnung des Verlierenden," sagte Gijs. „Jim, gib eine Flasche."

„Aber wenn Du verlierst," flüsterte David dem Dichter ins Ohr.

„Geld habe ich nicht und borgen wollt ihr mir nicht, deßhalb muß Jim sorgen, daß ich nicht verlieren kann. Laßt uns anfangen."

Das Spiel begann; es war widerlich zuzusehen, wie van Zweeden alle seine Kräfte anspannte, um das Spiel zu gewinuen, wie ängstlich er berechnete, hin und her wog, ehe er einen Stoß that. Hätte er die Hälfte der Mühe sich gegeben, ein besserer Mensch zu werden, wie bald wären die Flecken ausgewischt gewesen, die an ihm klebten.

Jim that Alles, was in seinem Vermögen stand, um van Zweeden verlieren zu machen. Vier Partien waren bereits gespielt, wovon van Zweeden zwei gewonnen hatte. Die letzte Partie sollte beginnen und entscheiden, wer die Flasche bezahlen mußte.

Indeß waren mehrere Gäste in die Kneipe gekom-

men, aber jeder schien zu viel mit sich beschäftigt, um dem Billard einige Aufmerksamkeit schenken zu können.

Ein Mann jedoch, dessen Kleidung sich vortheilhaft von der der übrigen Gäste unterschied, widmete dem Billard seine ganze Aufmerksamkeit.

Schon zweimal hatte er bemerkt, daß Jim falsch zählte, und etwas an den Queue van Zweedens schmierte, um ihm zu schaden; doch Jim hatte hoch und theuer geschworen, daß er ohne Absicht falsch gezählt hätte, und das Spiel ging fort. Aufmerksam folgte der Fremde jeder Bewegung der Spieler und zählte laut mit.

„Ich glaube, daß es nicht ohne Nutzen für Sie wäre," sagte er zu van Zweeden, „mehr in den Eckbeutel zu spielen, wie die andere Partie thut, denn wenn ich mich nicht täusche, zieht der Eckbeutel nicht wenig, und deßhalb ist es keine große Mühe oder Kunst, da einen Ball zu machen."

Jim und Gijs sahen den Sprecher mit sehr unfreundlichen Blicken an, doch dieser schien sich wenig daran zu kehren und folgte dem Laufe der Kugeln mit scharfem Auge.

Van Zweeden hatte siebenundvierzig und Gijs nur vierzig, so daß der Kommis alle Hoffnung hatte, die Partie zu gewinnen, um so mehr, da der rothe Ball gerade vor dem Sacke lag und nur angerührt zu werden brauchte, um van Zweeden die Partie gewinnen zu lassen.

Aber Jim hatte in einem Augenblick, als man ihn nicht bemerkte, sein Nastuch in den Sack gestopft und war bereit, so bald der Ball in den Sack falle, diesem mit dem Knie einen solchen Stoß zu geben, daß der Ball wieder heraus fliege.

Er hatte dieß so schnell gethan, daß weder van Zweeden noch die Zuschauer etwas davon bemerkten; als der Erste daher stieß und der Ball in den Sack

fiel, flog derselbe durch die weisen Maßregeln Jims wieder heraus.

„Sie haben zu hart gespielt," sagte Jim zu van Zweeden; aber der Fremde trat herbei und holte das Nastuch heraus.

„Das gehört nicht hinein, wie ich glaube," sagte er, mit seinen großen durchdringenden Augen Jim fest ansehend und sich zu van Zweeden wendend, fuhr er fort: „Sie müssen, ehe Sie stoßen, zuvor sehen, ob etwas im Sacke liegt, eingestopft ist, will ich nicht gerade sagen."

Die Reihe war an Gijs dem Dichter.

„Drei und vierzig auf fünf und vierzig!" rief Jim, der Marqueur.

„Nein, Du vergißt Dich," rief van Zweeden, „ich habe sieben und vierzig, und mein Gegner nur vierzig."

„Was," rief Gijs, „das ist eine verfluchte Lüge, Jim zählt gut, und so ist es, wie er zählt."

„So ist es nicht, sag' ich," rief der Fremde, „Sie haben vierzig, und Sie," auf van Zweeden deutend, „sieben und vierzig. Es ist ein Wunder, Freundchen, daß Du Dich immer zum Nachtheil dieses Herrn vergißt."

„Ich habe mich nie vergessen," rief Jim.

„Dann hast Du es absichtlich gethan, um ihn verlieren zu machen."

„Ich weiß nicht, warum Sie sich bemühen," sagte Gijs zu dem Fremden, „sind es Ihre Sachen?"

„Ja, wenn ich sehe, daß man Jemanden betrügen will, nehme ich immer seine Partie, und das ist hier der Fall."

„Was, sagt das noch einmal," rief Gijs, den Queue niederwerfend, während er eine drohende Haltung annahm. Der Fremde aber antwortete ruhig:

„Spielen Sie zuerst ehrlich ihre Partie aus, und wenn Sie mir dann etwas zu sagen haben, bin ich bereit, zu antworten."

„Aber Gijs, sehend, daß es ihm unmöglich war, die Partie zu gewinnen, weigerte sich, fortzuspielen.

„Sag' einmal," rief er David Ram zu, „wer die Partie unterbricht, verliert, nicht wahr? Also kommt die Flasche auf Rechnung dieses Herrn."

„Stoße nur zu," rief Jim dem Dichter, „Du mußt gewinnen; ich habe seinen Ball im Stillen vertauscht und den hohlen an den Platz gestellt."

„Nun denn, wie viel sagen Sie, daß ich habe?"

„Nicht mehr, als vierzig," gab der Fremde zur Antwort.

„Es sei denn," rief Gijs, nahm den Queue und begann zu spielen.

Van Zweeden stieß ein paar Mal fehl, weil Jim den Ball ausgetauscht hatte, und es dauerte nicht lange, so gewann Gijs die Partie.

„Die Flasche auf Ihre Rechnung," sagte David Ram, „acht und fünf macht dreizehn... wenn es Ihnen gefällig, dreizehn Stüber."

Mit zitternder Hand holte van Zweeden seine schwach versehene Geldbörse hervor, aber der Fremde trat zwischen Beide und sagte zu Gijs: „Soeben sagten Sie, daß ich mich nichts um die Sache zu bekümmern habe, das ist aber doch der Fall, denn ich hatte versprochen, zu bezahlen, wenn er verlor. Hier ist das Geld."

Er wandte sich darauf zu van Zweeden, der ihn mit verwunderten, aber zugleich dankbaren Blicken ansah, und sprach den Verlierenden also an: „Ich rathe Ihnen, wenn Sie nicht immer verlieren wollen, nicht mehr mit diesem," auf Gijs zeigend, „zu spielen, besonders nicht, wenn dieser Bursche zählt, oder in der Nähe des Billard ist, und sorgen Sie, wenn Sie hier spielen, daß nichts in den Beuteln ist oder an den Queue geschmiert wird." Nach diesen Worten warf der Unbekannte einen Blick auf Gijs und Jim, der ihnen alle Lust zur Widerrede benahm; darauf setzte er sich,

als ob nichts geschehen wäre, in die Ecke des Zimmers, wo er Alles, was vorfiel, beobachtete und neugierig die Züge Jedes, der hereinkam, betrachtete.

Der Fremde war ein Mann in der Kraft des Lebens, er schien ungefähr drei und vierzig Jahre zu zählen, war gut gebaut, und sein Blick flößte Ehrfurcht ein. Seine Gestalt war groß, jede seiner Bewegungen verrieth Kraft und Gewandtheit. Auf dem durch die Sonne gebräunten Gesichte lag ein düsterer Ernst, während das wilde Rollen seiner Augen Leidenschaft und Unruhe anzeigte.

Er verlangte ein Glas Branntwein, das er mit Zucker und Wasser vermengt, trank, ohne sich wie es schien, um das, was um ihn her vorfiel, zu kümmern.

„Wer ist der Kerl," fragte Gijs David Ram.

„Ich kenne ihn nicht," gab David zur Antwort. „Gestern ist er zum ersten Mal hieher gekommen. Was mich betrifft, könnte er gut wegbleiben, er kümmert sich um Alles, und macht Bemerkungen, die sich nicht gehören."

„Möchtet Ihr wirklich, daß er wegbliebe?" fragte ein kräftiger Kerl, in welchem wir Paul, den Barbier, erkennen, „wenn Ihr ein Glas Jajim daran setzt, will ich ihn schon behandeln, daß er nie wieder einen Fuß dahersetzen soll; ich habe nur noch ein paar Sachen mit Vater Bram abzumachen." Er zeigte an ein Tischchen, wo dieser mit dem Fremden sprach, dessen Kleidung von seinen Manieren abstach, und von dem wir dem Leser schon gesprochen haben.

„Wer ist er doch eigentlich?" fragte David vertraulich den Barbier.

„Das weiß ich eben so wenig, als Ihr. Bram scheint gute Geschäfte mit ihm zu machen, denn vor einiger Zeit, als er hier war, hat er ihm ein Schächtelchen verkauft, in dem für mehr, als dreitausend Gulden Diamanten waren; ich glaube, daß es ein mar-

wieger uit de pistole[2]) ist; er hat so feine Manieren an sich, und ich vermuthe, daß er noch nie gesjeft[3]) war, auch versteht er kein bargoens[4]). Es ist im Plane, daß wir zusammen massematten handeln[5]) sollen; das Rechte von der Sache werde ich später erfahren, denn Bram hat mich dazu genommen, und Ihr wißt wohl, was der alte Bram thut, ist gut; aber à propos, David, habt Ihr den Maler noch nicht gesehen?"

„Nein," antwortete David, „wo der hingeflogen ist, weiß ich nicht."

,Gesjeft ist er nicht, das weiß ich, und ich habe überall nach ihm gesucht, ohne ihn finden zu können. Nein, ich werde sogleich den Kerl, der sich in Alles mischt, und viel von einem Linksche[6]) hat, für immer fortjagen. Ein Glas Jajim, wenn es glückt, hörst Du!'

Mit diesen Worten trat Paul an den Tisch, an welchem Bram und der Fremde Platz genommen hatten, und fragte in dem ihm eigenen freimüthigen Tone, ob die massematten gepakt[7]) seien.

„Ich verstehe die Sprache nicht," antwortete der Fremde, doch Vater Bram fiel ihm in die Rede:

„Nein, guter Junge, es will noch nicht gehen, wir müssen noch eine Woche oder etwas mehr Geduld haben, Schade, daß Sie die kruizen nicht mitgebracht haben," sagte er, sich zu dem Fremden wendend, „wir würden den Petrus in Ordnung gebracht haben; Sie wissen ja, wie man kruizen slaat?"

---

2) Ein nobler Dieb.
3) Gefangen.
4) Diebssprache.
5) Diebstahl ausführen.
6) Spion.
7) Der Diebstahl besprochen.

„Ich sage Euch nochmals, daß ich nichts von der Sprache begreife, die Ihr führt. Sprecht darum deutlicher, wenn Ihr wollt, daß ich recht antworten soll," fuhr der Fremde etwas ärgerlich fort.

„Er meint," rief Paul, „daß es Schade sei, daß Sie die Abdrücke nicht mitgebracht haben, um die Schlüssel danach zu machen, und fragt, ob Sie wohl wissen, wie man Abdrücke von Schlössern macht."

„Ich hab es noch nie gethan, aber es scheint mir keine so große Kunst zu sein."

„Noch nie gethan," sagte Bram getäuscht, „dann fürchte ich, daß es schlecht ausfallen wird, es ist wohl keine so große Kunst, aber Uebung gehört dazu. Sie nehmen ein Stück Wachs..."

„Wenn Sie keines haben, kann ich damit aushelfen," sagte Paul, „ich trage die Dinge immer bei mir, sieh' da..."

Der Fremde sah das schmutzige Stück Wachs, das der Barbier ihm anbot, und sagte, ohne es anzunehmen: „Ich dank' Euch, Freund; ich glaube selbst noch etwas Wachs zu Hause zu haben, sagt mir nur, was ich thun muß."

„O, nichts ist leichter," sagte Bram. „Sie nehmen ein Stück Wachs und drücken es so lange in den Händen, bis es weich ist, und dann drücken Sie es fest gegen das Schloß, aber vergessen Sie nicht, das Wachs zuerst naß zu machen, denn sonst klebt es am Schlosse, und der Abdruck wird nicht rein, und ich möchte Jemand sehen, der einen guten Pet... Schlüssel wollt' ich sagen, machen könnte, nach einem Abdruck, der nicht rein ist. Wenn Sie den Abdruck gemacht haben, dann legen Sie ihn in den Hut, damit er nicht warm wird, und sobald Sie können, müssen Sie ihn in kaltes Wasser werfen, dann wird er hart."

„Begriffen," sagte der Fremde.

„Und wir theilen das moos, das Geld, das timtim und die andern massematten," sagte Paul.

„Das ist natürlich, ich besorge Euch den Abdruck, Bram macht den Schlüssel und Ihr begeht den Diebstahl; wann es geschehen muß, will ich später bestimmen, um Euch aber für das Warten schadlos zu halten, hier, laßt mich nun mit Vater Bram allein reden."

Der Fremde, der von Paul und Bram der Herr genannt wurde, legte ein Dreiguldenstück auf den Tisch, worauf der Barbier die beiden Männer verließ, um mit Gijs eine Partie Billard zu spielen, bei welcher Gelegenheit dem Linkschen, ein Beiname, welchen er dem Fremden gegeben, der Trom entleidet werden sollte.

„Ich kann dem Barbier wohl trauen," sagte der Herr, als Paul ihn verlassen hatte.

„Wenn Alles Geld wäre, würde ich wohl einige Schwierigkeit darin finden, aber nun, da es, wie Sie sagen, Staatspapiere sind, kann er uns nicht betrügen; von diesen Dingen versteht er gar nichts, und darum brauchen wir ihm auch nicht ein Drittheil der Beute zu geben. Sie sprechen von hundert russischen, die gerade eine Tonne Goldes ausmachen, ich werde sie wohl an den Mann zu bringen wissen, ehe die Polizei sich damit bemüht; wenn wir dem Barbier ein hundert oder vier geben, so schwebt er in den Wolken des Glücks. Er muß auch nicht mehr haben," fuhr Bram fort, „ich kenne den Barbier, wenn er Geld hat, ist er nicht mehr zu haben, und wenn wir ihm wirklich ein Drittel der schönen Beute geben würden, würde er ein solches Leben anfangen, daß die Polizei der Sache bald auf die Spur käme und sie eben so bald heraus hätte."

Bram und der Herr fuhren leiser sprechend in ihrer Unterredung fort, während van Zweeden, der in einer der Ecken des Zimmers saß, schon so viel getrunken hatte, daß er in einer Art von Bewußtlosigkeit nichts von alle dem bemerkte, was um ihn her vorging.

G'js und der Barbier hatte inzwischen eine Partie begonnen, und der Linksche saß noch auf demselben Platz, den er bei seinem Eintritte eingenommen hatte, und rauchte ruhig seine Pfeife.

„Jim, vor Allem zähl' gut!“ rief G'js, „es könnten sonst wieder Bemerkungen gemacht werden von Menschen, die sich um Sachen kümmern, die sie nichts angehen.“

Der Unbekannte that, als ob er diese Bemerkung nicht höre, und rührte ruhig mit dem Ende des Pfeifenrohrs, das die Stelle eines Löffelchens vertrat, in dem vor ihm stehenden Glase, aus dem er hie und da einen guten Zug nahm.

„Ich möchte mal sehen, daß Jemand Bemerkungen machte, während ich spiele,“ sagte Paul, „ich würde es ihm ein für allemal abgewöhnen.“

„Zieht auch mal die Eckbeutel, vielleicht liegt etwas drin,“ rief Jim, der, sehend, daß Paul Streit suchte, es nun auch wagte, ein Wort mitzusprechen, „gebt auch Acht, daß nichts an Eure Queues geschmiert ist.“

„Wer je gesagt hat, daß hier die Beutel ziehen, oder daß etwas hineingestopft ist, ist ein Lügner und ein Schmierlappen,“ rief der Barbier so laut, als möglich und vergaß nicht, bei diesen Worten den Linksche mit scharfen Blicken anzusehen.

Der Linksche blieb aber ruhig sitzen, und darum hielt Paul es für nöthig, andere Maßregeln zu ergreifen. Er ging daher an den Tisch des Linksche und trank, ohne etwas zu sagen, das Glas aus, das dieser vor sich stehen hatte.

„Füllt das Glas nochmal,“ rief der Linksche, „und gebt diesem Freund auch ein Glas auf meine Rechnung, und hat er noch nicht genug, dann gebt ihm zwei!“

„Ich habe von Ihnen nichts nöthig,“ brummte Paul.

„Es scheint doch, da Ihr mein Glas austrinkt.“

„Das ist eine verdammte Lüge," schrie der Barbier, „sagt das noch einmal, wenn Ihr das Herz habt."

„Es kann sein, daß ich mich getäuscht habe," sagte der Angegriffene, der aber durchaus keine Aufgeregtheit zeigte, und indeß ein anderes Glas von David Ram empfing, „aber da sollt Ihr wegbleiben."

„Und wenn ich das Glas noch einmal austrinken wollte?" fragte Paul in gereiztem Tone.

„Dann würde ich Euch lehren, wie man das Eigenthum des Andern stehen läßt und Euch schinden, wie einen Hund."

Diese Antwort hatte der Barbier, der allgemein wegen seiner besondern Körperkraft bekannt war, nicht erwartet. Er blieb einige Augenblicke bewegungslos stehen, und betrachtete den kecken Sprecher von Haupt bis zu Fuß.

„Ich glaube, daß Ihr noch nicht viel geprügelt worden seid in Eurem Leben und um Euch das Prahlen mit Einem abzulehren, da..." Damit gab Paul dem Fremden einen so heftigen Stoß, daß er hinterrücks fiel, was David Ram, Jim und Gijs sowohl, als beinahe alle Anwesenden in ein lautes Jauchzen ausbrechen machte.

Schnell stand der Gefallene wieder auf; im selben Augenblicke fiel er den Barbier an, hob ihn in die Höhe und warf ihn mit solcher Gewalt über die Billardtafel, daß er gegen die Wand stieß.

Eine Todtenstille erfolgte; jeder sah den Fremden und Paul abwechslungsweise an, und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit dessen, was weiter geschehen sollte.

Der Barbier hatte sich erhoben und blieb einige Augenblicke bewegungslos, wie an den Boden genagelt. Er schien nicht zu wissen, was zu thun. Plötzlich griff er in seine rechte Hosentasche, und holte ein langes Messer heraus, dessen Heft aus einem Rehfuß verfertigt war.

„Mein nijft wird Euch ijken[7]) Bl..., besser als daß es hans auf dem schollem[8]) thut," rief Paul und stürzte mit der Waffe auf den Fremden los. Dieser, es gewahr werdend, griff eilig nach einem Queue, zerbrach es mit so viel Leichtigkeit, als ob es eine Gerte wäre und behielt den untern Theil in der Hand.

Ruhig wartete der Linksche Paul ab. Vor dem Billard war ein offener Raum, den der Fremde zum Kampfplatz ausgesucht zu haben schien, denn hier hatte er seinen Stand genommen.

Die Gäste hatten einen Kreis um die beiden Kämpfer geschlossen, und einige riefen: „Jeder bleibe weg, Niemand kummere sich drum!" und sahen neugierig zu, als das Gefecht begann. Leute, die zu jedem Morde fähig sind, sind merkwürdigerweise so streng bei jedem Gefechte.

Während der Kreis sich bildete, schlich der Herr so still als möglich hinaus, was bei der allgemeinen Verwirrung nicht bemerkt wurde.

„Ich will Euch rathen, das Messer einzustecken," sagte der Linksche ruhig.

Nun erhoben sich mehre Stimmen, die zum Kampfe aufmunterten: „Halte Dich gut, Barbier, weich' nicht zurück, und hau' ihm einen Halbmond in's Gesicht, so schön, als er nie am Himmel steht!" Während dessen feuerten Andere den Fremden an, denen es eine Freude gewesen, wenn der Barbier gefallen wäre, der so sehr auf seine Stärke vertraute.

Paul drückte das Messer in seine Faust mit solcher Behendigkeit und auf eine Art, wie es nur Leute machen, die an diese Waffen gewohnt sind, und wartete den Anfall des Fremden ab.

„Ich rathe Euch nochmals, das Messer einzustecken!"

---

8) Brandmarken.
9) Schaffot.

Aber kaum hatte der Linksche diese Worte gesprochen, als der Barbier einen Schritt vorwärts trat, und mit seinem Messer einen Kreis beschrieb — aber im selben Augenblick gab der Fremde ihm mit dem Stück Holz, das er in der Hand hielt, einen so heftigen Schlag auf den Arm, daß der Barbier brüllend vor Schmerz das Messer fallen ließ.

Dieser Umstand schien aber seine Streitlust keineswegs gedämpft zu haben; unbewaffnet flog er auf den Linksche zu, der auch sein sonderbares Vertheidigungsmittel weggeworfen hatte, und das Faustgefecht begann.

Bald mußte Paul auch in diesem Kampfe unterliegen: der Fremde griff ihn mit Kraft und Behendigkeit an, und warf ihn auf den Boden, sprang dann auf ihn und ein Hagel von Schlägen prasselte auf seinen Kopf.

„Halte Du ein! ich gebe gewonnen!" brüllte der Barbier, der in seinem Blute badend auf dem Boden lag. Diese Worte galten als Zeichen der Beendigung des Gefechtes; der Fremde sprang auf, und nahm ruhig als ob nichts geschehen wäre, seinen Platz wieder ein.

IX.

Ein anderes Schauspiel in dem Trom.

Mit einer gewissen Ehrfurcht betrachteten die Gäste den ihnen unbekannten Mann, der so sprechende und fühlbare Zeichen von Kraft und Muth gegeben hatte, und selbst der Barbier, der nach und nach wieder zu sich selbst gekommen war, verlangte ein Glas Branntwein und trat damit zu dem Linksche.

„Alles zwischen uns ist abgethan, da ist meine Hand, Ihre Gesundheit!" sprach er und reichte ihm das Glas, aus welchem der Sieger einen kleinen Zug that.

„Alles ist vorbei," antwortete er dem Barbier, „ich lasse Jeden in Ruhe und darum will ich, daß man mir es auch thue." Darauf schüttelte er ihm die Hand und setzte sich wieder.

Inzwischen hörte man ein lautes Lachen auf der Straße, das von einem nicht minder lauten Gesange begleitet war. Die Thüre wurde mit Gewalt geöffnet, zwei Mädchen, an deren sonderbarem Aufzuge man deutlich merken konnte, zu welcher Klasse sie gehören, traten in die Kneipe. Sie unterstützten einen Mann, der zu betrunken war, um allein gehen zu können, und dessen Gesicht, wie Kleider mit Schmutz bedeckt war.

Die beiden Mädchen hatten den Betrunkenen auf eine schändliche Weise verunziert. Mit einem gebrannten Korke hatten sie seine Augbrauen schwarz gemacht und zugleich einen großen Schnurr- und Backenbart auf sein Gesicht gezeichnet, was von seinen geschwollenen, dunkelrothen Wangen und unbeweglich starren Augen widerlich abstach.

Eines der Mädchen hatte, um das Spiel vollkommen zu machen, ihre eigene Haube, welche von einer Menge feuerrother Bänder und Schlingen umgeben war, ihm aufgesetzt, wodurch das Gemalte des Gesichtes nicht wenig herausgehoben wurde.

Es war der unglückliche van Zweeden, der also geschmückt in die Kneipe begleitet wurde. Sobald das Gefecht zwischen Paul und dem Unbekannten begonnen hatte, war der Trunkenbold still aus der Kneipe geschlichen, befürchtend, daß der Kampf, zu dem er, obwohl unschuldig, Anleitung gegeben hatte, ihm von üblen Folgen werden könne.

Auf die Straße gekommen, war es ihm unmöglich, einen einzigen Schritt vorwärts zu thun; er wankte

dennoch fort, bis er endlich in eine Gosse fiel, ohne die Kraft und Besinnung zu besitzen, um aufzustehen. In diesem elenden Zustande wurde er von zwei Mädchen gefunden, welche, obwohl es schon tief in der Nacht war, dieses Weichbild durchstreiften, um bei diesem oder jenem Trunkenbold, der die Kneipe verließ, ihren Gewinn zu machen.

Van Zweeden konnte ihnen keinen Gewinn bringen und da sie ihn schon mehre Male hatten in den Trom von David Ram gehen sehen, beschloßen sie, ihn dahin zu bringen, denn solche Geschöpfe fühlen immer ein eigenes Mitleid mit Betrunkenen. Es war zwar eine Wohlthat, die sie ihm erweisen wollten, doch konnten sie es sich nicht versagen, ihn zum Vorwurf ihrer Spottlust zu machen, und die Mittel dazu waren bald gefunden.

Größerer Lohn für ihre geistreiche Erfindung, für die sie selbst sich schon durch ein gewisses Selbstgefühl belohnten, konnte ihnen nicht zu Theil werden, als die Billigung der anwesenden ehrsamen Gesellschaft im Hause des Herrn Ram, und in der That, sie konnten sich der Ehre erfreuen, mit lautem Jauchzen empfangen zu werden. Der unglückliche van Zweeden, der, obwohl seine Füße ihm den Dienst versagten, doch noch so viel Bewußtsein hatte, um zu sehen, daß er es war, über den sich die habitués des Trom lustig machten, warf, sobald ihn seine Begleiterinnen losgelassen hatten, die Haube vom Kopfe und sank auf einen Stuhl nieder.

„Wasche den Mann ab, Bursche," sagte der Fremde, sich zu Jim wendend, und darauf an David Ram das Wort richtend, fuhr er fort: „Es ist wahrlich eine Schande, daß Ihr nicht besser für Eure Kunden Sorge tragt."

Diese Worte, in strafendem Tone von einem Manne gesprochen, der mit unstreitigem Rechte der Held des Abends genannt werden konnte, blieben nicht ohne Folge und Jim beeiferte sich, die schwarzen Streifen

von dem Gesichte des Trunkenbolds abzuwischen, während die beiden Mädchen bald ein paar Männer fanden, die sie mit geistigen Getränken bewirtheten und mit welchen sie die Kneipe verließen.

„Setzt Euch zu mir,“ sagte der Linksche nach Verlauf von einiger Zeit, als van Zweeden wieder zu sich selbst gekommen, obgleich er noch nicht nüchtern geworden war, „und trinkt ein Glas Wasser, das wird Euch gut thun. Ihr dürft ihm kein neues Getränke mehr geben,“ befahl er David Ram, als der Komptoirist wieder Branntwein verlangte. „Sagt mir lieber, wo Ihr wohnt, ich werde Euch nach Hause bringen.“

„Wo ich wohne,“ antwortete van Zweeden, den Frager verwundert ansehend, „wo ich wohne... Ich wohne nirgends; ich habe keine Wohnung, hier bleibe ich Nachts und am Tage bin ich auf dem Komptoir. Es gab eine Zeit, wo ich eine Wohnung und eine Kutsche hatte, aber das ist Alles aus und vorbei.“

„Und Ihr seid Kommis?“ fragte der Linksche, ihn erstaunt ansehend und nicht begreifend, wie ein Mensch, der eine solche Stellung in der Gesellschaft bekleidete, in einer Kneipe wie die David Rams anzutreffen sei.

„Ja, ich bin Kommis; als ich kein Geld mehr hatte, mußte ich doch etwas thun, wenn ich nicht vor Hunger sterben wollte, und da nahm mich der auf sein Komptoir, der früher mich arm gemacht hatte, der Heuchler; aber,“ fuhr er in dem Tone fort, der betrunkenen Leuten so eigen, „ich weiß auch Geschichten von ihm, für die er tausend Gulden gäbe, wenn ich sie nicht wüßte, derselbe Adam Smith!“

„Adam Smith!“ rief der Fremde, „Adam Smith!“ Und man brauchte wahrlich kein Lavater zu sein, um auf dem Gesichte des Linksche die große Verwunderung und zugleich Neugierde zu lesen, die sich seiner bemeisterte.

„Ja, Adam Smith, auf dessen Komptoir bin ich,“ sprach van Zweeden mit stotternder Zunge.

„Und Ihr wißt etwas von ihm, ein Geheimniß," fragte der sogenannte Linksche mit Interesse.

Aber van Zweeden gab ihm keine Antwort, der Schlaf hatte ihn übermannt, und alle Versuche, die der Neugierige durch Schütteln, Ziehen und Rufen, um ihn aufzuwecken, machte, Alles war vergebens; der Schlaf des Trunkenbolds war nicht zu stören.

„Er kommt jeden Abend hieher, sagt Ihr," sprach er David Ram an.

„Ja, wenigstens seit einiger Zeit," gab der krumme Wirth zur Antwort.

„Dann komme ich morgen Abend wieder," sprach der Unbekannte zu sich selbst, „und ich werde hier sein, so lang er noch nüchtern zu treffen ist." Darauf schlug er die Arme übereinander, verlangte ein Glas Branntwein mit Wasser und Zucker, und blieb ruhig sitzen, ohne merken zu lassen, daß er bald gehen wolle; im Gegentheil schien er noch auf Etwas zu warten.

Es mögen sich in diesem Augenblick ungefähr zwölf Personen in der Kneipe befunden haben, die mit Kartenspielen beschäftigt waren, ausgenommen Bram, der bald mit Diesem, bald mit Jenem leise sprach und ein paar Anderen, die auf einer Bank ihren Rausch ausschliefen.

Nach und nach verließen die meisten Gäste die Kneipe, ausgenommen die Schläfer, die die Nacht dableiben wollten; darauf blies David Ram die Lampe aus, die über dem Billard hing, durch welche Handlung der Wirth seinen Gast schweigend ersuchte, sich gleichfalls zu entfernen; unser Mann schien aber diesen Wink nicht zu begreifen, denn als er in dem ganzen Zimmer, ausgenommen die Schlafenden, mit David Ram allein geblieben war, da Jim, sobald David seine Hülfe entbehren konnte, sich zur Ruhe begeben hatte, sagte er:

„Schenkt Euch ein Glas ein, von was Ihr wollt, auf meine Rechnung, und setzt Euch dann zu mir, ich

habe ein paar Fragen an Euch zu machen, die Ihr leicht beantworten könnt; ich glaube nicht, daß Ihr ein so großes Bedürfniß nach Schlaf fühlt, besonders da es Etwas für Euch zu verdienen gibt, wenn Ihr mir der Wahrheit gemäß antwortet."

David Ram schenkte sich einen großen Kelch Branntwein ein und nahm an dem Tische bei dem bewirthenden Gaste Platz.

„Euer Name ist David Ram," begann der Fremde, „und der Beiname, den Ihr führt, der krumme David."

Ein bejahendes Kopfnicken des Wirthes gab dem Fremden die Versicherung, daß er sich nicht betrogen hatte.

„Ihr habt nicht immer hier gewohnt?"

„Nein, seit einem vollen Jahr habe ich diese Wirthschaft übernommen."

„Und wo wohntet Ihr früher?"

„O, bald da, bald dort, ich bin so oft ausgezogen, daß ich selbst beinahe nicht mehr weiß, wo ich wohnte."

„Aber waret Ihr es nicht, der vor fünf Jahren auf dem Wisde steeg wohnte?"

„Ja, da war ich auch einmal hingekommen, wie lange das her ist, kann ich mich nicht mehr erinnern."

„Aber dessen werdet Ihr Euch noch erinnern, daß im selben Hause, wo Ihr wohntet, eine Frau war, die zwei Kinder hatte?"

„Ja, Sie meinen die Prinzeß?"

„Sie hatte zwei Kinder, nicht wahr?"

„Ja, der junge Herr und das junge Fräulein."

„Aber ihre wahren Namen?" fragte der Fremde.

„Frank und Clara."

„Ja, ja," rief der Unbekannte heftig, „ja, das sind sie!... Und was ist aus ihnen geworden?"

Auf diese Frage bekam er keine genügende Antwort. Ram zog die Schultern in die Höhe und sagte:

„Sie ist gestorben und die Kinder sind in eine Kostschule oder so wohin gekommen, das ist Alles, was ich von der Sache weiß.“

X.

Aufklärung.

Wir haben erzählt, daß der andere unbekannte Gast David Rams, den wir in het mooriantje antrafen und dem man den Beinamen „der Herr“ gegeben hatte, sobald das Gefecht zwischen Paul, dem Barbier und dem Linksche begonnen hatte, die Kneipe verließ und nicht mehr zurückkam. Wir wollen unsere Leser „dem Herrn“ folgen lassen.

So eilig als möglich durchlief er das Labyrinth von Gassen und Straßen, bis er endlich auf die Reguliersbreestraat kam, wo ein Wagen bei dem Muntstoren seiner wartete.

„Meinen Mantel,“ gebot er dem Kutscher, und dieser warf ihm einen feintuchenen Almaviva um, welcher ganz mit Sammt gefüttert war.

„Bring' mich auf den Kloveniersburgwal, aber fahre zuerst durch die Kaewerstraat, über den Dam und so durch die Halsteeg und Hoogstraaten und laß mich dann auf dem Kloveniersburgwal aussteigen. Fahre so schnell als möglich und gib Achtung, daß Niemand auf die Kutsche steigt!“

Er schlug seinen Mantel um und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand hinten aufsitze, fuhr er so rasch als möglich fort.

Endlich auf den Kloveniersburgwal gekommen, stieg er aus dem Wagen, bezahlte den Kutscher und ging

weiter, bis er an das Hôtel garni kam, als die ersten Strahlen der Sonne den nächtlichen Flor durchbrachen.

Nach langem Läuten wurde endlich die Thüre geöffnet und ein schlaftrunkener Bediente kam ihm entgegen.

„Wenn Du nicht wach bleiben kannst, so kannst Du Dich packen; ich habe länger als eine Viertelstunde geschellt, ehe Jemand kam, um mir zu öffnen. Mein Licht!“

Augenblicklich wurde der Befehl des Fremden vollzogen, und hinter dem Bedienten, der voranleuchtete, stieg er in den zweiten Stock, wo er eine Zimmerthüre öffnete.

„Ich habe Dich jetzt nicht mehr nöthig,“ sagte er, „wecke mich morgen früh nicht vor zwölf Uhr, ich bedarf der Ruhe“

„Es ist ein Brief für Sie gekommen,“ sagte der Bediente, „ich habe ihn in das Schlafzimmer gelegt.“

„Gut,“ sagte der Herr und schloß die Thüre des Schlafzimmers, in das er trat, hinter sich zu.

Das Zimmer war klein, aber geschmackvoll. Alles was in dem Schlafzimmer eines vornehmen Mannes gefunden wird, war vorhanden, und es bot einen sonderbaren Anblick, den jungen Mann, im Kleide der Armuth, nachdem er den Mantel abgeworfen, in diesem prächtigen Zimmer zu sehen. Eine bronzene Lampe, die von der Decke herabhing, brannte noch, aber an der immerwährenden Bewegung der Flamme konnte man deutlich bemerken, daß das Oel, das ihr noch Leben gab, bald verzehrt sein werde.

Der Bewohner dieses Zimmers schob die Gardinen vor dem Fenster zusammen, um das Tageslicht am Eindringen zu hindern, zog das armselige Gewand aus, und schloß es sorgfältig in einen Koffer, dessen Schlüssel er an einem Bande um den Hals trug. Darauf hüllte er sich in einen sammtenen Schlafrock, der über der Lehne eines großen Armstuhls lag und

setzte sich in den großen Fauteuill nieder, als wollte er einige Augenblicke nachdenken, ehe er seine müden Glieder auf dem weichen Bette zur Ruhe lege.

Zufällig fiel sein Blick auf den Brief, der auf dem Tische lag. „Ach ja!" rief er, nahm den Brief, brach ihn hastig auf und las:

„Der Kolonel van Bergen ersucht Sr. Wohlgeboren Herrn Gustav Baron von Hunter, morgen um zwei Uhr zu Hause zu sein, oder Zeit und Stunde zu nennen, wann und wo seine Gnaden zu sprechen.

Hôtel des Pays-Bas. No. 4.
12 August 18**."

„van Bergen!" rief Gustav, den unsre Leser schon als solchen in dem Fremden erkannt haben werden, „van Bergen wieder hier und der Ton, in welchem das Billet geschrieben, macht mich vermuthen, daß er Alles weiß ... Er kommt, um meine Plane zu vereiteln," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „doch jetzt soll die Unsicherheit, in der ich schwebe, bald geendigt sein! Sobald ich vollkommen überzeugt bin, daß alle Hoffnung auf Mathilden für mich verloren ist, dann das Wagestück unternommen und die Baronin van Ransbergen wird um hunderttausend Gulden ärmer sein! ... Doch soll ich den Kolonel hier erwarten? Sprechen muß ich ihn, um allen Verdacht zu meiden, oder will ich ihn lieber anderswo aufsuchen? Der Schlaf gibt oft gute Gedanken ein und schenkt uns zuweilen einen herrlichen Einfall!" Mit diesen Worten entkleidete sich der Baron von Hunter, warf sich auf das Bett und schlief bald ein.

Es war schon spät am Mittag, als der Baron erwachte, und der Kolonel van Bergen stand ihm vor dem Geiste. Wachend blieb er noch einige Augenblicke in einer bequemen Haltung auf den weichen Dunen sich

hin und her wendend und ließ seinen Gedanken den freien Lauf.

Endlich schellte er seinem Bedienten und kleidete sich, von diesem unterstützt, in einen bequemen und zugleich eleganten Morgenanzug, worauf er das Schlafzimmer verließ und in das Vorderzimmer ging, wo das Frühstück bereit stand. Es dauerte nicht lange, als der Kolonel van Bergen angemeldet und vorgelassen wurde.

August trug keine Uniform; er kam darum dem Baron sehr verändert vor, als er in höflicher, aber kalter Verbeugung vor ihm erschien. Gustav stand augenblicklich auf und ging dem Kolonel mit scheinbarer Herzlichkeit entgegen.

„Zuvor eine Frage, Herr Baron," sagte der Kolonel, der die ihm dargebotene Hand nicht sogleich ergriff, „zuvor eine Frage, ehe ich Ihnen als Freund die Hand drücken kann."

„Diese Worte unterbrechen den Glückwunsch zu Ihrer glücklichen Zurückkunft, der mir auf den Lippen schwebte, aber nehmen Sie Platz, Kolonel," sprach Gustav, und bot mit der ihm so eigenen Höflichkeit van Bergen einen Stuhl an.

Der Kolonel nahm einen Brief aus der Tasche und hielt ihn Gustav vor.

„Kennen Sie diese Schrift, Herr Baron?"

„Wenn ich mich nicht betrüge, ist es die Hand der Frau van Ransbergen."

„Ja, und diesen Brief empfing ich in Batavia," sagte der Kolonel, Gustav mit einem scharfen Blicke durchbohrend. „Was mir Frau van Ransbergen in demselben von Ihnen mittheilt, beweist mir, daß ich das Opfer Ihrer List gewesen, und . . ."

„Halten Sie ein, Herr Kolonel," sagte der Baron, während sein Gesicht sich dunkelroth färbte. „Fahren Sie nicht fort, wenn Sie gekommen sind, um mich

zu beleidigen, so ist der Ort dazu schlecht gewählt, und es wird mir angenehm sein, Sie anderswo zu treffen."

„Ich begreife, wohin Sie zielen, Baron von Hunter," fuhr van Bergen ruhig fort, „und wäre ich überzeugt, daß Sie mich hintergangen haben, so würde ich auch die Genugthuung verlangt haben, die zwischen Männern von Ehre da gewöhnlich ist, wo das Gericht keine Genugthuung geben kann! Doch ich kann nicht glauben, daß der Freund meiner Jugend, vor welchem ich kein Geheimniß hatte, und der mir, wie ich dachte, sein ganzes Vertrauen schenkte, mich mit Absicht hintergangen, und ruchlos die Hand an die Vernichtung meines Glückes gelegt habe."

Der Kolonel sprach in gemüthlichem Tone, der jeden Anderen, als den Baron von Hunter hätte treffen müssen.

„Sage mir, Gustav, wußtest Du, daß Adam Smith lebte, da Du mich in dem Wahne ließest, als ob Du nicht wüßtest, was aus ihm geworden?"

„Ja!" antwortete der Baron von Hunter.

„Als wir einander zum erstenmale in der Soiré bei Woestbergen begegneten, empfing ich am folgenden Morgen einen Besuch von dem Manne, den ich schon lange für todt hielt. Er hatte den Naman Remmers angenommen und darum schrieb mir mein Freund van Zeijst, Adam Smith werde wahrscheinlich nicht mehr am Leben sein, da alle Nachspürungen, die er gemacht, um etwas von dem Kommissionär zu erfahren, fruchtlos waren. Adam Smith besuchte mich damals und mahnte an die vorgeschossene Summe, die ich ihm nebst unerhörten Interessen bezahlen sollte. Zugleich vernahm ich, daß er glaubte, Du hättest Dir das Leben genommen. Der Wechsel wurde später von der Baronin van Ransbergen bezahlt, wie Dir bekannt ist, so daß wir ferner nichts mehr von dem Wucherer zu fürchten haben. Um Dich nicht zu beunruhigen, verschwieg ich meine Begegnung mit Smith, ich äng-

stige nicht gerne unnöthig meine Freunde, wenn ich wollte, würde ich das Stillschweigen als Beweis der Freundschaft gegen Dich ansehen können: ein Wort von mir gegenüber von Adam Smith hätte Dich ins Verderben stürzen können, oder zum Mindesten die Unannehmlichkeiten theilen lassen, die ich mit dem Wucherer hatte, aber ich hielt das Wort zurück, ich nahm die ganze Last auf meine Schultern, weil ich meinen Freund nicht gebückt unter ihr gehen sehen wollte. Vielleicht will der Kolonel der Sache eine andere Auslegung geben, gegen den Verdacht kann ich mich nicht schützen!"

„Gustav!" rief August, „ich hatte Dich in unrechtem Verdacht; reiche mir die Hand und laß' uns wieder einander sein, was wir immer waren!" Der Baron von Hunter entsprach der Bitte, und beide Männer schüttelten einander herzlich die Hände.

Gustavs Auge sah auf August nieder; der Betrug war in demselben deutlich; in dem Blicke lag das Gefühl der Freude über den neuen Sieg des Verräthers, in dem Gemüthe des Baronen lachte ein höllischer Hohn, aber August sah nur den Freund vor sich: den Scheinheiligen, den Heuchler gewahrte er nicht.

„Antworte mir noch, Gustav! Am selben Tage, als ich fortging, gab Dir die Baronin einen Brief, und Du versprachst, mir nachzureisen und den Brief zu überbringen, warum entsprachst Du ihrer Bitte nicht?"

„Ich ging nach Rotterdam und setzte von da nach England über," sagte der Baron ruhig, „ich wußte, wo Du warst, aber ich wollte, daß der Brief Dir nicht zukomme, Du hättest Deinen Entschluß geändert und dann vielleicht das Vaterland nie mehr verlassen."

„Aber welche Gründe konnten Dich zu diesem Schritte nöthigen?"

„Lasse Dir diese Antwort genug sein," sagte der Baron von Hunter, „Du warst mein Freund und ich wollte Dich nicht betrogen, hintergangen sehen."

„Aber...“

„August, frage nicht mehr,“ sprach Gustav schnell, „weiter kann ich Dir nicht sagen. Erst nach vielen Jahren, wenn unsere Haare ergraut sein werden und auch das Feuer der Leidenschaft erlöscht ist, wirst Du einsehen, daß alle meine Handlungen nur Dein Glück im Auge hatten. August,“ so schloß der Baron in ernstem Tone, „August, wie angenehm es mir auch ist, Dich hier zu sehen, so glaube ich doch, daß es für Dich besser gewesen, nicht in das Vaterland zurückzukommen.“

Der Ernst, mit dem der Baron diese Worte an August richtete, der an von Hunter so ganz ungewöhnlich war, verfehlte nicht, tiefen Eindruck auf den Kolonel zu machen.

„Aber,“ sagte er, nachdem er einige Augenblicke stillgeschwiegen, „ich habe von Niemand etwas zu fürchten; der elende Adam Smith vermag nichts gegen mich und Gustav, wenn Du einen Brief von Mathilden empfangen hättest und sie liebtest, wie ich sie liebe, Du würdest gewiß auch nicht gezögert haben, in das Vaterland zurückzukehren, wo meiner ein Glück wartet, das ich vergebens in einem andern Welttheil suchen würde.“

„Du meinst eine Heirath mit Mathilden.... und nennst Du das ein Glück?“

„Ja, ja!“ rief August mit Feuer, „lies selbst, was sie mir schreibt, und sehe es ihr nach, wenn sie falsch über Dich urtheilt. Sie kennt Dich nicht, wie ich Dich kenne, und weiß die Reinheit Deiner Absichten nicht. Lies Gustav, fürchte nicht, eine Unbescheidenheit zu begehen, Du weißt, daß ich vor Dir keine Geheimnisse habe, und Du begreifst nicht, wie angenehm es für mich ist, Dich zum Genossen meines Glücks zu machen.“

Gustav nahm den Brief und las:

„Geehrter Herr!

Wie sonderbar es Ihnen auch vorkommen mag, daß ich die Feder ergreife, um Ihnen zu schreiben, läßt mich doch das Interesse, das ich an Ihnen nehme, diesen Schritt wagen, einen Schritt, der freilich in Vieler Augen unpassend erscheinen mag.

„Ihr Brief, den Sie mir in der letzten Nacht Ihres Hierseins geschrieben und der Blick, den Sie mich dadurch in Ihr Leben werfen ließen, haben mir gezeigt, daß jugendlicher Leichtsinn und falsche Freunde Sie in's Verderben stürzten, Ihr späteres Leben hat mich dagegen von Ihrer Vortrefflichkeit überzeugt; der Kolonel van Bergen hat auf ehrenvolle Weise die Flecken getilgt, die an dem Junker van Reijsenburg hafteten.

„Die Sache mit Herrn Adam Smith habe ich abgemacht, so daß Sie von ihm nichts mehr zu fürchten haben. Ich weiß, daß er die Ursache war, die Sie so schnell nach Ostindien zurückkehren hieß. Ich trug dem Baron von Hunter, den ich für Ihren Freund hielt, auf, Ihnen nachzureisen und Ihnen einen Brief einzuhändigen, worin ich Sie — ja ich schäme mich nicht, es zu schreiben — von dem Beschlusse abbringen wollte, da ich den für Sie so gefährlichen Herrn Smith seiner Waffen beraubt hatte.

„Der Baron von Hunter aber hat mich auf eine schändliche Weise betrogen; statt Ihnen nachzureisen, segelte er nach England, und dies vernahm ich erst, als Sie schon lange an Bord waren."

So weit hatte der Baron in halblautem Tone gelesen; das Weitere las er aber so leise, daß August kein einziges Wort verstehen konnte, und als er geendigt hatte, gab er dem Kolonel den Brief zurück und sagte: „Eine Frau, die so schreiben kann, muß aufrichtig lieben!... Und Du hast Mathilden schon besucht?"

„Nein, vorgestern Abend bin ich angekommen und

ich habe meine Sehnsucht, sie wieder zu sehen, bezwungen, bis ich Dich gesprochen hätte, Gustav, um Dich bei der Baronin entschuldigen zu können. Sage mir aber, welche Ursache soll ich angeben, die Dich nöthigte, statt zu mir, nach England zu reisen, ohne auch nur den Brief mir zukommen zu lassen."

„Wenn Mathilde Dich darum fragt," sagte Gustav, „so antworte ihr, ich hätte es ungerne gesehen, daß einer meiner Freunde betrogen würde, und es darum für nöthig gehalten, daß der Ozean sich zwischen Dir und ihr befände, und sie wird den Sinn dieser Worte begreifen und nicht weiter fragen."

„Gustav, Alles, was Du mir sagst, hat etwas Geheimnißvolles," rief August, heftig erregt aufstehend und die Hand des Barons ergreifend. „Gustav, Du sprichst von Betrug und Hintergehen, sprich um Gottes willen, ich beschwöre Dich bei unserer Freundschaft, sage mir, ob Mathilde mich hintergehen, betrügen will!..."

„Wer sagt Dir das?" rief von Hunter. „Du kennst ja die Baronin van Delden van Ransbergen, und Du solltest sie fähig erachten, einen Betrug zu begehen? Frage mich nicht weiter, August, zwinge mich nicht, ein Geheimniß zu entschleiern, das nur mir bekannt ist; die Unwissenheit, in der die meisten Menschen leben, ist ihr Glück und ich zernichte nicht gerne das Glück meiner Freunde. Laß uns das Gespräch abbrechen, August," fuhr er, einen ganz andern Ton anstimmend, fort, „hast Du Deinen Abschied genommen oder bist Du nur für einige Zeit hier?"

„Davon später," sagte van Bergen. „Du hast einen Argwohn in mir rege gemacht, der... sage mir als Freund, wie wenn ich Dein Bruder wäre, ist es Mathilde, ist es ein Anderer, der mich hintergehen will? Ist sie vielleicht nicht so reich, als man allgemein glaubt...?"

„O nein, das Vermögen, das der Baron van

Ransbergen bei seinem Tode der Wittwe hinterließ, betrug mehr als anderthalb Millionen, und der Schatz ist durch die einfache Lebensweise, welche Mathilde führt, eher vermehrt, als vermindert worden?"

„Ich wünschte, Letzteres wäre der Fall," sagte August, „nemlich, daß die Baronin weniger reich wäre, als man allgemein glaubt, denn dem Himmel sei Dank, ich besitze selbst einiges Vermögen, und glaube mir, ich liebe Mathilde um ihrer selbst, nicht um ihres Vermögens willen."

Gustav schwieg und der Kolonel fuhr mit bebender Stimme fort: „Oder wäre es möglich, daß ich mich in Mathilden betrog und die Baronin nicht die edle Frau wäre, die sie scheint... sprich, Gustav und antworte mir aufrichtig, ohne Zurückhaltung, antworte und martre mich nicht länger durch die Ungewißheit. O Gustav, Du weißt es, Du hast es erfahren, die Ungewißheit ist oft peinlicher, als die schrecklichste Gewißheit."

„August! schwöre mir bei Deiner Ehre, daß, was ich Dir jetzt sage, nie über Deine Lippen komme; es ist keine Lästerung, keine Lüge, ich werde es Dir beweisen, aber es muß dennoch ein Geheimniß bleiben, ein ewiges Geheimniß zwischen Dir und mir."

„Es sei so!" rief van Bergen, „bei meiner Ehre, ich schwöre Geheimhaltung."

„Nun denn August! Mathilde, Baronin van Delden van Ransbergen ist Deiner nicht würdig, sie ist nicht die Reine, Fleckenlose, die sie Dir scheint. Unter der schönen Maske bedeckte sie viel Böses... wenn die Heirath mit einer entehrten Frau Dich glücklich machen kann, so heirathe Mathilden und Du wirst glücklich sein!"

„Großer Gott, Gustav! Mathilde entehrt... es ist schrecklich!" Die Bewegung seines Innern hinderte ihn am Sprechen.

„Mathilde ist Mutter und war es schon, als sie

dem Baron van Ransbergen ihre Hand schenkte; sie hat ihn betrogen und hintergangen, wie sie jetzt Dich, mein Freund betrügen will!"

„Gustav, Gustav! bedenke, was Du sagst, wen Du beschuldigst! Bist Du genugsam überzeugt von der Wahrheit dessen, was Du sagst? Hat man vielleicht Dich betrogen?"

„Nein! Meine Worte sind lautere Wahrheit," begann Gustav wieder und als ob er fürchtete, es könnte Jemand lauschen, flüsterte er dem Kolonel in's Ohr: „Ich bin der Vater ihres Kindes!!"

„Du! Du!" rief der Kolonel, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, „Du der Vater von Mathildens Kind!"

Mit gleichgültigem Gesichte bejahte der Baron.

„Träum' ich oder wach' ich," fuhr August van Bergen fort, während er mit der Hand über die Stirne fuhr, als wollte er sich überzeugen, ob er wirklich in wachendem Zustand verkehre. „Gustav, wiederhole noch einmal, was Du so eben sagtest, jedes Wort von Dir ist mir ein Räthsel!" Und noch einmal rief er wie wahnsinnig: „Du, Du der Vater von Mathildens Kind!"

Plötzlich kam ihm ein neuer Gedanke in den Sinn und mit einem vermischten Gefühl von Neugierde und Interesse fragte er: „Und was ist aus dem Kind geworden?"

„Auf diese Frage kann ich Dir nur sehr ungenügend antworten," sagte von Hunter und erzählte seinem Freunde dasselbe, was er Adam Smith mitgetheilt hatte.

Ein Verbrecher kann nicht mit gespannterer Aufmerksamkeit sein Urtheil erwarten, als August van Bergen jedes Wort auffing, das über die Lippen des Barons kam.

„Ich liebte Mathilden aufrichtig," so schloß von Hunter seine Erzählung; „das Unglück, das ihren Va-

ter traf (er verschwieg aber, daß er der Urheber desselben) zwang sie, den Baron van Ransbergen zu heirathen, um ihren Vater zu retten. Nach dem Tode des Barons bot ich Mathilden meine Hand an. Liebe sucht List: ich machte sie glauben, daß mir das Schicksal des Kindes bekannt sei, um sie für meine Bitte zu gewinnen, aber sie stieß mich von sich, mich den Vater ihres Kindes! Sage mir August, ob die Frau, die den Mann von sich stößt, welcher ihr durch solch' ein Band verbunden ist, um einem andern Manne ihre Hand zu reichen, ob diese Frau, die das Dasein ihres Kindes läugnet, um ihr Ziel, eine Heirath zu erreichen, Deiner würdig ist!"

„Großer Gott! und ist Alles Wahrheit, was Du mir sagst?"

„Ich werde es Dir beweisen," antwortete Gustav. „Es ist wahr, ich betrog sie, als ich ihr sagte, mir sei das Loos ihres Kindes bekannt, allein das Ziel, das ich durch diese Lüge zu erreichen hoffte, war, sie die Meine zu nennen, sie, die ich so innig, so heiß liebte, war sie nicht die Mutter meines Kindes! Als sie entdeckte, daß ich mich einer List bedient, schrieb sie mir diesen Brief. Lies den Brief und Du wirst Dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Bei diesen Worten überreichte der Baron dem Kolonel den Brief, der uns schon bekannt ist.

Mit zitternder Hand ergriff er den Brief und verschlang gleichsam den Inhalt.

Von seinem Gefühle übermannt, ließ er das Papier aus seinen Händen gleiten. „So ist es denn mehr als zu wahr, Mathilde! O, welch' schreckliche bittere Wahrheit!" rief er aus und eine Thräne rollte über seine Wange.

„Wäre es nun nicht besser gewesen, ich hätte geschwiegen," sagte von Hunter, „aber Du hast mich gezwungen, Dir ein Geheimniß zu offenbaren, das Dein Glück, Deine Zukunft vernichtete."

XI.

August und Mathilde.

Der Herr, welcher am folgenden Tage sein neues Tilbury, bespannt mit einem herrlichen Pferd, vor dem Hôtel des Pays-Bas in der Doelenstraat anhielt, in welchem Hotel der Kolonel van Bergen seine Wohnung genommen — war der Herr Woestbergen, der auch sogleich bei dem Kolonel vorgelassen wurde und mit seiner gewöhnlichen Manier in das Zimmer stürmte.

„Mon cher colonel!" rief er, „grâce au ciel, daß Sie wieder wohlbehalten ins Vaterland zurückgekehrt sind. Kaum hatte ich diesen Morgen Ihren Brief empfangen, als ich ausrief: J'aime à revoir mon cher colonel! mein Tilbury anspannen ließ, ich habe ein neues vor vierzehn Tagen gekauft, Sie werden sich noch erinnern, mein voriges war grün mit blau, dieses habe ich aber braun malen lassen und die Verzierungen mit Grau, ich finde, es sieht besser aus; auch habe ich ein neues Geschirr mit chinesisch kupfernem Beschläge, ich finde das nobler als das Silberplatirte, es wird so allgemein, nur die Doktoren haben es noch an ihren Geschirren; auch habe ich eine Patentachse an mein Tilbury machen lassen, es ist besser, obwohl etwas theurer, denn dies Tilbury kostet mich, das Eine in das Andere gerechnet, vierundachtzig Gulden mehr als mein früheres, und das — aber was wollte ich nur sagen — ich ließ augenblicklich mein Tilbury einspannen et me voici!"

Der Kolonel unterbrach mit einem wohlmeinenden Händedruck den Wortfluß, womit Robert Woestbergen ihn überfallen hatte.

„In der That, Kolonel," fuhr Robert fort, „wenn ich noch daran denke, wie geheimnißvoll Sie vor vier

Jahren verschwunden sind, sans dire adieu, wenigstens nicht bei mir, dann...!"

„Wahrhaftig, ich gestehe meine Schuld, Herr Woestbergen, aber Dinge von größter Wichtigkeit riefen mich ohne Aufschub nach Ostindien zurück..."

„Ich verzeihe Ihnen nicht, Kolonel, bis Sie mir versprechen, diesen Mittag mein Gast zu sein, Sie dürfen es nicht ausschlagen, on a compté sur vous, wir werden en famille diniren; ich hatte zuerst viel dagegen, mußte aber endlich nachgeben, besonders da meine Schwester, die Baronin, darauf bestand, keine Gäste einzuladen, und nun keine excuses! Sie fahren mit mir, zuerst in die Doctrina und dann nach Hause, wo man Sie mit Sehnsucht erwartet. Sie hätten sehen sollen, wie das Billet, worin Sie uns Ihre Ankunft mittheilten, Alles in Aufruhr brachte, und ich mußte augenblicklich herfahren, um Sie willkommen zu heißen, und Sie zum Diner einzuladen; meine Schwester, die Baronin, gönnte mir kaum Zeit, mich ordentlich anzukleiden, vous serez le bien-venu!"

Van Bergen überlegte lange, ehe er die Einladung annahm. Und doch konnte er nicht widerstehen; ein unbezwingbares Verlangen, die Baronin wiederzusehen, bemächtigte sich seiner und überdies hatte die Nacht, die auf das Gespräch mit dem Baron von Hunter gefolgt war, ihm, was er von der Baronin gehört hatte, in weniger ungünstigem Lichte erscheinen lassen. „Wer bin ich," so hatte er, ruhelos auf seinem Bette liegend, zu sich selbst gesagt, „wie viele Schande klebt nicht an mir? Bin ich so rein, daß ich das Recht habe, mit Verachtung auf sie herabzusehen, die sich nur einen jugendlichen Fehltritt zu verweisen hat?" Dann war ihm ihr Bild im Traume erschienen, da hatte er sie gesehen mit ihrem Kinde auf dem Schooße, schöner als Rafael und Rubens die Madonna malen konnten; und als er erwachte und die leuchtende Sonne auch die düsteren Bilder der Nacht vertrieben hatte, beschloß er,

zuerst zu untersuchen, ehe er die schöne Sünderin verdammte. Welch' schöne Gelegenheit bot sich ihm jetzt! Er sollte Mathilde im häuslichen Kreise sehen und sie da beobachten können. „Darum nicht länger gezögert," dachte er, „und die Einladung von Woestbergen angenommen."

Unterstützt von dem treuen Hendrik, war der Kolonel bald angekleidet; es war aber Robert einigermaßen unangenehm, obgleich er es nicht zu erkennen gab, daß ihn der Kolonel in bürgerlicher Kleidung begleitete, da nun Niemand sehen konnte, daß es ein Kolonel sei, der mit ihm fuhr.

„Ein herrliches Pferd!" sagte van Bergen, während sie schnell wie der Wind davonfuhren.

„Das will ich glauben, Kolonel, ich darf wahrlich Niemand sagen, wieviel es mich kostet, und vergangene Woche bot mir Jemand ein Anderes an, das dem meinigen glich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Dieselbe Größe, dieselbe Farbe, es wäre ein brillantes Zweigespann gewesen, und ich kann Ihnen sagen, daß es mich schmerzt, es nicht kaufen zu können, denn ich hatte ein kleines Unglück und darum muß ich dieses Jahr etwas haushälterisch sein. Ja, das will ich Ihnen einmal erzählen," fuhr Robert fort, „es ist ein seltner Fall: ich hatte für meine Frau ein Armband mit Juwelen gekauft, womit ich sie an ihrem Geburtstage überraschen wollte. Das Armband lag in einem Schächtelchen auf meinem Zimmer und dieses befand sich am Tage zuvor noch an seinem Orte, am folgenden Morgen war es weg und ich habe nie etwas mehr davon gesehen."

„Das Armband war also gestohlen?"

„Ohne Zweifel."

„Und Sie können auch nicht ahnen, wer der Thäter sein kann?"

„Durchaus nicht, ich weiß auch nicht, wen ich im Verdachte haben sollte, Niemand war bei mir, als der

Baron von Hunter, welchem ich das Geschenk zeigte, und Sie wissen, dieser ist über allen Verdacht erhaben; die Dienstboten haben ohne Zweifel den Thäter in ihrer Mitte; Kolonel, die Dienstboten, wo sie Jemand betrügen können, thun sie es."

Inzwischen waren sie in die Doctrina gekommen und nachdem sie hier einige Augenblicke verweilt hatten, fuhren sie nach Roberts Wohnung auf der Heerengracht.

Mathilde erröthete unwillkührlich, als der Kolonel eintrat und auch er wandte voll Verwunderung sein Auge auf die schöne Wittwe. Die Worte, die er sprach, ermangelten des gewohnten Zusammenhangs; wenn die Seele von Gefühl überfließt, verweigert die Zunge oft den Dienst; er wußte selbst nicht, was er sagte, als die Baronin ihn willkommen hieß. Ihre Stimme bebte, als sie ihn ansprach, und sie drückte sich in Worten aus, die, wäre sie weniger bewegt gewesen, ihr gewiß nie in den Mund gekommen wären. Der Kolonel mußte von seiner Reise erzählen und neugierig horchte sie auf jedes Wort.

Die Mahlzeit war herrlich und doch herrschte nicht der fröhliche Ton, den man an einem Tische hätte erwarten sollen, wo die Gäste freilich sehr verschieden fühlten, aber einander so bekannt waren, wie Woestbergen, Mathilde und der Kolonel. Letzterer kämpfte einen schweren Kampf in seinem Innern. Wenn er sich der Worte des Barons erinnerte und der Lieblosigkeit gedachte, mit der sie den Vater ihres Kindes behandelte, dann sagte ihm eine innere Stimme: die Frau ist Deiner nicht würdig; aber wenn sie ihre Augen aufschlug und sein Blick dem Ihren begegnete, wenn er das Engelsgesicht ansah, dann schwieg die innere Stimme wieder und Mathilde war wieder fleckenlos und rein.

Als die Mahlzeit vorüber und die Damen sich entfernt hatten, sagte Woestbergen: „Ich meine, gehört zu haben, Kolonel, daß Sie ein Liebhaber von

Gemälden sind und eine Sammlung besitzen, die ganz exquisit ist."

„Mein Kabinet ist nicht des Nennens werth," antwortete van Bergen, „einige Stücke von guten alten Meistern und ein paar von jungen Malern, das ist Alles."

„Ich bin auch Kunstliebhaber," fuhr Woestbergen fort; „ich besitze ein Kabinet, das mich ein artig Sümmchen gekostet hat, aber ich darf auch sagen, daß es gut ist. Wollen Sie es mal sehen?"

„Gerne!" sagte der Kolonel und Woestbergen geleitete ihn in den zweiten Stock, welcher der Kunst gewidmet war.

„Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie einen Augenblick allein lassen muß," sprach der Kunstliebhaber, „in dem andern Zimmer hängen die alten Meister," und nach einigen Complimenten ließ er den Kolonel allein.

Die Sammlung der Bilder war, wie die aller sogenannten Liebhaber, welche bei dem Ankaufe ohne Kunstgefühl und Geschmack zu Werke gehen und nur darum eine Gallerie zusammen stellen, weil es zum Bonton gehört.

Der Kolonel, selbst ein nicht unverdienstlicher Maler, war ein Kunstkenner im vollsten Sinne des Worts. Er fand darum wenig Gefallen an den elenden Kopieen, welche Woestbergen für Originale gekauft hatte. Neugierig, die Originale der alten Meister zu sehen, von denen sein Wirth gesprochen, öffnete er die Thüre des Seitenzimmers und das Erste, was er bei seinem Eintreten sah, war Mathilde, die mit der Kopie eines Blumenstückes beschäftigt war.

War es Zufall, daß sie sich hier befand oder hatte sie die Gelegenheit gesucht, August ohne Zeugen zu sprechen? Das sind Verborgenheiten des Herzens, in die wir nicht dringen wollen. Genug, Mathilde war da, und aus der Verwirrung, von der jede ihrer Bewegungen zeugte, aus der Farbe ihres Gesichtes, hätte

man beinahe schließen können, die Erscheinung des Kolonel komme ihr ganz unerwartet.

„Ich glaubte, Sie seien schon längst mit Robert ausgefahren," sagte sie, „wenigstens glaube ich gehört zu haben, daß Sie seinem Vorschlag Ihre Zustimmung gaben."

„Woestbergen hat noch Einiges zu thun, ehe wir ausfahren...."

„Und er läßt Sie allein, wahrlich ein geringer Beweis von der Lebensart meines Bruders und ich bitte Sie deßhalb um Entschuldigung."

„O, er hat mir dadurch einen Dienst erwiesen, für den ich ihm nicht genug danken kann, indem er mir nämlich Gelegenheit verschaffte, mich einige Augenblicke mit der gnädigen Frau ohne Zeugen unterhalten zu können," sagte der Kolonel, und nachdem er sich umgesehen hatte, um sich zu überzeugen, daß er wirklich allein war, fuhr er mit bewegter Stimme fort: „ich bin Ihnen, gnädige Frau, zu großem Dank verpflichtet, die edelmüthige Weise, wie Sie die unangenehme Angelegenheit zwischen mir und Adam Smith...."

„Kein Wort davon, Herr Kolonel," sagte Mathilde. „Kein einzig Wort, Sie kennen die Triebfeder meiner Handlung nicht, wenn Sie sie kennen würden, mein Herr, würden Sie meinen Edelmuth weniger rühmen."

„Gnädige Frau!" rief der Kolonel sich getäuscht glaubend, „ich hatte mir geschmeichelt, daß vielleicht Interesse...."

Plötzlich schwieg er; es schien, als ob die Fortsetzung seiner Rede absichtlich von ihm zurück gehalten würde, schnell aber begann er wieder:

„Ich muß Ihnen danken, gnädige Frau, für die Mittel, die Sie ergriffen, mich von der Reise nach Ostindien zurück zu halten, und besonders für Ihren Brief, den ich in Batavia erhielt, welcher eine Hoffnung in mir erweckte, deren Zernichtung mich zu dem

Unglückseligsten aller Menschen machen würde. So bald ich konnte, schiffte ich mich ein, um im Vaterlande aus Ihrem eigenen Munde zu hören, ob die Erwartung, welche Ihr Schreiben bei mir rege machte, je erfüllt werden soll. Sie können sich nicht vorstellen, gnädige Frau," fuhr er immer muthiger werdend fort, „welch' himmlischer Gedanke es für mich war, als ich den Fuß ans Land setzte, sie wieder zu sehen, die immer der Vorwurf war, mit dem sich meine Phantasie beschäftigte, die mir eine so selige Zukunft bereitet hatte. Offenherzig und ohne Zurückhaltung schrieb ich Ihnen in der letzten Nacht vor meiner Abreise den Brief, in welchem ich Ihnen die Erzählung meines Schicksals gab. Alles wissen Sie und dennoch haben Sie sich herabgelassen, Interesse für mich zu zeigen. O gnädige Frau, daß Ihr Mund jetzt bestätige, was Ihre Hand mir schrieb!"

„Stehen Sie auf, August," sagte Mathilde, denn der Kolonel hatte schon das Knie gebeugt, während er in der Begeisterung die Hand der Wittwe an seine Lippen drückte. „Was ich Ihnen schrieb, war wohlgemeint, Reue und ein reines Leben haben Ihr früheres Leben wieder gut gemacht. Die Offenherzigkeit, mit der Sie mir Alles eröffneten, hat mich Sie als edlen Mann kennen lernen lassen, und als solchen verehre ich Sie."

„Sie wissen, wer ich bin, Mathilde! Sie wissen, daß ich einmal um Ihre Hand buhlte, und daß Sie damals meine Bitte nicht ganz abschlugen. Mathilde, würden Sie mich erhören, wenn ich meine Bitte wiederholte?"

Mathilde bedeckte ihr schönes Antlitz mit dem schneeweißen Tuche, das sie in der Hand hielt; die Gemüthsbewegungen, die sie bestürmten, hatten Thränen in ihre Augen gelockt und die Augen waren das Weinen nicht ungewöhnt.

„Geben Sie mir Zeit, August, um reiflich zu erwägen... um einen guten Entschluß zu fassen... um... Sie verstehen mich! dringen Sie nicht auf Antwort, ich bin zu sehr angegriffen, August... in drei Tagen will ich Ihnen meinen Entschluß sagen..."

„Mein Glück oder Unglück ist in Ihrer Hand, Mathilde! Seien Sie edelmüthig und bedenken Sie, daß ein Wort von Ihnen mich auf die Spitze des Glücks führen oder in das tiefste Elend stürzen kann."

„Ihr Glück wird mir stets theuer sein."

„Mathilde! Engel...!" Er drückte einen feurigen Kuß auf die Lippen, welche die schönen Worte gesprochen und halblaut wiederholte der Kolonel: „Ihr Glück wird mir stets theuer sein!"

„August, daß nie Jemand etwas von dieser Zusammenkunft erfahre," sagte die Baronin; „was hier vorgefallen, bleibe ein Geheimniß, besonders vor dem Baron von Hunter."

Der Befehl traf August und der Argwohn, den die Liebe so lange unterdrückt, erhob wieder seine laute Stimme. „Warum nannte sie gerade den Baron von Hunter," dachte er, „so ist es doch wahr, was er sagte."

„Warum gerade dem Baron von Hunter?" fragte van Bergen, die schöne Wittwe fest ansehend.

„Weil ich ihn besser kenne, als Sie vermuthen," gab sie ihm ohne zu erröthen zur Antwort.

Er wollte mehr fragen, doch das Erscheinen Woestbergens hinderte ihn daran.

„Schön, nicht wahr," rief der Hereintretende, „das ist ein ächter van der Velden, und diese zwei sind von Franz von Mieris und dieß kleine ist ein ächter Dujardin," sagte er, auf die Bilder zeigend, die an der Wand hingen. „Wirklich, ich sehe Ihnen an, daß Sie ganz hingerissen sind."

„Sie sprechen die Wahrheit," sagte der Kolonel,

„und wer sollte auch bei so viel Schönheit kalt und gleichgültig bleiben?“ fügte er hinzu, während er einen Blick auf die Baronin warf.

XII.

Wie tief er gesunken war.

Gustav legte schon frühzeitig am andern Morgen einen Besuch bei dem Kolonel van Bergen ab.

„Du warst gestern bei Robert,“ so begann er, und natürlich hast Du Mathilde gesehen und ....“

„Ja, Gustav,“ fiel der Kolonel ein, „und wenn Du mich nicht ihres Vergehens versichert hättest, würde ich es nicht geglaubt haben; erzähl' mir aber noch einmal die Art, wie das Kind verschwunden ist.“

Gustav entsprach seiner Bitte und theilte dem Kolonel den einen und andern Umstand mit.

„Und was ist Dein Plan, August?“

„Frage mich jetzt nichts, Gustav, in drei Tagen sollst Du Alles erfahren.“

„Ich will mich nicht in Deine Geheimnisse eindrängen.“

„Aber Du weißt es, Gustav, daß ich vor Dir keine Geheimnisse habe; in drei Tagen, ich wiederhole es, sollst Du Alles erfahren.“

„Auch ich habe Dir etwas mitzutheilen, August. Ich will eine gänzliche Veränderung mit meinem Leben vornehmen. Die Unthätigkeit, in der ich jetzt lebe, fängt an, mich zu langweilen; ich verlange nach Beschäftigung, das Leben, das ich jetzt führe, paßt weder zu meinen Jahren noch zu der Lust an der Arbeit, die mich jetzt beseelt. Ich habe, wie Du vielleicht schon weißt, durch ein Erbe einiges Vermögen bekom-

men und damit will ich in mein Vaterland Deutschland zurückkehren. Die Laudwirthschaft war stets mein Lieblingsstudium; ich will sie praktisch üben und so durch Thätigkeit meine letzten Tage nützlich verbringen. Ich hoffe, daß es mich für frühere Täuschungen entschädigen wird."

„Wirklich, ich habe noch nie etwas von der Erbschaft gehört," sagte der Kolonel, „und gewiß, die vorgenommene Veränderung macht mir viel Vergnügen. Wenn Du Dich in Deinem Vaterlande niedergelassen, hoffe ich Dich da zu besuchen und Zeuge Deines Glückes sein zu können. Und gedenkst Du bald fortzuziehen?" fragte der Kolonel weiter.

„Darüber bin ich mit mir selbst noch nicht eins," antwortete von Hunter, „meine Papiere sind in Ordnung und ich kann gehen, wann ich will."

„Woestbergen hat mich ersucht, einige Tage auf seinem Landgute zuzubringen, und heute wird er gegen Zwölf mit seinem Wagen mich abholen," sagte August van Bergen, während er auf die Uhr sah.

„Und wird Mathilde ihren Bruder begleiten?"

„Nein, die Baronin bleibt in der Stadt."

„Die Sachen stehen gut!" murmelte der Baron. „Nun August, der Wagen Woestbergens wird bald da sein, à revoir!"

Der Baron von Hunter verließ das Hotel des Pays-Bas, und nachdem er sich gehörig angekleidet, ließ er den Wagen vorfahren und eilte nach der Wohnung Woestbergens, wo er Mathilde allein zu treffen sicher war.

Ein Billet, das er wenige Augenblicke zuvor an die reiche Wittwe gesendet hatte, verschaffte ihm Zugang.

„Gnädige Frau," sagte er, höflich aber kalt sich vor der schönen Frau verbeugend, „ich schätze mich glücklich, vorgelassen worden zu sein. Ich glaube nicht, zu viel von Ihrer Güte zu fordern, wenn ich Sie bitte, von der Sache zu schweigen, die vor vier Jahren zwischen Ihnen und mir vorfiel, besonders in Beziehung

auf den Auftrag, den Sie mir gegeben. Ich hatte gute Gründe, den Kolonel van Bergen nicht von seiner Zurückkehr nach Ostindien abzuhalten. Jetzt, da der Kolonel auf Ihre Einladung hin wieder nach Holland gekommen, ist mein Plan mißglückt, und darum will ich nicht mehr daran denken. Die Gründe meines Hierherkommens, gnädige Frau, betreffen einige Geldverhältnisse, die ich, Dank sei dem Himmel, jetzt abzumachen im Stande bin."

„Wohin zielen Sie... Herr Baron?" fragte Mathilde, den Baron verwundert ansehend.

„Ich ziele auf die Zurückgabe der Gelder, welche Sie mir vorgeschossen haben, um das Verhältniß zwischen mir und Adam Smith aufzuheben, und die Summe, welche ich von Ihnen empfing, als Sie mich ersuchten, den Kolonel van Bergen aufzusuchen. Ueberdieß möchte ich den Betrag des Wechsels von Wilson, den Sie für mich bezahlten, zurückgeben. Haben Sie darum die Güte, gnädige Frau, mir zu sagen, was ich Ihnen schuldig bin, und ich werde es Ihnen mit Dank zurückgeben. Ich zweifle auch daran nicht, daß Sie mir die Papiere geben werden, welche den falschen Wechsel betreffen, der von mir und dem Kolonel van Bergen ausgefertigt worden, und welchen Adam Smith Ihnen übergab."

„Alles, was Herr Smith mir übergab, habe ich schon seit langer Zeit vernichtet," sagte Mathilde. „Ich dachte, wenn der Tod mich überraschen sollte, und man nach meinem Ableben die genannten Papiere fände, würde es Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten können, wenigstens Andre mit Ihrem Vergehen bekannt machen, und ich zweifle nicht, Herr Baron, Sie werden mir dafür Dank wissen."

„Gewiß, gnädige Frau, wenn ich überzeugt sein könnte, daß Ihnen Interesse für mich so zu handeln gebot; allein da der Kolonel van Bergen mein Mitschuldiger ist und das Zeugniß seines Vergehens nicht ohne das meinige vernichtet werden konnte, so müßte ich

heucheln, wenn ich Ihnen Dank wüßte, für eine That, die, wie es mir erscheint, nur um seinetwillen geschah. Zugleich muß ich Ihnen mein Bedauern äußern, daß die Papiere nicht mehr bestehen, da es mir die Möglichkeit nimmt, sie selbst zu vernichten.“

„Sie trauen mir also nicht,“ sagte Mathilde erröthend. „Sie zweifeln also ...“

„O, durchaus nicht, es wäre Thorheit, denn der Kolonel war ja mitschuldig, und darum müssen die Papiere vernichtet sein. Doch zur Sache, gnädige Frau, wie viel beträgt die Summe, die Sie an mich zu fordern haben?“

„Baron von Hunter,“ sagte Mathilde mit Würde, „ich weiß, daß Sie nicht reich sind.“

„Gnädige Frau! ...“

„Lassen Sie mich ausreden; ein Gefühl würdigen Stolzes drängt Sie jetzt, wie große Opfer es Sie auch kosten mag, das Geld, das Sie mir schuldig zu sein glauben, zurückzugeben; ich kenne Sie, Baron von Hunter, und ich weiß, daß dieß die Triebfeder ist, die Sie jetzt zu mir führt, doch ich bin nicht im Stande, Ihrem Gesuche zu entsprechen; ich trug von allen diesen Ausgaben nie Rechnung und deßhalb ...“

„Können Sie den Betrag mir nicht angeben,“ fügte Gustav hinzu, „so will ich doch keine Verpflichtung gegen Sie haben, lassen Sie mich darum die Summe berechnen, welche ich schuldig bin. Mein Wechsel auf Wilson und Blaauveld betrug tausend Pfund, zwölftausend Gulden; Sie bezahlten an Adam Smith fünf und zwanzig tausend Gulden und das Portefeuille, das ich von Ihnen empfing, enthielt zwölftausend Gulden in Banknoten, die ganze Summe ist demnach 38,000 Fl. Wenn etwas fehlt, so belieben Sie es mir zu sagen, gnädige Frau, und mir zugleich die Zeit mitzutheilen, wann Sie über die Gelder verfügen wollen.“

Mathilde schwieg einige Augenblicke, ehe sie dem

Baron antwortete und sagte dann in einem Tone, den sie so beleidigend, als möglich zu halten suchte:

„Baron von Hunter, Sie wissen, daß ich reich bin und dies Geld mir darum von geringer Bedeutung sein muß. Wenn Sie jetzt im Stande sind, mir die Summe zu bezahlen, ohne daß es Sie inkommodirt, so werde ich immer zum Empfange bereit sein; sollte dies aber nicht der Fall sein, so verwickeln Sie sich nicht in Unannehmlichkeiten, um mir etwas zurückzugeben, was ich nur sehr ungerne annehme... von Hunter, seien Sie aufrichtig gegen mich, wie ich es immer gegen Sie war..."

„Ich kenne meine Pflicht, gnädige Frau!" sagte der Baron mit Würde, die den Meister in der Verstellung zeigte; „Mathilden verpflichtet zu sein, der Mutter meines Kindes, hat nichts Drückendes für mich, aber die Verpflichtung gegen die Gattin des Kolonel van Bergen ist zu erniedrigend, als daß ich dieselbe, und müßte ich auch wirklich ein Opfer dafür bringen, tragen könnte."

„Die Gattin des Kolonel van Bergen... aber wer sagt Ihnen..."

„O, gnädige Frau, Sie sind durchaus Herrin Ihrer Thaten; lassen Sie uns jetzt nicht Scenen erneuern, die mehr, als zu oft, zwischen uns vorfielen. Es ist die letzte Unterredung, die ich mit Ihnen haben werde. Das Geld werde ich Ihnen im Laufe des nächsten Monates übermachen. Alles, was in meinem Vermögen ist, werde ich anwenden, um meinem Eduard auf die Spur zu kommen, da ich sehe, daß die Sorge jetzt ganz auf mir ruht. Vor den Augen der Welt werden Sie die Baronin Wittwe van Delden van Ransbergen sein, und vor einer Zusammenkunft mit mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten, Alles ist zwischen uns auf immer zu Ende. So bald als möglich kehre ich in mein Vaterland zurück, um da stille und vergessen meine Tage

zu beschließen. Eine Bitte habe ich noch an Sie, es ist die letzte, Sie werden mir sie nicht abschlagen."

„Sprechen Sie," sagte Mathilde, merklich angegriffen, „und wenn es mir nur irgend möglich, werde ich sie erfüllen."

„Sie erinnern sich noch, daß es eine Zeit gab, in der wir einander aufrichtig liebten, daß ich Ihnen damals einen Ring gab, den ich gewöhnlich trug, und ich dafür einen von Ihnen empfing. Diesen Ring sehe ich nicht mehr an Ihrer Hand, auch sind Jahre verlaufen, seit wir sie gewechselt, und Vieles hat sich seitdem verändert. Hier, gnädige Frau, ist Ihr Ring zurück, Alles ist zwischen uns aufgehoben, für immer zernichtet... geben Sie mir den meinen..."

„Vergeben Sie mir, daß ich Sie einige Augenblicke allein lasse," sagte Mathilde, „ich will Ihnen den Ring wiedergeben und..." Es war ihr unmöglich mehr zu sprechen. Die Gemüthsbewegung nahm ihr die Worte von der Zunge.

Langsam verließ sie das Zimmer. Der Baron hatte sich nicht betrogen; er wußte, daß der Ring von Mathilden in ihrer Juwelenschatulle aufbewahrt war, und daß sie diese in ihrem Schlafzimmer stehen hatte, so daß sie, um seiner Bitte zu entsprechen, das Zimmer verlassen mußte.

Deßhalb allein hatte er Gelegenheit gesucht, Mathilde zu sprechen; die Zurückgabe des Geldes war nur ein Vorwand, denn es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, das Geld zurückzugeben.

In der Ecke des Zimmers stand eine eiserne Geldkiste, doch so zierlich gemacht und kunstvoll gemalt, daß sie ganz wie ein anderes Möbel aussah.

Gustav kannte die Kiste sehr gut, da sie dem Kaufmann Woestbergen, Mathildens Vater, gehört hatte. Kaum hatte die Baronin das Zimmer verlassen, als Gustav zu der Kiste ging und durch einen Druck an einen der Füße, auf denen die Kiste ruhte, das Plätt-

chen vor dem Schlüsselloche zur Seite springen machte. Schnell drückte er ein Stück Wachs, das er in der Hand gehalten hatte, um es weich zu machen, in das Loch, nachdem er es zuvor naß gemacht, wie Bram verlangte, und bekam so einen saubern Abdruck von dem Schloß. Um sicher zu sein, machte er noch einen Abdruck und verwahrte die beiden. Darauf ließ er das Plättchen wieder vor das Loch springen, warf sich in einer ernsten Haltung auf das Sopha nieder und harrte der Zurückkunft Mathildens.

Geraume Zeit wartete er so und als sie endlich ins Zimmer trat, verriethen die rothgeweinten Augen, daß die Mutter von Gustavs Kind ihren Thränen den freien Lauf gelassen hatte.

„Hier, mein Herr, Ihren Ring," sagte sie, ihm das einfache Kleinod einhändigend. „Leben Sie wohl, möge Ihnen das Glück immer blühen und seien Sie versichert, daß Sie stets Hülfe und Beistand bei der finden, welche dies Kleinod einst aus Ihren Händen empfing."

XIII.

Liebe und Pflicht.

Gibt es etwas, das mehr an unserer Gesundheit zehrt, den Glanz der Augen mehr dämpft und die Röthe von den Wangen nimmt, als Seelenleiden und Seelenschmerz? Ihr hättet sie nur sehen dürfen, um Euch von der Wahrheit zu überzeugen, sie, die schöne Wittwe, die in Reichthum und Ueberfluß lebte, die über Vieles gebieten konnte und doch das Glück nicht kannte. Drei Tage und eben so viel Nächte, denn

des Nachts, wenn Alles um uns her schweigt und tiefe Stille herrscht, erhebt sich die innere Stimme, — drei Tage, sagen wir, und eben so viele Nächte, hatten eine schreckliche Veränderung auf Mathildens Antlitz hervorgebracht.

Ihre Augen, sonst so glänzend wie Sterne am Himmel, hatten sich dumpf und tief unter der Stirne gesenkt; die Farbe auf ihren Wangen war verschwunden und ein schmerzlicher Zug um den Mund hatte das Lächeln verdrängt, das ihr so schön stand.

Sie hatte viel gelitten und einen schweren bittern Kampf gekämpft: einen Streit zwischen Liebe und Pflicht. Für die Frau wird es keinen schwereren Kampf geben.

Mathilde hatte einmal geliebt, feurig, mit aller weiblichen Gluth, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren liebt, nun war sie in ihrer Liebe betrogen und getäuscht! Darauf hatte sie ihre Hand einem Manne geschenkt, den sie zwar hochachtete, aber keineswegs liebte. Die Zeit hatte ihr Achtung vor ihrem Gatten eingeflößt und als der Tod ihn von ihrer Seite rückte, hatte sie ihn aufrichtig beweint, wie eine Tochter den verehrten Vater beweinen wird.

Der Kolonel van Bergen hatte in Mathilden die Stimme der Liebe, die so lange in ihr geschlummert, wieder geweckt, und der Mann, den sie so sehr achten und lieben gelernt, bot ihr nun Herz und Hand an.

Aber sollte sie dieses Anerbieten annehmen? War sie nicht Mutter, und sollte sie es dem Manne verschweigen, dem sie ihre Liebe schenkte? War es kein Betrug, wenn sie das that? Die Liebe flüsterte ihr ein: „schweige!“ aber das Pflichtgefühl widersetzte sich dem. Sollte sie den Kolonel mit ihrem Vergehen bekannt machen? Nein! der ihr angeborene Stolz, verbunden mit dem Ehrgefühl, duldete das nicht.

Sie litt schwer!

Die schlaflosen Nächte verzehrten ihre Kräfte, und

die weichen Dunen, auf denen sie gelegen, sie, die reiche Baronin, waren nicht im Stande, ihr wenige ruhige Momente zu verschaffen, sie den erquickenden Schlaf genießen zu lassen, den sie so lange entbehrte. Und die drei Tage, die sie dem Baron Kolonel Aufschub gegeben, waren ihr ein unübersteigbarer Berg. Verdoppelt, ja verzehnfacht schien ihr die Zeit.

Endlich war der Augenblick da; sie sollte über ihr Schicksal einen Entschluß fassen; August van Bergen sollte ein Bekenntniß von ihren Lippen hören, das ihn wie ein Donnerschlag treffen mußte.

Der peinliche Gedanke, ihm durch ihr Bekenntniß Leiden zu verursachen, vermehrte das ihre! Wie gerne hätte sie die Worte zurück gehalten, die ihr Ehrgefühl sie zu äußern nöthigte; aber der Würfel war geworfen! Die Pflicht hatte über die Liebe gesiegt.

„Der Kolonel van Bergen!“ meldete ein Bedienter. Mathilde nickte kaum merkbar mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß sie den Kolonel empfangen wollte, und dieser trat ein.

Mit freundlichem Lächeln empfing sie ihn, den Mann ihres Herzens, als wollte sie durch dieses Lächeln ihm den Schmerz vergüten, welchen sie ihm verursachen mußte.

Es herrschte einige Augenblicke lang eine erzwungene Stille, welche keines von Beiden abbrechen zu wollen schien.

Der Kolonel begann das Gespräch.

„Einer der wichtigsten Augenblicke meines Lebens, gnädige Frau, wenn nicht der wichtigste, ist jetzt erschienen, ein Augenblick, der über mein künftiges Glück oder Unglück entscheiden soll. Noch nie fühlte ich mich so bewegt, wie jetzt, selbst nicht, als ich Ihren Brief erhielt, der mich einlud, ins Vaterland zurückzukehren. Ohne Furcht zog ich stets dem Feinde entgegen und jetzt zittre ich, da ich hören soll, was Sie über mich beschlossen haben!“

„Kolonel van Bergen,“ sagte Mathilde, ohne den Muth zu haben, ihn anzusehen, „ich glaube, daß Ihre Neigung für mich rein und lauter ist und ich gestehe gerne, daß ich in Ihnen den Mann zu sehen glaube, der meine Achtung verdient, und an den ich ohne Zögern mein Schicksal knüpfen dürfte, mit einem Worte, einen Mann, in welchem ich das gefunden zu haben glaube, was ich in ihm suchte!“

„Mathilde!“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen,“ fuhr die Wittwe fort, sehend, daß ihre Worte eine Hoffnung in ihm rege gemacht, die sie nicht erfüllen konnte; „ich werde Ihnen nicht zu sagen brauchen, daß die Anzahl derer, die um meine Hand angehalten, keineswegs gering ist, aber ich glaubte von Keinem, daß er mich glücklich zu machen im Stande sei. Die Meisten wollten mich heirathen, um in den Besitz des Vermögens zu kommen, das mir der edle und achtungswürdige Baron van Delden van Ransbergen hinterlassen. Eben so leicht waren diese aufgegeben. Sie habe ich hochachten, ja lieben lernen, und Ihnen sagen zu müssen, daß eine Heirath zwischen uns . . . unmöglich ist . . . das schmerzt mich mehr, als ich zu sagen im Stande bin.“

„Um Gotteswillen, gnädige Frau . . . Mathilde!“ rief der Kolonel, „widerrufen Sie die Worte, widerrufen Sie den schrecklichen Entschluß!“

„Nie, Kolonel, nie! Nicht übereilt habe ich ihn gefaßt. Gott ist Zeuge, wie viel Mühe es mich kostete, wie heftig ich mit meinem eigenen Gefühle zu kämpfen hatte, ehe ich dazu kam.“

„Aber, entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit,“ rief der Kolonel, „was können die Gründe sein, die mein Glück vernichten? Sie machten mir so schöne Hoffnungen, Sie öffneten mir eine so heitre Zukunft?“

„Sehen Sie meine Thränen,“ seufzte Mathilde, „und fragen Sie nicht mehr! Ich kann die Ihre nicht werden, der Himmel weiß, wie schwer mir diese Wei-

gerung fällt. Ich will Ihre Freundin, Ihre Schwester sein, Ihr Glück sei stets das meine, Ihren Schmerz will ich theilen, aber nie ist eine Heirath zwischen uns möglich!"

„Mathilde! wenn es Wahrheit ist, daß Sie mich achten und lieben, warum dann so gehandelt und mir das vorenthalten, was mein größtes Glück, meine höchste Seligkeit wäre!"

Mathilde antwortete nicht; sie hatte ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt und weinte laut, und als sie ihre Hände herabsenkte und den Kolonel wehmüthig ansah, so wurde es auch ihm bang um das Herz und Thränen flossen aus seinen Augen.

„Mathilde," sagte er endlich, „bin ich denn ein so großer Verbrecher, so unwürdig in Ihren Augen, daß eine Ehe zwischen Ihnen und mir unmöglich ist? Haben vierzehn Jahre Reue meine früheren Handlungen nicht vergessen machen können?"

„Nein, nein, das ist es nicht," rief Mathilde, „aber ich kenne meine Pflicht und die Pflicht verbietet mir, die Ihre zu werden; fragen Sie mich nicht weiter. Die Ursache, warum ich Ihre Hand ausschlagen und das Glück verstoßen muß, das Sie mir anbieten, ist ein Geheimniß, das ich nicht entschleiern will. Vielleicht in späteren Jahren, wenn mein Leben zu Ende eilt, werde ich Ihnen Alles sagen und dann, dann werden Sie mir danken, dann werden Sie sehen, daß meine Pflicht, eine theure Pflicht, mich davon zurückhielt!"

In diesem Augenblicke trat August die Erzählung Gustavs wie ein Schreckbild vor den Geist.

„So ist es also wahr, was von Hunter mir sagte," sprach er zu sich, „und das Kind ist es, was Mathilden hindert, mir ihre Hand zu schenken."

Ein glücklicher Gedanke kam ihm in den Sinn.

„Mathilde!" sagte er, „ich ehre Ihren Entschluß, Ihre Weigerung erhebt Sie noch mehr in meinen Au-

gen. Ich vermuthe die Gründe, die Sie zu dieser Handlungsweise zwingen ..."

„Kolonel!"

„Sie betrauern den Verlust eines Ihnen theuern Wesens, das ... das ... O ich weiß, gnädige Frau, was Sie betrauern."

„August van Bergen," rief Mathilde mit einer Stimme, die den Kolonel erschreckte, „Sie wissen ..."

„Alles, Mathilde, und von heute werde ich unausgesetzt alle Mühe darauf verwenden, Ihnen das theure Wesen zurück geben zu können und wenn Gott meine Nachforschungen segnet, wenn ich Ihnen dasjenige zurück gebe, was auch mir theuer geworden, weil Sie es lieben, dann werden Sie mir Ihre Hand nicht mehr versagen, dann sollen Sie die Meine werden."

„August, um Gottes Willen!" rief Mathilde, allein der Kolonel hatte sich schon entfernt, und mit den Worten: „Ach, er weiß Alles!" fiel sie auf das Sopha nieder.

XIV.

Eine Abendgesellschaft bei Karel de Roos.

Wir haben den vormaligen Kommis bei Adam Smith geraume Zeit aus den Augen verloren. Wie van Zweeden Palm erzählte, hatte de Roos die schöne Wittwe geheirathet, mit welcher er, nach dem van Zweeden'schen Ausdrucke, in sehr genauer Verbindung gestanden, und er war dadurch in den Besitz eines nicht unansehnlichen Vermögens gekommen.

De Roos war aber nicht so glücklich, als man allgemein glaubte; seine Gattin, zehn Jahre älter als

er, war stolz auf ihren jugendlichen Gemahl, besaß aber dabei ein großes Maß von Eifersucht, so daß der gute Karel sich beinahe nicht wenden noch drehen durfte, denn seine Ehehälfte, die wußte, daß es nicht gut, daß der Mensch alleine, folgte ihm überall hin und beobachtete neugierig alle seine Handlungen.

Nach und nach hatte sie sich eine Herrschaft über ihn verschafft, der sich de Roos unmöglich entziehen konnte, da er Anfangs durch seine Nachgiebigkeit sich hatte die Zügel aus der Hand nehmen lassen; es war dieß auch für ihn gewissermaßen gut, denn wenn Karel vollkommen Herr und Meister gewesen, hätte auch das Vermögen bald ein Ende gehabt.

De Roos hielt sich schon für sehr glücklich, wenn sie ihm erlaubte, öfters zu reiten und seine gewöhnlichen Besuche in den Kaffeehäusern und Gesellschaften zu machen.

Oft hatte er Plane gemacht, um das Vermögen, das er besaß, zu vermehren durch Fabrikenerrichten und Handeltreiben, allein Madame de Roos, die ihren Gemahl sehr gut kannte, wußte, daß sie nicht zu viel auf seinen Fleiß rechnen konnte, und deßhalb das Fabrikenerrichten nur den Weg zur Armuth bahnen würde, suchte ihn davon abzubringen, und erlaubte ihm, sich ein zehn Kühe auf die Weide zu thun, womit er sich nach seiner Aussage beschäftigen wollte, da es eine der gewinnbringendsten Sachen war, welche man je unternehmen konnte.

Der Gewinn, den diese Kühe einbrachten, bestand nur in der Einbildung des ehemaligen Kommis, der, um zu zeigen, wie viel Lust und Liebe er zu dieser Beschäftigung habe, regelmäßig zwei oder drei Male in der Woche in das Dorf ritt, wo die Kühe auf der Weide waren, und sich damit begnügte, vor der Hecke zu halten und in gewichtiger Haltung zu sagen: „Sie werden schön!“ worauf er im Galopp nach der Dorfherberge ritt, da auf das Gedeihen seiner Thiere viel

Rheinwein trank, Jeden, der ihm nicht widersprach, regalirte und sich lange mit dem drallen Wirthsmädchen unterhielt.

Obgleich die Vortheile der Weide hauptsächlich darin bestanden, daß er gewöhnlich bei dem Verkaufe der Kühe ein paar hundert Gulden verlor, drang Madame de Roos darauf, die Sache fortzusetzen, um ihren Gatten von andern Unternehmungen abzuhalten.

Karel hatte schon längst auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um eine Herrengesellschaft zu geben, zu der er alle seine Freunde und Bekannte einladen wollte, und endlich wurde auch sein Wunsch erfüllt. Madame de Roos wollte auf einige Tage eine Freundin besuchen, die außerhalb der Stadt wohnte, und da die Freundin unverheirathet, jung und ausnehmend schön war, hatte sie es für rathsam gehalten, ohne ihren Gatten zu gehen, was de Roos scheinbar übel nahm, im Innern aber sich herzlich darüber freute, denn kaum war sie fort gegangen, so fühlte er sich frei wie der Vogel, der aus dem Käfig entflieht und die lange entbehrte Freiheit wieder athmet. Jetzt war die längst ersehnte Gelegenheit da, um die Gesellschaft zu geben. Vergnügt wie ein Schuljunge in der großen Vakanz, ritt er zu seinem Weinhändler, Koch und Zuckerbäcker. Auf dem Wege wurde ihm zweimal das Glück zu Theil, Adam Smith zu begegnen, denn es war die größte Freude für de Roos, wenn er seinen ehemaligen Patron traf, so laut als möglich zu rufen: „Guten Tag, Adam Smith!“ wissend, wie ungerne dieser so angeredet wurde, oder die Furcht des Kommissionärs kennend, so hart als möglich an ihm vorbei zu reiten, oder war de Roos, was oft geschah, etwas zu lange in Gesellschaft gewesen, oder wenn er von der Besichtigung seiner Kühe heim ritt, dann konnte Smith versichert sein, einen tüchtigen Schlag über den Hut oder Rücken zu bekommen mit dem freundlichen Gruße: „Bon jour, Adam Smith!“ Einmal, als der Kom-

missionär diese so zu sagen unschuldige Artigkeit mit Scheltworten beantwortet, hielt de Roos sein Pferd an, gab einigen Straßenjungen Geld und sagte ihnen: „Bringt den Herrn nach Hause, er ist betrunken," was zur Folge hatte, daß der so stolze und gravitätische Herr Remmers, bon gré mal gré, in ein Kaffeehaus springen mußte, um sich von seinen Begleitern und der ihm folgenden Truppe los zu machen.

Den Tag, welchen er zu der Gesellschaft bestimmt hatte, brachte er keineswegs unthätig zu. Vom frühen Morgen schon war er beschäftigt, die Zimmer zu ordnen, wobei er von zwei Aufwärtern aus dem Kaffeehause unterstützt wurde, welches er am meisten besuchte. Ehe das wackere Kleeblatt es vermuthete, war es Abend geworden, aber Alles war zur gehörigen Zeit in gehöriger Ordnung. Die Lichter waren angezündet, Karel als Wirth bereit und um acht Uhr erschienen die Gäste.

Zehn Freunde hatte de Roos eingeladen, und er schwebte in den Wolken der Freude, als er den Tabaksdampf die Zimmer erfüllen und das Licht der Lampen und Wachskerzen verdunkeln sah, während in diesem Dampfe die Eingeladenen sich bewegten, lachten, scherzten, prahlten und sangen, worin sie von dem Herrn des Hauses auf würdige Weise unterstützt wurden. Es waren lauter lustige, junge, ledige Leute und Niemand würde in Karel de Roos den schon seit vier Jahren verheiratheten Mann erkannt haben.

Das Gespräch kam auf Theater, Pferde, schöne Mädchen und als man an der Tafel saß, geizte jeder um die Ehre, die meisten Eroberungen bei dem schönen Geschlecht gemacht zu haben, obwohl die conquètes meistentheils eben so großartig waren, als der Gewinnst von de Roos Kühen.

Unter diejenigen, die am meisten über den sinnlichen Genuß und die Eroberungen, die sie gemacht hat-

ten, sprachen, gehörte ein junger Mensch von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, dessen Gesicht eine ungestörte Gesundheit verrieth, was bei den übrigen Gästen nicht der Fall war, und der mit einem gefälligen Aeußeren eine wohlgeformte hübsche Gestalt vereinigte.

Als der Wein die Wangen roth gefärbt und die Köpfe erhitzt hatte, war er der Erste, der ein unsittliches Lied begann, das den allgemeinen Beifall der Tischgenossen sich erwarb, besonders Karels, der mit seinem Messer so lange auf den vor ihm stehenden Kelch schlug, bis er in Stücken aus einander flog.

„Gestern Abend kam ich aus dem französischen Theater," begann einer, „da begegnete ich in der Kalverstraat auf der Höhe der Kapel ein paar Mädchen, so schön, wie ich sie noch nie gesehen, besonders die Kleinere, das war ein Engel, blonde Locken, einen hübschen Mund und Augen, Augen..." und damit trank er, wahrscheinlich um auszudrücken, wie die Augen waren, sein Glas leer.

„Und dann!" riefen die Uebrigen, da der Sprecher zu vergessen schien, daß er das Wort hatte, und blöde in das Lampenlicht sah, ohne etwas zu sagen.

„Ja dann, das war's auch," fuhr er fort, „da war ich. Bon soir! sagte ich, die Kleinere bei der Hand fassend, bon soir mon ange! aber sie gab keine Antwort und drückte sich fest an die Andere, und es schien, als ob das Mädchen Angst vor mir hätte; „komm' mit," flüsterte die Längere, und zog die liebe Kleine mit den Worten: „Sei nicht kindisch!" mit sich fort. Meine Herrn, ich bringe einen Toast aus: Das Wohlsein der lieben kleinen Blondine!"

„Sie soll leben!" riefen Alle wie aus einem Munde und leerten die Gläser.

„Und nun ist die Geschichte aus," rief der junge Mann, der das Lied gesungen.

„Nein," gab der Erzähler zur Antwort, „sie gingen fort und ich folgte ihnen; die Größere zog die Kleinere

mit sich und so kamen sie auf das Spui, wandten sich um die Ecke der Handboogstraat und traten in das Parterre des zweiten Hauses von der Ecke an."

„Ha! ha!" riefen Alle, „das Rendezvous!"

„Ja, und ich wollte folgen, allein ich bemerkte im selben Augenblick, daß ich kein Geld bei mir hatte und ich mußte von dem Abenteuer abstehen."

„Bah!" rief der Sänger, den wir François heißen wollen, „bah, ich hätte mich wenig darum bekümmert, es muß solchen Mädchen genug sein, daß man ihnen die Ehre anthut..."

„Er prahlt wie ein Geck," begann der Abenteurer wieder, „vielleicht denkt er, daß jedes Mädchen in ihn verliebt ist, weil er noch keinen Bart hat."

Dieser Verweis schien François zu treffen und der Wirth, welcher bemerkte, daß Zwist entstehen könnte, suchte ihm zuvorzukommen und wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben. „War sie wirklich so schön, van Sell?" frug er den Helden der Geschichte.

„Schön wie ein Engel," erklärte van Sell, und als fiele ihm plötzlich etwas ein, sagte er: „Ich mache einen Vorschlag, laßt uns Alle nach der Handboogstraat gehen, so ein Spaziergang wird die Weingeister vertreiben und ihr könnt euch selbst überzeugen, ob ich die Wahrheit gesprochen und ob es je ein schöneres Mädchen gegeben als diese Blondine!"

„Angenommen!" riefen einige Stimmen, „und dann kommen wir wieder hieher."

„Ja, und bleiben bis morgen," sprach van Sell, „bis zu Tagesanbruch. Ich werde bei meinem Stallmeister einen Glaswagen bestellen, um nach Soestdijk zu fahren: um fünf Uhr muß er vorkommen. Wir schlafen in der Kutsche aus und kommen dann ganz frisch und in Ordnung in Soestdijk an, frühstücken und bleiben den Tag da."

„Schön, charmant!" riefen die meisten. Zwei von der Gesellschaft aber, die am folgenden Tage Ge-

schäfte hatten, erklärten, unmöglich Theil nehmen zu können.

„Kommt!“ rief van Sell, „nun auf den Marsch, ich will im Vorbeigehen zu meinem Stallmeister, der Kerl liegt vielleicht schon im Bette, aber das thut nichts, dann schellen wir ihn heraus; um fünf Uhr muß die Kutsche vorkommen und keine Minute früher.“

„Und ich will sorgen, daß indeß etwas für euch bereit steht, um euch zu erfrischen,“ sagte de Roos, „besonders für den Rheinwein werde ich besorgt sein.“

„Was, Du gehst nicht mit?“ rief der Chor.

„Nein, das geht nicht: ihr wißt, ich bin verheirathet.“

„Bah! was verheirathet,“ rief van Sell, „da sieht Niemand etwas dahinter. Karel, sei nicht kindisch und gehe mit, oder hast Du Angst, Deine Frau werde etwas davon erfahren?“

„Nun, so will ich mit euch gehen und ein Glas Punsch trinken,“ sagte der verheirathete Mann, „aber mit andern Dingen dürft ihr mir nicht kommen; ich bin verheirathet und darum...“

„Nein, nein, das versprechen wir Dir!“ riefen einige, „und nun auf die Reise, sonst schließt Mutter Dien ihr Haus.“

Nachdem Karel mit vielen Umständen und mehr Worten als nöthig waren, den Dienstboten beauftragt hatte, die Zimmer wieder in Ordnung zu bringen und grüne Gläser in Bereitschaft zu halten, begab sich die Gesellschaft auf den Weg, außer den zwei Gästen, welche nach Hause gingen, was von den Andern vielfach bespöttelt wurde. Um die Sache mit dem Stallmeister abzumachen, liefen sie auf den Singel. Glücklicherweise hatte er sich noch nicht zur Ruhe begeben und nachdem van Sell mehr als sechs Mal seinen Befehl wiederholt und der Stallmeister versichert hatte, daß er durchaus nicht meinen solle, er sei be-

trunken und verstehe darum nicht, was er sage, folgte Sell der übrigen Gesellschaft.

An dem Heiligenweg angekommen, blieb François etwas zurück, und glaubend, es bemerke ihn Niemand, lief er so schnell als möglich an der Schleuse hinauf, um sich von der Gesellschaft zu trennen.

Allein er betrog sich, denn kaum wurden die Herren sein Vornehmen gewahr, als sie ihm nacheilten und ihn auf der Koningsplein einholten.

„Laßt mich gehen," rief François, „ich will nicht mit, ich habe keine Lust."

„Ha! da haben wir ihn," donnerte van Sell mit einer Stimme, die so hohl durch die leeren Straßen klang, daß man ihn wohl an dem Leydner Thor hören konnte, „er that, wie wenn er Wunder was heraus hätte, und nun lauft er davon."

„Nein, ich gehe nicht mit," rief François, „ich habe meinen Beutel vergessen und..."

„Wenn es nichts Anderes ist, ich kann Ihnen leihen," rief Einer und ließ die That unmittelbar den Worten folgen. „Allons nun mit!"

Zwei Herren nahmen François in die Mitte und van Sell, der als Anführer der Truppe vorauslief, sagte, so daß es François nicht hören konnte: „Ich glaube, das Herrchen ist noch nie drin gewesen, da werden wir unsern Spaß haben."

Die Freunde begannen jetzt, einige Arien aus Robert dem Teufel zu singen und hörten damit auf, daß Einer den Andern im Schreien zu übertreffen suchte, während sie mit ihren Stöcken auf das Straßenpflaster klopften.

„Nein, Jungen, nicht so gelärmt," sagte der Anführer, „ich kenne Dien und wenn sie uns so ankommen hört, läßt sie uns nicht ein."

Dies schien François ein Ausweg und so laut er konnte, sang er:

O patronne des demoiselles,
O patronne d'amants fidèles.

Aber die feste Versicherung von Seiten van Sells und der Uebrigen, daß, wenn er nicht still sei, sie ihn in die Gracht werfen, wo er dann, so laut er wollte, singen könnte, ließ ihn augenblicklich schweigen.

„Halt!" kommandirte van Sell, als sie an die Ecke der Handboogstraat gekommen waren, und hielt darauf folgende Rede: „Sie läßt uns nicht hinein, wenn sie uns in so bedeutender Anzahl kommen sieht, darum will ich vorausgehen und schellen, ihr geht ruhig hinter mir drein und sobald die Thüre geöffnet ist und ich drinnen bin, folgt ihr mir; ich werde es schon machen, daß sie die Thüre nicht schließen kann, ehe wir Alle hinein sind, aber nur keinen Lärmen gemacht, sonst ist Alles nichts."

Diese Anrede war mit kernigen Flüchen durchwebt und von dem Anführer an die Bande gerichtet, die sie auch anhörte, als wäre es ein Lagerbefehl. Van Sell wandte sich in die Straße und stieg die hohe Treppe des Hauses hinauf, das ein hübsches Aeußere hatte und in der Hauptstadt des Königreichs der Niederlande allgemein als ein sogenanntes Rendezvous bekannt ist.

Die Thüre, die gewöhnlich halb geöffnet ist, fand er, da es schon spät war, geschlossen; sie wurde aber auf das Läuten van Sells geöffnet, nachdem man sich durch das Fenster des Vorzimmers versichert hatte, daß er allein sei; doch kaum war er hinein, so folgten auf das Husten van Sells hin die Andern nach.

XV.

Die Unschuld wird bewacht.

Das Haus, das wir mit Karel de Roos und seinen Gästen betreten, zeichnete sich nicht durch Pracht

aus; keine glänzende Beleuchtung oder betäubende Musik zu einem herrlichen, wollüstigen Tanz, der die Leidenschaft erweckt, gewahren wir hier; nur ein Licht erleuchtete matt die Flur, wo eine Frau, deren Kleidung sich durch außergewöhnliche Geschmacklosigkeit auszeichnete und auf deren Gesicht man ihre Abgelebtheit bemerkte, die Gäste empfing, die sich so ruhig als möglich hielten.

Ein Vorzimmer zur rechten Hand öffnend, ersuchte sie die Herren da einzutreten, allein van Sell, der seine Bekanntschaft in dem Hause leuchten lassen wollte, rief: „Nein, Pauline, das geschieht nicht; allons, wer mich liebt, folgt mir!“ Damit stieg er eine Treppe hinauf, die in die Küche führte.

Die Küche, ein langes Viereck, in welchem sich der Herd und andere Kochgeräthschaften befanden, wurde von einer Lampe erleuchtet, die auf einem Tische stand, um welchen sechs Mädchen im Alter von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren saßen, während eine bejahrte Frau mitten an der Tafel Platz genommen hatte. Diese Frau verband mit einer mittleren, doch sehr dicken Gestalt einen rothen geschwollenen Kopf, welcher noch größer schien, als er wirklich war, durch die Haube mit den rothen Bändern, die diesen Körpertheil zierten oder lieber verunzierten, und die großen schwarzen Locken, die darunter hervorquollen. Aus den kleinen funkelnden dunkeln Augen sprach List und Bosheit; kein einziger edler Zug war in dem ganzen Gesichte, welches das ehrlose Geschäft, das sie betrieb, leicht errathen ließ; und doch, die Frau hatte graue Haare, die sie unter künstlichen Locken verbarg; die Frau war alt, und in ihrem Innern glühte keine andere Leidenschaft als die Begierde nach Geld und Trinken. Elendes Wesen; sie fühlte ihre Kräfte schwach werden, und doch schämte sie sich ihres schändlichen Betriebes nicht! Für Geld stand ihre Wohnung Jedem offen, und freundlich lachte sie Jedem zu, der in diesem Tempel sein Opfer bringen wollte.

Sowohl die Wirthin, als die Mädchen waren mit Kartenspielen beschäftigt; doch kaum waren unsre Freunde in der Küche erschienen, als die Karten verschwanden und die Wirthin das Stück Schiefer verbarg, worauf der Gewinnst und Verlust geschrieben stand.

„Geniren Sie sich nicht, meine Damen!“ rief van Sell, um der Gesellschaft zu zeigen, wie gut er auf dem Platze bekannt war, „fahren Sie ruhig fort.“

Zur Antwort wurde er von ein paar Mädchen mit Namen genannt, worauf er sich nicht wenig zu gut that. Die Herren setzten sich und die Wirthin frug in vertraulichem Tone: „Was wollen Sie trinken, meine Herrn?“

„Ich dachte schon, Mutter Dien, wo bleibt Ihr so lang, alte Hexe! Gebt nur Punsch, aber thut nicht so viel Wasser hinein, wie gewöhnlich!“ Dann wandte sich van Sell zu den Damen: „da ist ja Cato auch, . . . was machst Du denn? Ja, wenn Jemand die Medaille für langen Dienst verdient, so bist Du es!“

Diesen Worten wurde laut zugejauchzt und es schien das Mädchen, das wir Cato nennen hörten, durchaus nicht zu beleidigen.

„Sie würden besser thun, mich mit einem Glase Punsch zu bewirthen,“ sagte sie.

Darauf sprach er die Anderen, jede bei ihrem Namen an. „Aber was Teufels ist denn da? fragte er ein Mädchen, das in der Ecke der Küche mit einer Freundin flüsterte und ohne die Antwort abzuwarten, rief er: „Teufel! nun seht ihr, daß ich Wort gehalten habe, als ich gestern sagte, daß ich heute hieher kommen werde. Meine Herren, sehen Sie hier die Lange und die Blondine, wovon ich gesprochen.“

Aller Augen wendeten sich auf die beiden Mädchen und wahrlich, sie waren reizend genug, um den Blick mit Vergnügen auf ihnen ruhen zu lassen. Die Größere schien achtzehn oder neunzehn Jahre alt, war

schlank und hübsch von Gestalt und verdiente den Namen eines lieben Mädchens. Die Blondine aber war eine Schönheit, wie man wenige in diesen Häusern antrifft; ihr edel geformtes Gesicht war von einer Menge blonder Locken umgeben, die den schönen und großen blauen Augen noch mehr Glanz verliehen. Die kleine Nase war vollkommen übereinstimmend mit dem schönen Munde, der von den frischen Lippen umsäumt war. Fügen wir zu dem Allem noch die ungekünstelte Scham und eine gesunde Farbe, so ist das Portrait der schönen Blondine vollendet.

Ihre Kleidung war einfach und erhöhte darum ihre natürliche Schönheit. Ein Kleidchen von wohlfeilem Zeuge und dunkler Farbe, wodurch ihr weißer Teint noch mehr hervorgehoben wurde, umschloß ihre schöne Gestalt, während die kleinen wohlgeformten Füße in Stiefelchen verborgen waren, die an Farbe dem Kleide glichen. Um den Hals trug sie ein seidenes Tuch, worauf eine goldne Nadel glänzte, deren Aechtheit aber sehr zweifelhaft war.

Eine plötzliche Bläſſe bedeckte ihr Gesicht als unsre Freunde hereintraten, verschämt schlug sie die Augen nieder und suchte sich hinter der Andern zu verbergen, als wollte sie nicht gesehen werden.

„Hast Du keinen Schilling bei Dir, Henriette?" flüsterte sie dem Mädchen ins Ohr, hinter welches sie sich versteckt hatte, und die von van Sell die Lange genannt wurde. „Hast Du keinen Schilling bei Dir, leihe mir einen; Du weißt, ich habe sechs Stüber an die Frau verloren, leihe mir das Geld, dann will ich es ihr geben und lasse mich heimgehen. Du kannst wohl bleiben, wenn Du willst, Henriette, gib mir nur den Zimmerschlüssel, ich werde nicht ins Bett gehen, ehe Du zu Hause bist . . ."

„Ich habe nichts," sagte Henriette, „das weißt Du wohl, keinen einzigen Cent, aber komm', sei nicht kindisch, warum wolltest Du heimgehen?"

„Ach das weiß ich nicht . . . aber . . . jetzt nicht . . . ich will nicht bleiben, morgen Abend will ich's thun.“

„Was hab' ich euch gesagt,“ rief van Sell, „ist es kein Engel? Was urtheilst Du, Karel?“

„Ja, ja!“ sprach Karel de Roos, der besonders durch den Wein, den er getrunken, einen großen Begriff von sich als verheiratheter Person bekommen hatte, und obwohl sonst nicht so besonders keusch, das Schauspiel mit einer Art Verachtung betrachtete.

„Ich sage, daß so ein Mädchen Euch Ehre macht, Mutter Dien,“ fuhr Sell fort und trat zu der Blondine, als sich plötzlich ein kleines lebendiges Mädchen zwischen ihn und die Blondine setzte und während sie ihr Bestes that, die Augen so liebenswürdig, als möglich zu ihm aufzuschlagen, sagte:

„Das ist schön, Gerard, wahrlich das ist schön.“

„He, Louise, nun sei nur nicht eifersüchtig. Du weißt ja wohl, daß Du die Schönste aller Schönen bist. Was willst Du trinken, setze Dich zu mir . . .“

„Ich sollte es eigentlich nicht thun,“ sagte Louise, während sie auf dem Sessel, den van Sell bereits besetzt hatte, Platz nahm, „geben Sie mir ein Glas Punsch, dann ist Alles aus und vorbei.“

„Sag' mal, Louise, kennst Du den Herrn?“ frug van Sell, auf François zeigend, der unabgewandt in das Glas sah, als ob da Wunder was wäre.

„Nein,“ gab Louise zur Antwort, „der ist noch nie da gewesen.“

„Oho! der Prahler!“ rief van Sell in verächtlichem Tone. „Warte, nun werden wir einen Spaß haben,“ und sich zu François wendend, rief er: „He, François, was sitzen Sie da so still! Es ist eine Schande, als ob ein Begräbniß wäre, so stumm sitzen wir da. Jeder nimmt eine Dame zu sich, außer Karel,“ setzte er in vielbedeutendem und geheimnißvollem Tone hinzu: „der hat besondere Gründe und

Mutter, gib uns noch ein Glas Punsch. An Sie, François, steh' ich die Blondine ab, die ich nicht schön oder einen Engel nennen dürfte, aus Furcht, daß meine Louise mir den Arm blond und blau kneipen würde, denn es heißt mit uns: alte Liebe rostet nicht!"

Ein lautes Gelächter war das Zeichen, daß diese Artigkeit die Gesellschaft erweckt hatte, und die Herren setzten sich zu den Damen, während François die besondere Ehre zu Theil wurde, bei der Blondine Platz zu nehmen.

Man konnte ihm ansehen, daß es vielleicht für ihn, der den ganzen Abend mit seinen Eroberungen und der Bekanntschaft in öffentlichen Häusern geprahlt hatte, daß es für ihn das erste Mal war, daß er einen solchen Tempel besuchte. Bewegungs- und sprachlos saß er bei dem Mädchen, deren Schönheit aber auf ihn Eindruck machte.

Da er sah, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, und wohl begriff, welch' lächerliche Figur er machte, wenn er länger die Rolle eines sprachlosen Bewunderers der Schönheit der Blondine spiele, wagte er es endlich, sie nach ihrem Namen zu fragen.

Die Blondine gab eine kaum hörbare Antwort.

„Wie, sagt sie, daß sie heißt," frug Gerard van Sell.

„Clara," sagte François.

„Clara!" riefen alle, „das ist ein schöner Name!" und François, der nun muthiger zu werden begann, knüpfte ein Gespräch mit der schönen Clara an.

Inzwischen waren nach und nach die meisten Herren mit ihren Damen verschwunden, so daß nur noch Karel, Gerard van Sell mit Louise und François mit Clara, nebst noch einer Person von der Gesellschaft in der Küche geblieben war, Mutter Dien natürlich mit eingerechnet.

„Die Mutter Dien!" rief van Sell, „der Herr hat schon dreimal um Licht gebeten."

François wollte es verneinen, allein schnell sich besinnend rief er:

„Ja, ich habe schon oft um Licht gebeten!"

„Ach, lassen Sie uns hier bleiben," bat Clara, den jungen Mann flehend ansehend.

„Was ist das für Zeug?" rief Mutter Dien, die die Worte des unschuldigen Kindes gehört hatte. „Da ist Licht!" und zugleich sah sie das Mädchen auf eine Weise an, daß Clara das Licht nahm und kaum sagen durfte: „aber ich weiß den Weg nicht."

Mutter Dien nahm das Licht, ging François und Clara voran, und führte sie, nachdem sie einige Treppen hinaufgestiegen, in ein Zimmer, in welchem ein Kanape und ein Bett den meisten Platz einnahmen.

„Soll ich Wein oder Punsch heraufbringen?" fragte Mutter Dien.

„Was willst Du trinken?" war die Frage, welche François an das Mädchen richtete und als er keine Antwort erhielt, sagte er: „Bringt nur Wein."

Das Verlangte war bald gebracht und François und Clara nun allein gelassen; letztere setzte sich auf das Kanape und fing an zu weinen.

François setzte sich neben sie.

„Clara," sagte er, ihre Hand fassend, „ich bin allein mit Ihnen gegangen, um mit Ihnen zu sprechen, um ein Glas Wein zu trinken und zu nichts Anderem!" Und als schämte er sich dieses Bekenntnisses, rötheten sich seine Wangen.

„O," rief Clara, „ist Ihnen dies Ernst, wollen Sie, was Sie da sagen?"

„Ja, aber Sie dürfen es durchaus meinen Freunden nicht sagen; sie würden mich auslachen. Ich werde Sie aber bezahlen. Da," und er warf ein Dreiguldenstück auf das Plättchen, auf welchem die Weinflasche und die Kelche standen.

„O Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich ma-

chen," rief Clara, „ich dachte, Sie wollten.... und darum bebte ich. Ach mein Herr, Sie...!"

„Komm', Clara, trink noch Eins, liebes Mädchen! Wir müssen hier ein halbes Stündchen bleiben, daß die Gesellschaft drunten nichts vermuthe. Trocknen Sie Ihre Thränen ab und geben Sie mir einen Kuß."

Clara schlang ihren Arm um François' Hals und drückte einen Kuß, als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit auf seine Lippen, der einzige, welcher vielleicht je durch einen solch' reinen Mund in diesem Hause gegeben worden.

Clara war beruhigt, als sie sah, daß sie François vertrauen konnte, und auch dieser bekam Achtung vor Clara, als er sah, daß sie seine Zurückhaltung nicht verspotte.

„O ich danke Gott," sagte Clara endlich, daß Sie mit mir gegangen, wenn ein Anderer..." Sie zitterte.

„Aber Clara, wie können Sie so davor schauern, mich dünkt die Gewohnheit?"

„O," sagte sie, „ich bin das nicht gewohnt, es ist heute das zweitemal, daß Jemand mich mit sich nimmt; gestern bin ich auch hier gewesen, und da war es das erste Mal."

Kaum hatte Clara dies einfache Bekenntniß abgelegt, als François rief: „Auch ich befinde mich zum erstenmal in einem solchen Hause. Ich habe den ganzen Abend gethan, als ob ich der größte Ausbund des Leichtsinns wäre, denn es sieht so schlecht aus, wenn ein Mensch von meinen Jahren nicht mitmacht; aber als sie mich hieher brachten, wollte ich entfliehen, allein sie führten mich mit Gewalt mit, besonders der elende van Sell und jetzt bin ich sehr erfreut, Sie angetroffen zu haben. „Aber," fuhr er fort, „Clara, wenn Sie so brav sind, was thun Sie denn hier?"

„Ich muß wohl, mein Herr, wir haben keine Arbeit, und ich konnte nicht sehen, wie Henriette für Alles sorgte, überdies haben wir einige Schulden, die durchaus bezahlt werden müssen. Ich wünschte, ich

wäre wie sie, sie sieht durchaus nichts Schlechtes darin, dies Haus zu besuchen; aber ich....“

„Aber Sie werden nicht immer Menschen antreffen, wie ich; und was wollen Sie dann thun?“

„O, mein Herr, ich hoffe, daß es das letztemal ist, daß ich hieher komme.“

„So haben Sie Hoffnung, daß Ihre Umstände sich verbessern werden?“

„Ja ich will Ihnen das erzählen, es muß aber geheim bleiben, sagte Clara in einem so vertraulichen, gemüthlichen Tone, als ob sie François schon seit lange kenne. „Vor ungefähr acht Tagen träumte ich, ich hätte einen hohen Preis in der Lotterie gewonnen, und die andere Nacht beschäftigte mich dies wieder. Da nahm ich Alles zusammen, was ich besaß, ohne Wissen der Henriette, um ein Loos zu kaufen, denn sie glaubt nicht an Träume und doch kommen die guten Träume immer von Gott! Morgen ist der letzte Tag der Ziehung. Die meisten hohen Preise sind noch geblieben und auch meine Nummer ist noch nicht herausgekommen.“

„Ich hoffe für Sie, Clara,“ sagte François, „Sie werden einen hohen Gewinn ziehen.“

„Und was würde Henriette vergnügt sein; ich würde nicht mehr dulden, daß sie einen Tritt in dies Haus thut.“

So schwatzte Clara fort, und François zeigte alle Theilnahme für ihre Hoffnungen und Erwartungen. Die Zeit verlief und der junge Mann, der beinahe ganz vergessen hatte, wo er sich befand, erinnerte sich endlich, daß er hinuntergehen mußte, um die Gesellschaft noch anzutreffen. Ehe er mit Clara das Zimmer verließ, ging er zu dem Bette, und warf Kissen und Decke in die größte Unordnung.

In der Küche angekommen, waren die Andern schon bei einander und Henriette sagte leise zu Clara: „Jetzt gestehe nur, daß Du kindisch warst.“

„Wohlan," rief Karel de Roos, „nun nach Hause, denkt daran, daß der Wagen um fünf Uhr kommt."

„Ja!" riefen die Andern, die keinen Grund hatten, länger zu bleiben."

„O ich habe mein Taschentuch liegen lassen," sagte François, so laut als möglich rufend, um von Allen verstanden zu werden, „es liegt auf dem Bette."

„Der Junge ist doch besser, als ich glaubte," sprach van Sell, und sich darauf zu François wendend, sagte er: „Hab' ich es Ihnen nicht gesagt, ist sie nicht ein Engel?"

„Ein charmantes Kind!" gab François in seinem gewöhnlichen leichtsinnigen Tone zur Antwort.

In der Jugend will man immer schlechter und verdorbener scheinen, als man wirklich ist; älter geworden, bedeckt man seine Schlechtigkeit unter der Maske der Ehrlichkeit und Sittlichkeit.

XVI.

Henriette und Clara.

Als die Gesellschaft mit vielem Spektakel das Haus in der Handboogstraat verlassen hatte, legten Henriette und Clara ihre dünnen Halstücher um, und begaben sich eilig, da es schon tief in der Nacht war, auf den Weg, um in ihre Wohnung zu kommen.

Diese Wohnung war ein kleines Hinterzimmer in dem obersten Stocke eines Hauses auf dem Achterburgwal, und die größte Reinlichkeit, welche darin herrschte, obgleich es an allem Hausrath mangelte, verdiente Anerkennung.

In einer Ecke lagen auf dem Boden eine Strohmatraze und zwei mit Seegras gefüllte Kissen, worüber eine Decke gebreitet lag, künstlich aus Lappen von verschiedener Farbe zusammengesetzt. Eine Gardine

verbarg diese Schlafstätte, so daß der unaufmerksame Besucher nichts davon bemerken konnte.

Die Wände des Zimmers waren ohne Tapeten, doch geweißt, und ein kleiner Spiegel war das Einzige, was es zierte. Zwei Stühle von ungleicher Form und ein alter Gartentisch auf einem Fuße ruhend, machten allen Hausrath aus, während über einen Strick, der mitten durch das Zimmer ging, einige Kleider zum Trocknen hingen, die weder aus feinem Stoffe verfertigt noch gehörig erhalten waren.

Henriette und Clara waren schnell entkleidet und legten sich auf die Strohmatratze, wo sie bald einschliefen. Die Sonne, die durch keine Gardine gehindert war, einzudringen, weckte Henrietten zuerst aus dem Schlafe, die lachend ihre Freundin weckte, worauf beide sich von ihrem harten Lager emporrichteten. Clara erwachte mit dem fröhlichen Gedanken, daß der Tag, der jetzt angebrochen war, wichtig für sie werden sollte; in ihrer Einbildung sah sie schon die Wände mit prächtigen Tapeten behangen, auf dem Boden lagen reinliche Teppiche, ein neuer Tisch und sechs Stühle sollten die alten vertreten. Dies Alles muß der hohe Gewinnst in das Zimmer zaubern.

„Es war ein artiger, junger Mann, den Du gestern bei Dir hattest,“ sagte Henriette, „und er hat Dir drei Gulden gegeben, wahrlich, wenn ich Dich nicht zu gut kennte, würde ich nicht glauben, was Du mir heute Nacht gesagt, daß er nur mit Dir gesprochen, und sein Taschentuch nur darum auf dem Bette liegen ließ, um seine Freunde zu hintergehen. Nach seinem Sprechen zu urtheilen, hätte ich 'was ganz Andres von ihm erwartet.“

„Und doch ist es Wahrheit,“ gab Clara zur Antwort. „Ja er gab mir noch einen Gulden, als er fortging, außer den dreien, welche ich schon von ihm empfangen hatte.“

„Der meine war nicht so nobel und gab mir einen

Thaler. Nun auf alle Fälle haben wir fünf und einen halben Gulden zusammen. Wir können dem Bäcker seine vierzehn Stüber bezahlen und behalten noch genug übrig, um zu leben; wenn es aus ist, muß man wieder sorgen, vielleicht bekommen wir in der Zwischenzeit Arbeit, denn ich möchte durchaus nicht, daß Dirk wüßte, was wir Abends thun. Er hat kürzlich noch fest versichert, mich heirathen zu wollen, sobald er etwas mehr Geld in der Fabrik verdient, und wenn er nur das Mindeste vermuthen könnte, würde aus meiner Heirath mit ihm nichts werden; darum habe ich immer Angst, er begegne uns noch 'mal auf unserer Wanderung, obwohl mich das beruhigt, daß er Abends so spät nicht mehr auf der Straße geht."

„Ich hoffe, es wird bald mit uns anders werden," sprach Clara.

„Ich auch, Clara, denn, wahrlich, ich laufe nicht zu meinem Vergnügen noch so spät herum, doch es muß sein; jede Woche zehn Stüber Hausmiethe, und das Essen und Trinken, das kostet immer Geld, und wenn man keine Arbeit hat, muß man thun, was man kann."

Inzwischen hatte Henriette sich angekleidet und ging fort, um das Nöthige für das Frühstück zu holen, was aus Butter und Brod bestand, obwohl an diesem Morgen, da man mit Geld versehen war, ein Stückchen Käse und eine Portion Kaffee hinzugefügt wurde.

Beide verzehrten ihr Frühstück mit einer Lust, um die sie Mancher, der ein besseres Frühstück vor sich hat, beneidet hätte.

„Es ist doch ein lustig Leben, das wir jetzt haben, Clara, und es würde noch besser sein, wenn wir mehr Arbeit hätten und viel verdienen könnten," sagte Henriette, zum dritten Male Wasser in das steinerne Kaffekesselchen gießend, dem der Henkel fehlte. „Wir haben jetzt Ruhe und ich kann dich versichern, daß es mich durchaus nicht reut, meinen Vater und Jim verlassen

zu haben, und ich glaube, daß das auch bei Dir der Fall ist, Clara!"

„Ja, das war kein Leben," antwortete diese, „was wurden wir oft mißhandelt und geschlagen, und es würde noch ärger geworden sein, wenn Du nicht gewesen wärest. Ich fürchte immer noch, sie werden uns entdecken, wo wir sind, und uns wieder holen."

„O, sei ohne Furcht," rief Henriette, die wir jetzt dem Leser als die Tochter David Rams vorstellen, uns früher schon unter dem Namen Mat bekannt; „sei ohne Furcht, der Vater wird eher froh sein, daß wir weg sind, besonders da er kein Geld mehr für Dich bekam. Ich erinnere mich immer noch jenes Abends, wo der Vater Dich zu uns brachte," fuhr Henriette fort. Diesen Namen wollen wir behalten, da er besser klingt, als Mat, und sie lieb genug aussah, um einen schönen Namen zu tragen. „Er hielt Dir das Taschentuch vor den Mund, um Dich am Schreien zu hindern; das ist nun schon fünf Jahre her, und doch ist es mir noch so deutlich, als wenn es gestern geschehen wäre. Was sahst Du damals hübsch aus und was war'st Du an jenem Abend betrübt, und wie verwunderte ich mich, als ich in Dir das junge Fräulein, die Tochter der Prinzeß erkannte."

„Dies Alles kann ich mich noch erinnern," sprach Clara. „Als Dein Vater mich mit sich nahm, wohnte ich in einem großen Hause, eine vornehme Dame schien mich unter ihren Schutz genommen zu haben, obwohl sie beinahe nie ein Wort mit mir sprach, und ich sie nur ein paar Male den Tag über sah. Ich möchte die Dame gerne wiederfinden; ich war damals noch zu jung und zu kurz bei ihr, um ihren Namen oder ihre Wohnung wissen zu können, vielleicht würde sie uns einige Arbeit verschaffen. Doch warum mich Dein Vater eigentlich entführte, kann ich nicht begreifen."

„Jim hat mir das einmal gesagt," antwortete Henriette. „Ein Herr hatte ihn dazu erkauft und sandte

jeden Samstag einen Brief mit drei Gulden als Kostgeld; aber nachdem Du anderthalb Jahre bei uns gewesen, hörte das Geldsenden auf, darum schlugen Dich Jim und mein Vater, besonders wenn sie betrunken waren."

Clara zitterte, wenn sie sich dieser Tage erinnerte, von denen Henriette Ram sprach und Jims Schwester fuhr fort:

„Wir haben sehr viel leiden müssen, und als mein Vater die Erbschaft machte, wofür er das Weinhaus kaufte, wurde mir das Leben noch unerträglicher. Wir thaten wohl daran, zu fliehen und haben wir je, seit den drei Monaten, die wir für uns selber wohnen, einen einzigen so verdrießlichen Moment gehabt, wie wir sie täglich bei meinem Vater hatten?"

„Nein," sagte Clara, „als ich bei Daniel Vos in der Kostschule war, meinte ich es gar zu hart zu haben, aber das Leben, das ich bei Deinem Vater hatte, läßt sich weit nicht damit vergleichen."

„Wir müssen jetzt sorgen, daß wir gute Kleider bekommen, um auch vor den Leuten erscheinen zu können. Auch muß es hier nett und ordentlich aussehen, dann werden wir wohl Arbeit bekommen, ich hege die beste Hoffnung!"

„Und ich," sagte Clara, während sie an das Loos dachte, das sie in der Lotterie hatte; die Hoffnung der Armen!

An diesem Abend legten sich die beiden Freundinnen früher zu Bette, sie hatten den Tag mit Verfertigung einiger Kleider zugebracht, die das Geld vom vorigen Abend ihnen verschafft hatte, und am folgenden Morgen verließ Clara ihre Wohnung, das Lotterieloos sorgfältig in Papier gewickelt, zwischen den Fingern haltend.

Welche Erwartungen drängten sich im Herzen des Mädchens. Hoffnung und Furcht wechselten ab und als sie vor das Haus des Kollekteurs gekommen, blieb sie

einige Augenblicke stehen, um Athem zu schöpfen, als ob sie zu ermüdet wäre, um in das Komptoir eintreten zu können. Einige Leute hatten sich vor dem Hause versammelt und starrten auf das schwarze Brett, worauf die Listen geklebt waren.

Wie viel Gegner hat die Lotterie schon gefunden! Wie viele Bekämpfer findet sie noch!

Viele Gründe, wir bekennen es gern, machen die Abschaffung der Lotterie nothwendig, aber sie können, nach unserer Meinung, die Gründe nicht aufwiegen, welche die Beibehaltung der Lotterie wünschenswerth machen.

Die Lotterie ist das einzige Mittel, auf das der Arme, der Nothdürftige baut, wovon er Rettung erwartet, woran er seine Hoffnung knüpft; er, der Arme, der weder mit seiner Hände Arbeit sich aus dem Unglücke emporarbeiten, noch auf eine Erbschaft hoffen kann.

Für wenige Stüber hat er einen Antheil an der Lotterie und die Hoffnung, daß vielleicht ein Gewinn auf seine Nummer falle, hütet ihn vor der Verzweiflung und hält ihn vor unbedachten Handlungen zurück.

Die Lotterie ist ein ehrlich Spiel, frei von allem Betruge, weder Kenntnisse noch Erfahrung nützen dem Spieler etwas. Die Lotterie bringt jährlich ansehnliche Summen in den Staatsschatz; sie verschafft einer großen Zahl von Menschen Brod. Das Lotteriespiel ist darin von andern Spiel n zu unterscheiden, daß es die Leidenschaft nicht weckt, und mag es auch Leute geben, die ihr Vermögen, ihren Besitz in Lotterieen verspielt haben, für Viele ist es dagegen eine Hülfsquelle gewesen, Vielen ist sie Retterin geworden.

Schaffet nicht darum eine nützliche Einrichtung ab, weil Einige Mißbrauch davon machen. Vernichtet nicht die letzte Zuflucht der Armuth. Die Abschaffung der Lotterie verbessert das Loos der Armen nicht.

Stellen wir uns eine arme Familie vor; es ist

Winter; die Reichen geben glänzende Bälle und Festins und die Armen verzweifeln vor Hunger und Kälte. Der Hausvater hat keine Arbeit, liegt auf dem Krankenbett, und die Kinder weinen um Brod. Aber noch verzweifelt der Arme nicht, er hat für wenige Centen einen Antheil an der Lotterie sich gekauft; vielleicht ist das Loos ihm günstig; vielleicht ist die Lotterie seine Rettung. Die Hoffnung, ja die Hoffnung allein läßt ihn seine Leiden tragen und wer einmal Hoffnung auf die Lotterie gesetzt hat, zweifelt nicht daran, daß sie ihm, wenn heute nicht, so doch morgen helfen werde. Das Leben des Armen ist eine ewige Hoffnung: nehmt ihr ihm die Hoffnung, so nehmt ihr ihm das Leben.

* * *

Endlich trat Clara in das Komptoir. Es waren mehre Männer und Frauen da, die Geld empfingen und bezahlten. Das Klingen der Münzen gefiel ihr ganz ausnehmend. Sollte sie ihr Loos abgeben, oder selbst nachsuchen? Sie traute nur sich selbst! Sie war endlich dem Platz genaht, wo der Mann stand; es war nicht nöthig, daß sie einen Blick auf das Loos warf, um nach der Nummer zu sehen, sie wußte sie wohl auswendig.

„Nummer acht tausend vierhundert zwei und dreißig," sagte Clara zu dem Loosverkäufer.

Ruhig öffnete dieser das Buch das vor ihm lag. Clara zitterte vor Furcht und Hoffnung.

„Sie sagen?" frug er.

„Acht tausend vierhundert und zwei und dreißig."

Auf diese Antwort entstand eine tiefe peinliche Stille.

„Acht tausend vierhundert zwei und dreißig," klang die Stimme, von der sie ihr Glück erwartete, „ist herausgekommen mit einer Niete," und sich darauf, als

wäre Clara gar nicht da, zu einem Anderen wendend, fragte er mit stoischer Ruhe: „und Sie?"

Clara glaubte nicht gut gehört zu haben und wiederholte ihre Frage.

„Eine Niete, eine Niete!" rief der Kollekteur ungeduldig. Er wußte wahrscheinlich nicht, daß kein Dolchstich das Mädchen schrecklicher treffen konnte, als diese Worte.

Muthlos kehrte sie in ihre armselige Wohnung zurück, die sie mit soviel Freude und Hoffnung verlassen hatte; Henriette sang; diese Fröhlichkeit schnitt Clara durch die Seele.

„Du scheinst nicht aufgeräumt!"

„O ja!" sagte sie. Mehr konnte sie nicht sprechen, der Schmerz nahm ihr das Wort.

XVII.

Ein nächtliches Abenteuer.

In dem Hause in der Handboogstaat war Alles wieder Leben und Bewegung, denn die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem Schleier. Wie die Bienen um den Korb fliegen, so schwärmten eine Menge Mädchen in der Nähe des Hauses, Mädchen, die mit ihrer Schönheit wuchern und aus ihrer Schande Gewinn ziehen; Wesen, vielleicht mehr zu beklagen, als zu verachten, wenn man die Gründe kennen würde, die sie so tief fallen ließen. Unter allerlei Vermummungen, als Dienstboten, Putzmacherinnen oder Damen gekleidet, liefen sie meist paarweise auf der volkreichen Kalverstraat oder dem stillen Spui auf und ab. Hier und da standen an den Ecken einige in lebendigem

Gespräch und verschwanden darauf in dunkeln Gassen, die von der Kalverstraat zu dem Singel oder das Roskin führen. Ohne auf dieß zu achten, schritt ein nobel gekleideter Herr durch die Straße, welche um diese Stunde ein etwas todtes und düsteres Ansehen hatte, da die meisten Läden schon geschlossen waren, und nur die Straßenlaternen diesen engen Durchgang, der nach dem Damm führt, etwas erleuchteten. Bei dem sogenannten Osjeffluis angekommen, wandte er rechts um und ging das Spui hinauf, bis er an die Handboogstraat kam.

Hier blieb er einige Augenblicke stehen, sah nach allen Seiten herum und schlich dann in das Haus, das wir im vorigen Kapitel beschrieben.

Er schien da sehr gut bekannt, denn sobald er hineingekommen, grüßte ihn Pauline, die Dienstmagd, mit einer gewissen Ehrerbietung und führte ihn in ein Zimmer, wo er, ohne eine Wort zu sprechen, sich niedersetzte. Die Magd verließ das Zimmer und er, allein gelassen, rief mit unterdrückter Stimme: „Niemand hat mich gesehen!“ Wir werden später Gelegenheit haben, zu sehen, wie er sich betrogen hatte. Vielleicht haben meine Leser schon vermuthet, daß der Besucher des bekannten Hauses der Kommissionär Adam Smith war; und die Vermuthung ist gegründet: er war es, der alte Wollüstling und wir machen von dieser Begegnung Gebrauch, um seinen Charakter zu schildern.

Adam Smith gehörte zu der Klasse von Leuten, welche man solid nennt, weil sie pünktlich ihre Schulden bezahlen, ein ruhiges Leben führen, wenigstens vor den Augen der Welt sich nicht der Ungebundenheit überlassen. Von seiner Jugend an hatte er sich auf den Handel mit Schuldscheinen gelegt und sich darin eine besondere Erfahrung erworben; er war habsüchtig und geizig, ohne jedoch die gemeine Frechheit zu besitzen, die man bei den meisten Geizhälsen bemerkt. Seine Kleidung war reinlich ohne nobel zu sein; er

lebte so einfach als möglich, und wie reich er auch war, erlaubte er sich doch keine Ausgaben, wenn sie nicht zur Ausführung seiner Plane oder zur Befriedigung seiner schnöden Lüste dienen mußten: darin war Smith nicht karg. Seinen Charakter aber wird die folgende Geschichte recht deutlich an den Tag legen.

„Es gibt," sagte Smith immer zu sich, „es gibt nur eine Triebfeder, die die Menschen bewegt, und diese Triebfeder ist Geld. Mit Geld vermag man Alles, ohne Geld nichts. Mit Geld kann man seinen Neigungen Gehör geben, alle seine Wünsche und Begierden befriedigen, wie sonderbar und ungeräumt sie auch sein mögen, ohne Geld muß man selbst das Nothwendigste entbehren. Wer Geld besitzt wird geachtet und geehrt; wer es nicht hat, kaum angesehen, ja oft verachtet; darum muß man zuerst Geld erwerben. Alle Mittel dazu sind erlaubt, ausgenommen diejenigen, welche vor Gericht führen oder nach den Gesetzen für strafbar gehalten werden, nicht weil der Mensch verpflichtet ist, die Gesetze zu achten, sondern weil es gefährlich ist, sich an denselben zu vergreifen. Um Geld zu bekommen, ist es die erste Pflicht, ein geachteter Mann zu sein. Ein geachteter Mann ist der, der Acht auf seine Sachen hat, frei von Schulden ist, und nicht vor den Leuten schlechte Streiche begeht.

„Jeder Mensch muß den Schein annehmen, als wäre er gottesfürchtig, denn ohne dieses ist es unmöglich, Vertrauen zu gewinnen und das Vertrauen ist nothwendig zur Hauptsache, zur Erwerbung von Geld.

„Wenn man für einen gottesfürchtigen Mann gelten will, gebe man sich den Schein, als ob man der Bibel aufs Wort glaube, allen Unglauben streng verachte; man fluche nie und führe keine frivole Sprache im Munde.

„Sünder gibt es keine; der Mensch ist, der Eine weniger als der Andre, mit Leidenschaften und Be-

gierden geboren, die er befriedigen muß, wie das Thier sie befriedigt, nur ist es Pflicht des Menschen, im Verborgenen ihnen Gehör zu geben, um seinen Namen als braver und ehrlicher Mann nicht zu verlieren."

So dachte, so urtheilte Adam Smith!!

Bescheiden wurde an die Zimmerthüre geklopft und auf den Ruf „Herein," öffnete Mutter Dien dieselbe.

„Guten Abend, mein Herr!" sagte sie, während sie eine Flasche und zwei Kelche auf den Tisch stellte, das Gewöhnliche, was Adam Smith in diesem Haus verzehrte, und dem oft eine zweite Flasche folgte, „ich habe den Herrn in langer Zeit nicht gesehen, ist der Herr krank gewesen?"

Smith schien es nicht für nöthig zu halten, die besorgte Frau darüber zu beruhigen und fragte: „Wie stehen die Sachen?"

„So, so," sprach Mutter Dien, „Mädchen genug, sonst stille. Vorgestern Abend war ein Mädchen zum erstenmale hier, so haben Sie noch keines gesehen und noch so jung."

„Und kommt sie heute Abend wieder?"

„Das weiß ich nicht, aber wenn Sie wollen, will ich sie holen lassen, sie wohnt mit einer Freundin auf dem Achterburgwal."

„Und Ihr steht mir dafür ein?"

„Gewiß, auf mein Ehrenwort!"

„Auf Euer Ehrenwort!" wiederholte Smith spöttisch lachend. „Nun holet sie mir, Mütterchen, ich werde warten, wenn es nicht zu lange dauert."

Mutter Dien verließ das Zimmer, sandte eine Staffete nach dem Hauptquartier der beiden Damen und wenige Augenblicke später erschienen Clara und Henriette.

Nicht zitternd, nicht bebend vor Angst, wie die beiden Abende zuvor, betrat Clara das Haus, denn die Nachricht, die sie empfangen, hatte sie glauben gemacht,

sie werde François wieder antreffen und von ihm hatte sie nichts zu fürchten, ja sie fühlte selbst eine große Lust, wieder bei ihm zu sein. Gewiß würde er so viel Interesse an ihr genommen haben, dachte sie, daß er sie kommen ließ, um zu vernehmen, ob ihre Hoffnung auf die Lotterie in Erfüllung gegangen und wie gerne hätte sie ihm die Neuigkeit mitgetheilt.

„Und der Herr hat nach mir gefragt," sagte Clara während Mutter Dien sie in das Zimmer führte, wo sich der Kommissionär befand. Doch wer beschreibt den Schrecken des armen Mädchens, als sie statt François Adam Smith vor sich sah.

Dieser schien an Clara Gefallen zu finden, denn beim ersten Blicke, den er auf sie warf, nickte er gutheißend mit dem Haupte der Mutter Dien zu, die die Thüre schloß und das Mädchen mit ihm allein ließ. Die ruhige Haltung, das stolze Gesicht und die schon grau gewordenen Haare flößten Clara Vertrauen ein; sie wußte nicht, daß auch Menschen an der Stufe des Alters sich diesen Sünden noch ergeben.

Darum zog sie ihre Hand nicht zurück, als Adam Smith sie ergriff; darum bot sie keinen Widerstand, als er sich neben sie auf den Sessel niedersetzte. Als aber der alte Verführer sich einige Frechheiten erlaubte, sprang sie auf und floh in eine Ecke des Zimmers, wohin ihr Smith folgte.

„Nein, mein Herr, ums Himmels Willen," bat sie, „lassen Sie mich im Frieden gehen, haben Sie Mitleiden mit einem Mädchen, das Ihnen nie etwas zu Leide that."

„Gut, ausnehmend gut!" rief Adam, der glaubte, das Mädchen spiele scherzend die Rolle einer Unschuldigen, doch als sie die Rolle nach seiner Meinung allzu lange fortspielte, wollte er der Sache ein Ende machen; seine Begierde wuchs, er schloß sie in seine Arme und trug sie auf das Sopha. Clara vertheidigte sich, so viel sie nur konnte, doch als ihre weibliche

Kraft nichts gegen die Stärke Smiths vermochte, brach sie in ein lautes Schreien aus.

„Bist Du toll, Mädchen?" rief Smith, Clara verwundert ansehend. „Was soll das Alles bedeuten, mich dünkt, es ist jetzt lange genug!"

„Lassen Sie mich gehen..." bat Clara. „Nahen Sie mir nicht, oder ich erneue mein Geschrei!"

Getäuscht, wüthend über die Schmach, und brennend vor sinnlicher Begierde, bemerkte Smith, daß da mehr Gewalt nöthig war, um die obwohl schwach vertheidigte, doch beinahe unüberwindliche Festung zu überrumpeln und er holte eine wohlgefüllte Börse heraus, die er ein paar Male in die Höhe warf und gewandt wieder auffing. Aber wie sehr Smith das Geld auch für eine Triebfeder der menschlichen Handlungen hielt und als unfehlbares Mittel zur Befriedigung der Begierden betrachtete, so litt dießmal seine Meinung bedeutenden Schiffbruch. Er betrog sich: statt daß Clara durch den Klang der Münze bewogen, sich ihm hingab, drückte sie sich noch mehr in die Ecke, die sie zum Kampfplatze erwählt.

Wäre Clara minder schön gewesen, gewiß hätte Adam Smith seine Versuche eingestellt, aber Clara's Jugend, Schönheit, Lieblichkeit und Zartheit betäubten ihn.

„Aber was thust Du denn hier, wenn Du..."

„Ach, lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie!" war das Einzige, was Clara sagen konnte.

„Aber glaubst Du denn, ich sei hieher gekommen, um mich von Dir verspotten zu lassen?" sagte nun Adam Smith, der diese Frage von Grund seines Herzens aus that, da er das Räthsel nicht lösen konnte.

„Glauben Sie mir, mein Herr, ich will Sie nicht verspotten," stammelte die Unglückliche, mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, „ich will zu Ihnen kommen, mit Ihnen trinken, aber..."

„So komm', kleine Hexe!" sagte Smith, „setze Dich zu mir."

Jetzt hoffte er durch Freundlichkeit zu erreichen, was er mit Gewalt nicht ausführen konnte.

Er bat, er flehte, er bettelte, er erniedrigte sich vor Clara: aber sie blieb bei ihrem Entschlusse.

Der Graukopf war aber nicht der Mann, der sich so leicht abschrecken ließ. Er wußte, daß der Wein ihm Muth und Kraft gab und darum ließ er sich noch eine Flasche bringen.

Als die zweite Flasche beinahe zu Ende war, erneute er seinen Angriff mit verdoppelter Wuth, ohne sich von den Thränen des Mädchen oder dem jämmerlichen Geschrei stören zu lassen.

Plötzlich wurde die Thüre mit Gewalt geöffnet und die Wirthin trat herein.

„Was ist das?" fragte sie verwundert, bald Adam Smith, bald Clara ansehend. „Was bedeutet das Geschrei, wo denkt ihr, daß ihr seid, wollt ihr mein ehrbar Haus ins Geschrei bringen?" Mit ein paar Flüchen endete sie ihre Rede.

„Das Mädchen scheint toll zu sein und Ihr noch toller, daß Ihr solche Geschöpfe in Eurem Hause zulaßt," sagte Smith Athem schöpfend, denn sein Kampf mit Clara hatte ihn ermüdet. So gut er konnte, erzählte er das Vorgefallene Mutter Dien, welche von Zeit zu Zeit Blicke auf Clara warf, die das Kind zittern machten.

„Ach, laßt mich jetzt heimgehen," bat Clara, hoffend, daß die Bitte, an eine F r a u gerichtet, erhört werden würde. Aber die Frau war keine Frau, sie trug wohl diesen Namen, gehörte zu dem schönen Geschlechte, aber sie ermangelte aller Tugenden und Eigenschaften, welche zu dem so viel in sich fassenden Namen gehören.

Sie näherte sich Clara, und mit ihren langen Fingern, die so hart waren, daß sie mit Horn überzogen

zu sein schienen, ergriff sie die weißen Arme des Mädchens und zog sie nach der Thüre des Zimmers.

„Augenblicklich aus meinem Hause!" rief die Wirthin, „und wenn Du es wagst, je wieder einen Fuß über die Schwelle zu setzen, so brech' ich Dir den Hals!" Bei diesen Worten wollte sie Clara zum Zimmer hinaus stoßen, aber der Herr Smith trat zwischen Beide. Der Widerstand hatte seine Begierde nur noch heißer und heftiger gemacht.

Er sprach einige Worte zu Mutter Dien; er versprach ihr Gold.

Die Wirthin schob den Riegel vor die Thüre und sagte dann zu Clara: „Du bist freiwillig herein gekommen, Du weißt, was für ein Haus das ist und weßhalb man hieher kommt. Vorgestern bist Du auch hier gewesen, und da hast Du doch kein solches Geschrei gemacht; es ist also nur Schein, daß Du thust, als wärest Du die Tugend selber. Darum keine solche Geschichten mehr, der Herr ist ein ehrbarer Mann!" Zu Clara sagte sie leise: „Er ist wohl etwas alt, aber er bezahlt gut, sei darum nicht toll, Mädchen...."

Allein dieser Zuspruch, für wie wohlgemeint Mutter Dien ihn auch hielt, da sie die Worte in einem Tone an das Mädchen richtete, als gebe sie ihr eine Sittenlehre, diese Worte, sagen wir, hatten keineswegs den Erfolg, den Mutter Dien sich davon versprochen.

„Du mußt," sagte die Wirthin, durch die Belohnung, die Smith ihr anbot, fest entschlossen, seinen Willen zu vollbringen, „Du mußt, gutwillig oder nicht, sage ich, und wenn ich etwas sage, muß es geschehen; Du bist hier in meinem Hause, ich bin hier Herrin, und wer in meinem Hause ist, muß sich mir unterwerfen."

„In Ewigkeit nicht!" rief Clara und eilte nach der Thüre. Schon hatte sie dieselbe erreicht, und wollte den Riegel zurück schieben, als Dien sie fest hielt und mit Adams Hülfe sie nach dem Sopha schleppte. Mit

dem rechten Arm umfaßte sie das beinahe wehrlose Opfer, das aller Kräfte ermangelte; ihre Hand hielt sie fest auf den kleinen Mund Clara's gedrückt. Die Gewaltmaßregel war aber unnöthig, denn im selben Augenblick, in welchem die Furie sie so wüst anfaßte, war alle Kraft von ihr gewichen und sie bewußtlos in die Arme Smith's gesunken, der das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben glaubte.

„Sie muß," sagte Mutter Dien, „das tolle Geschöpf..." Vielleicht würde sie noch mehr gesagt haben, wenn nicht plötzlich ein gewaltiger Lärm, der sich im untern Stock hören ließ und immer näher kam, ihre Rede unterbrochen hätte.

„Was ist das?" rief sie.

Heftig wurde an die Thüre geklopft. Ein verwirrter Lärm drang bis zu dem Ohr des Kommissionärs und der Wirthin, und deutlich unterschied man einige Stimmen, die riefen: „Adam Smith, alter Sünder, scheinheiliger Hund! Oeffne die Thüre, Remmers und Comp.!"

Erschreckt und verwundert zugleich sahen die beiden elenden Geschöpfe einander an, während die Kammerthüre mit Gewalt gestürmt wurde.

Der Kommissionär betrog sich, wie wir schon sagten, als er glaubte, unbemerkt in das Zimmer gekommen zu sein: einige junge Leute waren ihm gefolgt.

*

* *

Gerard van Sell hielt sich für verpflichtet, seinem Freunde de Roos eine Gesellschaft zu geben, der sie, so lange seine Frau noch abwesend war, auch gerne annahm. Es war ein Diner und die Gespräche handelten von denselben Gegenständen, die am Tische des Herrn de Roos verhandelt wurden. Das nächtliche Abenteuer kam, wie leicht zu begreifen, wieder auf das Tapet, und van Sell machte eine so begeisternde

Beschreibung von Clara's Schönheit, daß ein bleicher, hagerer und kränklich aussehender junger Mensch, der zu den Gästen gehörte, als das Dessert vorüber war, seinen Wunsch zu erkennen gab, mit der Schönsten aller schönsten Schönen, welchen Titel van Sell ihr gegeben, Bekanntschaft zu machen, und darum wurde von der Gesellschaft wieder ein Besuch in der Handboogstraat beschlossen.

Die Herren, fünf an der Zahl, worunter Karel de Roos, begaben sich auf den Weg. In der Kalverstraat sah der Exkommis seinen vormaligen Patron gravitätisch vor sich herschreiten.

De Roos erinnerte sich augenblicklich, daß sein Patron gewöhnt war, Abends nach zehn Uhr auszugehen. Sein gewandter Geist zeigte ihm hierin jetzt eine passende Gelegenheit, den Hohn, den er oft von Adam Smith hatte dulden müssen, rächen zu können. Er ersuchte seine Freunde, die sehr laut waren, sich stille zu verhalten. „Da geht mein Patron, Adam Smith! Remmers und Comp., wißt ihr, bei dem ich früher vor meiner Heirath auf dem Komptoir war. Er ist der gemeinste Kerl, den ich kenne, ein Heuchler von der ersten Sorte, wir wollen ihm leise folgen, vielleicht können wir ihn im Neste fangen, den Spitzbuben!"

Dieser Vorschlag schien den Herren besonders zu gefallen. Ohne alle Berathschlagung wurde er einstimmig angenommen und die fünf Freunde schlichen Adam Smith auf so gewandte Weise nach, daß er seine Verfolger gar nicht bemerkte.

„Verdammt!" rief de Roos, als er sah, daß Smith die Kalverstraat verließ und das Spui hinaufging, „der Heuchler geht, glaube ich, gerade dahin, wo wir hin wollen. Wenn er das thut, dann werden wir unsern Spaß mit ihm haben!"

Auf dem Ostessiuis blieben sie stehen und sahen den Herrn Smith in die Straße schleichen, worin sie

so manches Vergnügen genossen und das auch heute der Schauplatz ihrer Lust werden sollte.

Da theilten sich die Freunde in zwei Partien, die eine Partie ging längs dem Spui nach der Handboogstraat, während die andere, angeführt von Karel de Roos, so schnell als möglich durch die Kalverstraat und den Heiligenweg rannte, um dieselbe Straße zu erreichen.

In der Mitte der Handboogstraat begegneten sich die zwei Detachements.

„Du hast ihn nicht aus der Straße gehen sehen?" fragte Karel seinen Freund Gerard.

„Nein," war die Antwort.

„Und wir haben ihm auch nicht begegnet," rief der Hauptmann, der mit vieler Sorgfalt die Expedition leitete. „Es ist darum kein Zweifel mehr, der Heuchler ist in der Falle!"

Die Herren setzten ihre Entdeckungsreise fort, traten in die Wohnung der Mutter Dien und gingen nicht in die Küche, wie ein paar Tage zuvor, sondern begaben sich in das Vorzimmer und ließen die Thüre offen, wodurch sie Gelegenheit hatten, einen Blick in den Gang zu werfen, und so zu sehen, wer aus- und einging.

„Sag' einmal, allerliebste Louise," sagte de Roos, sich zu dem Mädchen wendend, welche die Sultanin Favorite van Sells war und nach ihrer Gewohnheit Platz bei ihm genommen hatte, „sag' einmal, ist hier nicht so eben ein etwas bejahrter Herr hereingekommen?"

„Was weiß ich," sagte Louise, „das sind Sachen, die mich nichts angehen."

„Die Du aber doch weißt," fiel van Sell ihr in die Rede. „Nun, sage nur, wir sind alle Jongens van Jan de Witt *)!"

*) Lustige Brüder.

„Nun dann ja, er ist oben," sprach Louise endlich, „er kommt öfters hieher, aber wer er ist, weiß ich wahrhaftig nicht."

„Das wissen wir!" rief Karel de Roos, „wer sollte das je von ihm gedacht haben."

„Und wen hat er bei sich?" frug van Sell, der besonders viel Interesse daran zu haben schien, „wahrscheinlich Cato?"

„Nein, noch Niemand, aber die Magd ist fort, um Jemand zu holen."

„Der Heuchler," rief de Roos, während er auf Mittel sann, wie er sich an seinem vormaligen Patronen rächen könnte.

Ein Geräusch ließ sich im Gange hören; alle öffneten die Augen weit und horchten mit halb geöffnetem Munde nach der Thüre: sie sahen Mutter Dien mit einem Mädchen die Treppe hinauf gehen.

„Verdammt... das ist Clara!" rief van Sell.

„Clara!" wiederholte der bleiche Jüngling.

„Geht Clara zu dem Herrn, von dem wir so eben sprachen?"

„Ja," antwortete Louise.

„Das ist Sünde und Schade," rief van Sell; während der bleiche Jüngling seiner getäuschten Hoffnung mit einem Strom von Flüchen und Verwünschungen Luft machte.

Clara's Hülferuf drang nicht lange darauf bis in das Zimmer, wo die Freunde beisammen waren.

„Was ist das?" fragte van Sell; allein, da es wieder still wurde, glaubte er sich betrogen zu haben; und die Herren, schon von dem Wein etwas erhitzt, vermehrten diese Hitze noch durch Punschtrinken.

Das Geschrei Clara's wurde wieder gehört.

„Das ist das zweite Mal, daß ich es höre," erklärte van Sell, „ich will wissen, was das ist."

„Still, still, seid ihr toll!" rief Louise, „die Frau

geht nach oben, sie nimmt sich der Sache an und das ist genug, was wollen wir davon."

Zum dritten Male wurde das Angstgeschrei gehört.

„Es ist Clara, die um Hülfe ruft," sprach de Roos, und bebte vor Wuth. „Ich erkenne ihre Stimme, kommt, ich kenne den Adam Smith, der Kerl ist im Stande, das Mädchen zu ermorden, und da er immer sehr dichterisch in seinen Ausdrücken war, wenn er viel getrunken hatte, rief er: „Freunde, Kameraden, Brüder, wohlan, folgt mir, erlösen wir die Unschuld aus den Klauen des Teufels!"

Seine Worte wirkten auf die Gemüther der vier übrigen Betrunkenen und alle sprangen auf, um ihm zu folgen.

Louise eilte aus dem Zimmer und bald erschien Cato, die in Abwesenheit der Wirthin ihre Stelle versah. Sie drohte, die Nachtwache holen lassen zu wollen, und die Gäste mit Gewalt aus dem Hause zu entfernen, wenn sie nicht ruhig blieben.

Doch das Drohen wollte hier wenig helfen. Gerard van Sell, der schon lange einen Haß auf Cato hatte, machte von der günstigen Gelegenheit Gebrauch und gab ihr einen fühlbaren Schlag ins Gesicht. Inzwischen warf der bleiche Jüngling die Lampe um, so daß eine vollkommene Dunkelheit herrschte, welche Gelegenheit van Sell benützte, um Cato noch einige wohlgemeinte Schläge beizubringen, während das Mädchen, durch ihr Fluchen und Schreien die Verwirrung noch größer machte.

Unter dem Geschrei: „Adam Smith! Adam Smith!" lief man die Treppe hinauf und tastete herum, bis endlich Henriette erschien, ein angezündetes Licht in der Hand haltend. Auch sie hatte das Schreien Clara's gehört und eilte ihrer Freundin zu Hülfe.

„Hier bin!" rief sie, „die Treppe hinauf!"

„Adam Smith! Schelm! Heuchler!" schrie de Roos und wurde von seinen Kameraden getreulich unterstützt.

„Aufgemacht!“ war das allgemeine Feldgeschrei und als dem Befehl keine Folge gegeben wurde, begannen die Belagerer mit Händen und Füßen zu klopfen, zu pochen und zu stoßen, um sich mit Gewalt Eingang zu verschaffen.

XVIII.

Das Wiedersehen.

Mit einem Gesichte, wie eine wüthende Megäre, oder gereizte Xantippe, öffnete die Wirthin die Thüre und gleichzeitig stürmten Karel de Roos und die Seinen in das Zimmer.

„Was wollen Sie?“ begann Mutter Dien und brachte einige Dutzend Flüche und Scheltworte hervor.

„Was ich will? Ich will Adam Smith!“ rief Karel, sich heftig auf die Brust schlagend, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. „Wo ist der Schelm?“ fuhr er fort, als er den Kommissionär nicht bemerkte; „wo ist er, sprich Weib, oder ich will Dich reden machen, er hat sie ermordet!“ dabei zeigte er auf das Sofa, worauf Clara lag.

„Wer ist ermordet?“ schrie die Wirthin, „sie liegt nur da, und das ist Alles!“

„Adam Smith!“ brüllte de Roos, während er seine Hand gegen die Wirthin aufhob, „sag', wo ist er?“

„Ich kenne keinen Adam Smith, glauben Sie, ich kenne alle Leute, die hieher kommen?“

„Nun denn, der Mann, der hier war.“

„Der Herr ist schon lange fort!“

„Da lügt Ihr,“ rief Gerard van Sell, „kommt, laßt uns einmal suchen, ob wir ihn nicht finden.“

„Das lassen Sie bleiben, oder ich rufe die Wache.“

„Wenn die Wache kommt, sind wir auch da,“ rief Karel de Roos und bezeugte, keine Furcht zu haben. „Nun, Jungens, an's Werk!“

Während die Herren beschäftigt waren, das Zimmer auszusuchen, hatte sich Henriette zu Clara gesetzt und suchte sie zum Bewußtsein zurückzubringen. Ihre Versuche wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Das Mädchen öffnete die Augen, und im selben Augenblicke ließen die Herren ein lautes und hellschallendes Jauchzen hören: sie hatten Adam Smith hinter dem Bette gefunden.

„Ha,“ rief de Roos, als der Mann aus seinem Schlupfloch hervorkam, „meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen vorzustellen Sr. Wohlgeboren den Herrn Adam Smith, besser bekannt unter dem Namen Remmers und Comp., Wechselunterhändler, wohnend auf der Prinsengracht bei dem Groenmarkt, ein Mann, meine Herren, der als besonders fromm und ehrlich gilt, der Sonntags nie eine Kirche versäumt, aber von dem einen Sonntag bis zum andern Dinge ganz anderer Art treibt, wie Sie jetzt sehen!“

Der, dem diese Lobrede galt, und der Ohrenzeuge von der ausgezeichneten Physiologie war, welche sein ehemaliger Kommis von ihm gab, hatte während dieser Worte seine frühere Ruhe wieder gewonnen und auf einem Stuhle Platz genommen, in einer Haltung, als ob er keineswegs der Mann sei, der als Vorwurf der Lobrede des Herrn de Roos dastehe.

Als dieser geendet hatte, nahm Smith das Wort und sagte sehr ruhig:

„Herr de Roos hat sich viel verändert; als er auf meinem Komptoir war, um Auslaufergeschäfte zu besorgen, war er nicht halb so beredt, wie jetzt und ich glaube, daß alle diese Geschichten, welche hier stattgefunden, an ihn zu weisen sind. Was er von mir sagt, ist wahr, ich trage den Namen eines ehrlichen, braven

und gottesfürchtigen Mannes und suche, soviel an mir ist, mich dieses Namens würdig zu machen; darum und mit keinem andern Zwecke habe ich dieses Haus betreten; was meine Zwecke seien, habe ich hier nicht zu erklären, da es nicht meine Gewohnheit ist, meine Angelegenheiten, wenn es nicht besondere Gründe erfordern, mitzutheilen, und ich zweifle nicht, meine Herren, daß Sie üeerzeugt sein werden, daß ein Mann von meinen Jahren, Häuser, wie das, in welchem wir uns jetzt befinden, nicht mit schlechten und unsittlichen Zwecken besucht. Meiner ehrlichen Absichten, die mich hieher trieben, bewußt, schäme ich mich nicht, Ihnen hier zu begegnen, und ich hätte nicht gezögert, Ihnen meinen Namen mitzutheilen, wenn mein vormaliger Kommis mir nicht hierin zuvorgekommen wäre, und zum Beweise, daß ich mich durchaus nicht schäme, hier gefunden worden zu sein, werde ich, Herr de Roos, Ihrer Frau Gemahlin mittheilen, daß ich dieß Haus besucht habe, und ihr zugleich das Betragen ihres Gatten schildern; ich kann es ganz ihrem Urtheil anheimgeben, ob hier der Platz ist, wo Sie, Herr de Roos, als verheiratheter Mann, der seinen Reichthum und sein Ansehen nur seiner Gattin verdankt, hingehören. Als rechtschaffener Mann halte ich es für meine Pflicht, Ihre Gattin mit der Lebensweise bekannt zu machen, die Sie führen, damit die würdige Frau nicht von Ihnen ins Verderben gestürzt werde."

De Roos stand wie an den Boden genagelt, als er diese Worte hörte, und gewiß hätte Jeder, der Adam Smith mit so großer Würde, mit solchem Ernste sprechen hörte, ihn für den Mann gehalten, als welcher er erscheinen wollte; seiner Gegenwart in dem Hause hätte man leicht einem edlen Zweck zugeschrieben, denn wer sollte in diesem ruhigen, festen, würdigen Manne den gemeinen Wollüstling gesucht haben, der er wirklich war.

„Der Kerl ist der Teufel!" murmelte de Roos, und

stand bereit, dem Kommissionär eine Fluth von unzusammenhängenden Worten zu sagen, als die Wirthin hereintrat und Karel und seine Kameraden also anredete:

„Nun hinaus aus der Thüre, keinen Augenblick länger will ich euch hier im Hause haben, aber bezahlt mir zuerst den Schaden, den ihr mir angerichtet, die Lampe ist in Stücken, ein paar Stühle sind zerbrochen, und das Vorzimmer sieht aus wie eine Ruine. Sechszehn Gulden muß ich haben außer dem Verzehrten, und das sogleich, oder ich lasse euch Alle auf die Kortegard (corps-de-garde) bringen, die Wache steht unten, ich werde euch lehren, einen solchen Spetakel in meinem Hause zu machen, und ehrliche Leute, die still und ruhig kommen, zu beleidigen.“

Gerard van Sell, der seinem Freunde de Roos sehr verpflichtet war, weil er ihm hie und da Geld lieh, glaubte nun Karel einen besonderen Dienst zu thun, indem er Adam Smith ärgre, daneben fühlte er auch wenig Lust, seinen Antheil an dem Schaden zu bezahlen, welcher beinahe ganz allein von ihm angerichtet war.

„Ist die Wache unten, so laßt sie heraufkommen,“ sagte er in einem Tone, der die Mutter Dien vor Wuth schäumen machte. „Je mehr Seelen, desto mehr Freunde. Es gehen viel Schafe in einen Stall. Was aber das Bezahlen betrifft, so gebe ich keinen Cent, und ich glaube, die andern Herren werden ebenso denken, denn wir haben keine Schuld an dem Schaden, aber wohl der Herr Smith, der da mit einem Gesichte sitzt, das mich zu langweilen anfängt, seht, daß Ihr von ihm Geld bekommt, wir bezahlen nichts.“

„Warte,“ schrie Mutter Dien; allein van Sell ersuchte sie in sehr unfreundlichem Tone, sich ruhig zu verhalten.

„Wir würden ruhig unten geblieben sein,“ fuhr er fort, „wenn wir nicht mehremal ein schreckliches

Schreien gehört hätten, wir dachten nicht anders, als es werde Jemand ermordet, und da war es unsere Pflicht, zu Hülfe zu kommen, daß wir dabei die Lampe umwarfen, ist nicht aus Muthwillen geschehen, und zeugt überdies von dem guten Willen, von dem Eifer, der uns beseelte, um nach oben zu eilen und eine Unglückliche zu unterstützen. Darum bezahlen wir keinen Cent. Ruft Ihr die Wache, gut, dann gehen wir auf die Kortegard, aber dieser Herr muß mit uns, denn hier ist Alles durch ihn verschuldet. Wohlan, Herr Smith! wenn Sie nicht Lust haben, die Nacht auf der Kortegard zuzubringen und morgen früh auf das Polizeikommissariat zu wandern, möchte ich Ihnen rathen, der Mutter Dien Alles zu vergüten und eine Flasche Champagner zum Besten zu geben, für die Ehre, mit uns Bekanntschaft gemacht zu haben." Und nachdem er hinzugefügt, daß er durchaus kein Narr und wohl wisse, was er thue, und daß, hätte er auch etwas zu viel getrunken, er darum doch sehr nüchtern wäre, wie es ihm auch sehr gleichgültig, eine Nacht auf der Kortegard zuzubringen, endigte van Sell seine Apologie, der von den andern Herren laut zugejauchzt wurde.

Adam Smith fühlte wohl den elenden und höchst fatalen Zustand, in welchem er sich befand. Sollte er, der anständige, feine Mann, von der Nachtwache aus einem öffentlichen Hause geholt werden, dazu in Gesellschaft von halb Betrunkenen die Nacht auf der Kortegard zubringen und am folgenden Tag auf das Polizeikommissariat geführt werden! Bezahlen war die einzige Rettung! Bezahlen... und dies Wort tönte schrecklich in sein Ohr, besonders da er es war, der es thun sollte. Etwas von dem, was die Wirthin verlangte, herunterzuhandeln, das sah er wohl, wäre fruchtlos gewesen; er beschloß, den Rath van Sells zu befolgen, doch weigerte er sich beharrlich, die Flasche Champagner zu geben.

„Das ist mir ganz angenehm!" sprach van Sell,

„wahrlich ich wollte lieber Gift, als etwas von so einem elenden Kerl, wie Sie sind, annehmen."

Auf seine eigene Rechnung bestellte Gerard van Sell nun eine Flasche Champagner, welchem Beispiele unmittelbar Karel de Roos folgte. Auch bekam Cato, als Heilmittel für die Schläge, die er ihr im Dunkeln beigebracht hatte, ein Dreiguldenstück. Indessen hatte Smith das beste Theil erwählt und war fortgegangen, und die Wirthin erklärte, es sei ihr unbegreiflich, wie so noble Herren sich so betragen könnten, und das, was sie von der Nachtwache gesagt hätte, sei nur eine Drohung gewesen, die sie nie ausgeführt hätte."

Während dies Alles geschah, war Clara in so weit zu sich selbst gekommen, daß sie sich im Stande fühlte, mit Henriette nach Hause zu gehen.

Der bleiche Jüngling, der unsern Lesern bereits bekannt, hatte Clara unaufhörlich beobachtet und als sie, von der allgemeinen Verwirrung Gebrauch machend, sich mit Henrietten entfernte, schlich er ihr nach.

„Bon soir mon ange!" rief er, als sie sich in der Mitte der Kalverstraat befanden, und faßte zugleich das Mädchen um die schlanke Taille.

Clara schrie laut auf; sie glaubte, es sei ihr grausamer Verfolger, der sie mit der Hand umfing.

„Ich bin es," sprach der Jüngling in vertraulichem Tone, „geh' mit mir, ich weiß einen andern Ort, auf dem Enge Kapelsteeg oder in dem Klooster, wo Du willst..."

„Wir gehen nach Hause," sagte Henriette, „es ist zu spät, ein andermal werden wir mit Ihnen gehen."

„Halt' das Maul, mit Dir spreche ich nicht, komm' Clara, geh' mit mir."

„Nein, nein, ich bin krank, ich verlange nach Ruhe," sagte Clara.

„Ich bin reich, ich habe viel Geld und bin nicht karg."

„Nein, lassen sie uns in Ruhe, mein Herr.“

„Du mußt mit!“ Damit wollte er Clara mit Gewalt fort führen.

„Lassen Sie sie los, oder ich rufe um Hülfe,“ sprach Henriette. Doch das nützte wenig oder nichts, und wahrscheinlich würde es noch länger gedauert haben, wenn nicht Clara alle ihre Kräfte gesammelt und den schwachen Jüngling von sich gestoßen hätte, der dadurch so wüthend wurde, daß er auf das arme Mädchen zustürzte und ihr einen so heftigen Schlag in's Gesicht gab, daß ihr das Blut aus Nase und Mund floß.

Er wollte seine Mißhandlung fortsetzen, als plötzlich zwei wohlgekleidete junge Herren aus einer Gasse hervorsprangen, von welchen Einer den unverschämten Galan so heftig zurückstieß, daß dieser auf der andern Seite an eine Stoep fiel.

Die Wolken, die einige Augenblicke den Mond bedeckt hatten, waren jetzt vorbeigezogen und bei dem helleren Scheine konnten Clara's Befreier deutlich die Gesichtszüge des Anfallenden unterscheiden. Der Größte von beiden trat auf ihn zu, blieb aber plötzlich stehen und äußerte durch einen lauten Schrei seine Verwunderung, zog seinen Kameraden zu sich und sagte: „Ha, kennst Du uns nicht mehr!“

Der bleiche Jüngling stieß einen Fluch aus, es war seine einzige Antwort.

Einer der Befreier ergriff ihn dann bei der Brust und sagte, während er ihn kräftig schüttelte: „Sieh uns mal recht an, Karel van Gent, jetzt kommt Dir kein Daniel Vos zu Hülfe!“

„Himmel!“ rief van Gent, während er noch bleicher wurde, als er schon war, „der schwarze Dolf und Frank!“

„Frank! Frank!“ rief es von der andern Seite der Straße, und im selben Augenblick umschlangen zwei Arme den Hals des Jünglings.

„Kennst Du mich denn nicht, Frank! Bin ich Dir denn fremd geworden?“

„Großer Gott!... Clara, meine Schwester!“

„Bruder! Frank, mein Frank! Gott sei gedankt, daß ich Dich wieder sehe!“

„Clara! . . . und mich kennst Du nicht mehr!“

„Der schwarze Dolf!“

. . . .

Karel van Gent machte von der jezt herrschenden Verwirrung Gebrauch und ergriff das Hasenpanier, und in der allgemeinen Freude hatten die früheren Helden unserer Geschichte, die wir so unerwartet wiedersehen, keine Acht mehr auf den vormaligen Kostzögling des Meister Vos.

Henriette gab sich bald als die Tochter David Rams und die Schwester Jims gegen Frank zu erkennen und blieb bei der Gesellschaft. Die Vier begaben sich nun unverweilt nach der Wohnung der beiden Mädchen, welche sie bald erreichten. Als in der Kammer ein Licht angezündet war, betrachteten sie einander aufmerksam, um die Veränderung, die mit jedem seit ihrer Trennung vorgegangen, wahrzunehmen.

Frank war jetzt ein hübscher achtzehnjähriger Bursche, der im vollsten Sinn des Wortes wohlgestaltet genannt werden konnte. Mit der schlanken Figur verband sich ein schönes offenes Gesicht, daß Henriette sich nicht enthalten konnte, leise zu Clara zu sagen, ihr Bruder sei ein hübscher Junge und sie sei schon minder oder mehr in ihn verliebt.

Adolf, sonst der schwarze Dolf genannt, war zwei Jahre älter, als Clara's Bruder; er schien aber viel mehr Jahre zu zählen, so kräftig und entwickelt war er jetzt. Noch besaß sein Antlitz den stolzen Ausdruck; seine funkelnden Augen hatten noch den gebietenden

Blick, der ihm schon in seiner Kindheit eigen; ein starker schwarzer Bart, der um das ganze Gesicht in schöner Form lief, trug viel dazu bei, Adolf eine wahrhaft männliche Schönheit nennen zu können. Durch den Bart wurde er mit Recht des Namens „der schwarze Dolf" würdig. Die Kleidung der beiden Freunde war einfach, trug aber nicht das mindeste Zeichen von Armuth und unterschied sich darum nicht wenig von der, welche sie in der Kostschule getragen hatten.

„Und wodurch gewinnt ihr die Mittel eures Unterhaltes?" fragte Frank, als Clara ihm in wenigen Worten ihr Schicksal erzählt hatte.

„Wir würden gerne etwas mit der Nadel verdienen, wenn wir nur Arbeit bekämen, aber wie sehr wir auch unser Bestes thun, Alles ist vergebens!"

„Aber wenn ihr keine Arbeit bekommen und nichts verdienen konntet, wovon lebt ihr dann?"

„Henriette hat mich immer versorgt, so viel sie konnte."

„Hast Du denn Arbeit?" fragte Frank die Freundin seiner Schwester.

„Nein und darum habe ich doch oft mehr Geld, als ich durch Arbeiten verdienen konnte," sagte Henriette. „O Mangel haben wir noch nie gelitten, nicht wahr, Clara, wir hatten's zwar nie zu flott, aber Mangel, nein, den haben wir nie gekannt."

„Habt ihr denn vielleicht Schulden gemacht?"

„Schulden, o Herr Frank, denn da Sie nun so schön gekleidet sind, darf ich Sie nicht nur so Frank ohne alles Weitere nennen, wie damals, als Sie noch auf dem Wijde steeg wohnten mit der Prinz.... Ihrer Mutter, wollt' ich sagen; Schulden sagten Sie, ha! ha! wer sollte uns Kredit geben, der Bäcker, ja, der thut's wohl noch, aber auch nicht höher, als zwölf Stüber. Nein, ich will Ihnen sagen, wie es kommt, daß ich noch ziemlich mit Geld versehen bin," und Henriette erzählte den Beiden ihre Abenteuer, die unsern Lesern schon bekannt sind.

„Aber,“ sagte Frank, als Henriette ihm erzählt hatte, daß ihr Vater David Ram eine Erbschaft gemacht habe, wofür er die Wirthschaft kaufte, „hatte denn Ihr Vater noch Verwandte, von welchen er erben konnte?“

„Das weiß ich nicht,“ gab Henriette zur Antwort, „mein Vater hatte einiges Geld zusammenbekommen durch den Herrn, der ihn erkauft hatte und ihm fünfzig Gulden gab. Dann brachte ihm auch das Herumsenden der Bettelbriefe ein artig Sümmchen ein. Dafür kaufte er eine kleine Schenke in der Goudsbloemstraat, de Achtkant genannt, wo er zugleich Leute über Nacht behielt. Eines Abends sah ich meinen Vater und Jim Geld zählen und als er bemerkte, daß ich ihn beobachte, sagte er: „Das ist Geld, Mat, von einer Erbschaft, die ich eingezogen, und dafür werden wir das Anwesen in dem Suikerbakkersteeg kaufen,“ und darauf sprach weder er noch Jim je mehr etwas von der Erbschaft.“

„Und Sie verließen das Haus des Vaters mit Clara,“ sagte der schwarze Dolf, damit Henriette nach dieser Ausweichung den Faden ihrer Erzählung wieder auffasse.

„Ja,“ antwortete sie, „und wir mietheten sogleich dieses Zimmer; ich hatte mir zwanzig Gulden zusammengespart, ohne daß mein Vater oder Jim etwas davon wußten, denn als mein Vater ein gutes Geschäft hatte, gab er mir hie und da etwas Geld; dafür kaufte ich den Hausrath, den Sie hier sehen, bezahlte drei Monate Miethe voraus und nun thaten wir unser Bestes, um mit Arbeiten unser Brod zu verdienen, denn eine Nachbarsfrau hat mich und Clara gelehrt mit der Nadel umzugehen. Es wollte aber nicht glücken und bald war das Geld, das ich mitgenommen, verzehrt.

„Da waren wir auf dem Punkte Hunger zu leiden, doch zufällig bekam ich wieder Geld. Die Nachbarsfrau, von welcher ich gesprochen, war eine Nähterin, die, als sie so viel Arbeit hatte, daß sie nicht

allein fertig werden konnte, uns etwas gab und so hatten wir auch etwas gethan. Des Abends brachte ich ihr die Arbeit zurück und als ich wieder nach Hause ging, kam ein junger Herr zu mir und redete mich an, und ich begriff sogleich, was er wollte. Unser Zustand war schrecklich, wir hatten durchaus nichts, da die Nachbarin uns all' das Geld schon geliehen hatte, das wir verdienen mußten; den ganzen Tag hatten wir nichts, als ein Stückchen Roggenbrod gegessen, denn wir waren noch nicht genug in der Nachbarschaft bekannt, um Kredit zu bekommen; ich begann großen Hunger zu fühlen und konnte wohl begreifen, daß dies auch bei Clara der Fall sein mußte; die Gelegenheit, Geld zu verdienen, war zu schön, um sie vorbeigehen zu lassen, ich folgte dem jungen Herrn, der mich in die Handboogstraat brachte."

„Und was thaten Sie da?" fragte Dolf.

„Nun," rief Henriette, „das werde ich Ihnen nicht zu sagen brauchen... Das werden Sie schon begreifen, was ich da that."

„Und Sie sagen das ganz ohne alle Zurückhaltung!"

„Warum sollte ich heucheln?" rief Henriette, „ich that ja keine Sünde, ich habe ja nicht gestohlen!"

„Fahren Sie fort!" sagte Dolf, Henrietten verwundert ansehend.

„Der Herr gab mir zwei Gulden und als ich fortgehen wollte, rief mich die Frau; sie fragte mich nach meinem Namen, Alter, Wohnung, welche Fragen ich alle der Wahrheit gemäß beantwortete.

„Hierauf begann sie mir zu erzählen, daß ich viel mehr Geld verdienen könnte, als der Herr mir gegeben hätte, daß sie mir ein schönes Kleid geben und einen Hut kaufen wolle. Meinen Namen mußte ich aber verändern, da er nicht schön genug war. Am folgenden Morgen besuchte ich sie wieder; sie war sehr freundlich, gab mir Alles, was sie mir versprochen hatte

und sagte dann, ich müsse den Namen Henriette annehmen und da er etwas besser klang als Mat, so machte ich keine Schwierigkeit und zugleich gab sie mir eine Arbeit mit. Auf ihren Befehl erschien ich Abends acht Uhr wieder bei ihr; ich trug die Kleider, die sie mir gegeben hatte. Da fand ich einen nobeln Herrn, weißt Du, Clara, den Herrn von heute Abend, den die Andern Adam nannten, und der gab mir ein Fünfguldenstück und das war so zwei oder dreimal in der Woche, wenigstens erhielt ich die erste Woche fünfzehn Gulden. O Frank, was hatten wir da ein Leben, ich kaufte für Clara Kleider und dann sind wir in der Komödie gewesen. Himmel, wie schön war es da, weißt Du noch, Clara, der Kerl mit dem weißen Wamms mit langen Aermeln und großen Knöpfen, ich meinte mich todt lachen zu müssen, solches tolle Zeug machte er."

„Nun, das könnt ihr uns ein andermal erzählen," sagte Dolf, dessen Neugierde immer mehr wuchs und der nur die Geschichte Mat Rams hören wollte.

„Ich bekam viel Geld, allein das dauerte nicht lange, kaum vier Wochen, denn dann kam ein anderes Mädchen, die dem Herrn Adam besser zu gefallen schien, da hörte der Verdienst auf, hie und da bekam ich wohl von diesem oder jenem einen Thaler, aber es gingen Monden vorbei, ohne daß ich etwas verdiente.

„Und ging Clara des Abends mit Ihnen?" riefen Dolf und Frank zugleich.

„Nein," gab Henriette zur Antwort, „ich wollte es nicht, denn ich verdiente genug für uns Beide und es ist nicht angenehm, von Leuten geküßt, gestreichelt und geliebkost zu werden, die uns nachher ein Stück Geld zuwerfen, wie man einem Hund ein Bein gibt. Aber als Clara sah, daß ich nicht mehr so viel verdiente, wollte sie mich durchaus begleiten... was konnt' ich thun, ich nahm sie mit!"

„Und sie ging mit! Clara, meine Schwester, was hast Du gethan!"

Der schwarze Dolf fluchte und sah düster vor sich hin.

„Frank," rief Clara, die Hand ihres Bruders fassend, „ich bin unschuldig, glaube mir, ich bin unschuldig, Du weißt, daß ich nicht lüge."

„Aber Du bist mit ihr gegangen, Du bist in dem Hause gewesen, Clara!"

„Ich bin unschuldig!" wiederholte das Mädchen, roth werdend, „das erste Mal, als ich dort war, spielte ich Karten mit den Mädchen und der Frau, wahrlich, Frank, glaube mir! Das zweite Mal kam ein junger Mensch von Deinen Jahren und ich mußte mit ihm; aber ich weinte, es war, als ob ich in diesem Augenblicke unsere Mutter auf ihrem Krankenbett liegen gesehen, und ihr bleicher Mund mir zurief: „Clara bleibe immer tugendhaft und gut!" als ob ich ihre blauen Lippen noch flüstern hörte: „Gott, behüte meine Kinder vor der Verführung der Welt!" Da erst begriff ich, was die Bitte sagen wollte, der junge Herr hatte Mitleiden mit meinen Thränen und Frank und Dolf, ich versichere euch, ich verließ das Zimmer, wie ich eingetreten war!"

„Sein Name! sein Name!" rief Dolf, „wenn ich den Mann finde, will ich ihm als Freund die Hand drücken, und wenn ich ihm helfen kann, werde ich es thun; sein Name!"

„Sein Freunde nannten ihn François," gab Clara zur Antwort, „weiter weiß ich nichts von ihm."

„Nun, wenn wir ihm einmal begegnen, Clara," sagte der schwarze Dolf, „so mußt Du mir ihn zeigen; ich will ihn kennen lernen, vielleicht kann ich ihm noch den einen oder andern Dienst thun, ich habe Kraft und mein Arm soll stets bereit sein, ihm zu helfen, wo er es nöthig hat."

„Aber Du warst drei Male mit Henriette in dem Hause," sprach der besorgte Bruder, zwischen Hoffnung und Furcht schwankend.

„Diesen Abend war es das dritte Mal, daß ich sie begleitete," sagte Clara ruhig. Dann erzählte sie die Geschichte, die wir unsern Lesern bereits mitgetheilt, und kaum hatte sie geendigt, als Adolf mit der ihm eigenen Aufgeregtheit ausrief:

„Wehe diesem Adam! wenn ich ihn je finde."

Frank weinte. Sprachlos schloß er seine Schwester in die Arme und drückte mit brüderlicher Liebe einen Kuß auf die Lippen des Mädchens, die, Dank sei der guten Erziehung, rein geblieben.

„Und Du, Frank, erzähle mir nun auch, was ist mit Dir indeß geschehen."

„Nein, heute nicht," sagte Adolf, „morgen früh wollen wir euch abholen, wir müssen morgen das Fest des Wiedersehens feiern. Steh' früh auf und kleide Dich so schön Du kannst und Sie auch, Henriette, wir werden morgen einen frohen Tag haben. Komm', Frank!" So verließen sie mit einander die beiden Mädchen.

„So schön als möglich müssen wir uns kleiden," sagte Henriette, als sie mit Clara allein war, und in aller Eile holte sie ihre besten Kleider hervor und begann zu waschen und zu nähen, mit einem Wort, sie war ganz Thätigkeit und Leben. „Du kannst wohl schlafen gehen, Clara, ich will inzwischen Dein blaues Kleidchen waschen und am Feuer trocknen; mein rothseidenes Tuch kannst Du um den Hals thun, das kleidet Dich besser und steht Dir so lieb, geh' nur ruhig zu Bette, ich kann doch nicht schlafen und werde Alles in Ordnung bringen; sie sehen beide so hübsch aus, daß wir unser Bestes thun müssen, um nicht zu viel von ihnen abzustechen."

Doch Clara konnte nicht schlafen; die Freude, ihren Bruder wieder gesehen zu haben, beschäftigte sie zu sehr, um sich ungestörter Ruhe hingeben zu können. So hat oft das Gefühl der Freude dieselbe Wirkung auf den Menschen, wie Betrübniß und Kummer.

Clara blieb darum die ganze Nacht wach und dem Beispiele ihrer Freundin folgend, setzte sie sich an die Arbeit.

* * *

Beschuldigt mich nicht, meine Leser, Henriette in gar zu günstigem Lichte geschildert zu haben. Ich bin kein Vertheidiger solcher Geschöpfe wie Henriette, aber eben so wenig kann ich sie verachten! Mögen auch viele den Bannfluch über sie aussprechen, besonders die sogenannten Frommen, in meinen Augen sind weit die meisten dieser Mädchen eher zu beklagen, als zu verachten und ich glaube, es ist dieß der richtige Gesichtspunkt. Man weiß die Geschichte der Ehebrecherin und wirft doch so leicht den Stein auf eine Sünderin.

Sie entbehrte einer Mutter, die sie gelehrt, was Recht oder Unrecht ist, sie hatte einen Dieb, einen Trunkenbold zum Vater, was sollte dieser seine Tochter lehren. Das Vergehen, das ihr zur Gewohnheit geworden, war keine Sünde in ihren Augen. Sie sollte Niemanden etwas entwenden, das war Sünde für sie, die einzige, die sie kannte. Die Mädchen, welche unsere öffentlichen Häuser bevölkern, fielen die Einen aus Unwissenheit, wie Henriette, die Andern wurden mißhandelt von den Eltern, denen sie nichts als das Leben zu verdanken haben; diese verkaufte ihre Ehre für Brod, jene fiel in die Hände eines gewissenlosen Betrügers und sank immer tiefer und tiefer.

Und was ist ihr Loos! Lachen zu müssen, wenn das Herz weint, sich liebkosen zu lassen von Leuten, die man haßt, sich dem allgemeinen Spott und der Verachtung preisgegeben zu sehen — wahrlich nicht sehr beneidenswerth.

Die ersten Strahlen der Morgensonne überraschten die noch arbeitenden Mädchen und in wenigen Augenblicken waren beide gekleidet. Sie sahen recht lieb und

hübsch aus, denn der Gedanke eines fröhlich zu verlebenden Tages hatte einen Glanz über ihr Antlitz verbreitet, den keine Schminke zu verleihen vermag.

Frank und Dolf erschienen bald und ein gutes Frühstück machte die Einleitung zu den vielen Vergnügungen, die sie genießen sollten. Amsterdam mußte heute die Vierzahl missen; in Mitten der schönen Natur, unter einem frischen heitern Himmel, nicht verdunkelt durch die Rauchwolken der niederländischen Hauptstadt, nur auf dem freien Felde wollten sie das Fest des Wiedersehens feiern, ferne dem Stadtgewühl einander ihre Schicksale erzählen, und nichts sollte die Geschichten unterbrechen als der frohe Gesang der Vögel und der durch die Blätter der Bäume spielende Wind.

XIX.

Die Geschichte Franks.

Wir treffen unsere Gesellschaft in dem Haarlemmer hout, einem weitausgedehnten Walde, der sich in der Nähe von Haarlem befindet.

In der Spanjaardslaan, einem Ort, so reich an geschichtlichen Erinnerungen, hatten sie sich auf eine einfache hölzerne Bank niedergelassen und überließen sich ganz dem Behagen der freien Natur und den angenehmen, heiteren Gefühlen, welche diejenigen erfüllen, denen es nur selten vergönnt ist, die gewühlige Stadt zu verlassen, und die reine, wohlthätige Landluft einzuathmen.

Ueber ihnen breiteten sich die Zweige der alten Eichen aus, die durch eiserne Bänder zusammengehalten und gestützt werden. Hier und da drang ein

Sonnenstrahl durch das Laubdach und ließ den blumenreichen Boden in hellen Farben erglänzen. Eine tiefe Stille herrschte rund herum, und wurde nur von dem Vogelgesang und dem Summen der Bienen unterbrochen; Frank, zwischen beiden Mädchen sitzend, hatte das Wort und erzählte seine Schicksale. Clara und Henriette horchten aufmerksam zu, während der schwarze Dolf mit sich zu Rathe ging, wie man den Tag angenehm zubringen könne.

Der Sohn der Prinzeß begann also: *)

„Zadok, der rothe Jude und wir standen also in der Mitte des Volkes, das begierig war, wie das Schauspiel endigen sollte. Der Jude sah uns mit Blicken an, als ob er uns zerreißen wollte, und doch schien er Angst zu haben, das Gefecht zu beginnen, obgleich die Umstehenden ihn dazu anfeuerten. Ich hatte beschlossen, Dolf kräftig beizustehen und dieser wartete muthig den Angriff ab, doch es kam zu keinem Gefechte, denn gerade als Zadok sich bereit machte, uns zu fassen, traten zwei Bursche, ungefähr achtzehn Jahre alt, in den Kreis, ergriffen mich und Adolf bei dem Arme und zogen uns so aus de gouden Roskam.

„Dolf hatte die beiden Bursche sogleich erkannt, es waren de Slimmert und de Gaauwert, und Du wirst Dich wohl noch erinnern, Clara, daß Dolf von ihnen erzählte, als er uns auf der Kostschule seine Geschichte mittheilte. Die beiden Bursche befanden sich zu Amersfort, weil da Kirchweihe war, und zum Zeichen, daß sie gute Geschäfte gemacht hatten, zeigten sie uns eine silberne Tabacksdose, eine Frauentasche, worin sich eine Börse und einiges Silberzeug befand, nebst zwei großen silbernen Knöpfen, wie die Bauern gewöhnt sind, zu tragen. Die Bursche brachten uns

*) Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir Frank und Dolf in dem Wirthshaus zum goldenen Roßkamm in Amersfort verlassen haben.

in ein Haus, wo sie ihren Aufenthalt genommen hatten. Betäubt von dem übermäßigen Trinken, dem wir uns diesen Abend hingegeben, schliefen wir bald ein. Am folgenden Tage machte de Slimmert Adolf den Vorschlag, in Amsterdam seine Künste zu zeigen, aber Dolf erinnerte sich der Warnungen des Herrn van Dam und wies den Vorschlag von der Hand, da er befürchtete, dem Juden wieder zu begegnen. Wir gingen deßhalb noch am selben Tage nach Amsterdam und kamen erst spät am Abend hier an.

„Wir besaßen nur soviel, um diese Nacht unter Dach zu kommen und am folgenden Tage begaben wir uns frühzeitig zu dem Herrn van Dam. Wir hatten unsre besten Kleider angezogen und als Dolf geschellt hatte, wurde die Thüre von einer Magd geöffnet, welche Dolf ganz unbekannt war. Denkt euch, Mädchen, wie wir in unsrer Hoffnung getäuscht wurden, als wir erfuhren, daß der Herr van Dam schon vor einem halben Jahre gestorben, und das Haus von einem Anderen bewohnt werde. Da lagen nun alle unsre Plane vernichtet und ich war bereit, in die Kostschule zurückzukehren, aber Adolf hielt mich davon ab.

„„Wir haben immer unser Brod verdient ohne den Herrn van Dam,““ sagte er, „„warum sollten wir es jetzt nicht können!““

„Adolf begann also wieder Künste zu machen und ich that mein Bestes, um ihm behülflich zu sein. Ausgenommen die Markttage verdienten wir wenig, und das Leben hatte schon ein halbes Jahr so gedauert, als uns ein Mann, nachdem wir gearbeitet hatten, ansprach und sich uns als Director einer reisenden Truppe Seiltänzer und Luftspringer vorstellte. Er schlug Dolf vor, zu seiner Truppe zu gehen, was von meinem Freunde unter der Bedingung angenommen wurde, daß ich bei ihm bleiben dürfte und Wolff, so hieß der Director, sah darin auch keine Schwierigkeit. Wie gewandt Adolf auch war, er hatte doch kein Ge-

schick zum Seiltänzer, so daß Wolff wenig Nutzen von ihm hatte; doch wußte er von Dolfs außergewöhnlicher Kraft Gebrauch zu machen, bestrich seinen Körper mit Oel und Ruß, setzte ihm eine Federnmütze auf und band ein rothes Tuch um seinen Leib, befahl ihm, wenn Leute da seien nur einige unverständliche Worte zu murmeln und der gute Junge hieß dann Zaid Raschi oder der junge Wilde, während Wolff über die Bude eine Malerei machen ließ, worauf ein wilder Mann abgebildet war, der sich gegen sechs Soldaten vertheidigte und darunter die Worte:

Hier ist zu sehen
Zaid Raschi
oder
der junge Wilde von Kamschatka.

„Dolf spielte die Rolle sehr gut; er zeigte einige Proben seiner Kraft und Behendigkeit, aß halbgebratenes Ochsenfleisch, wovon die Kruste abgeschnitten war, welches aber rohes Fleisch vorstellen mußte und radebrechte so seltsame Worte, daß er oft Mühe hatte, sich zu bezwingen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Alles wäre nun gut gegangen und Adolf brachte dem Director großen Gewinn, aber dieser that sein Bestes, um mich von der Truppe zu entfernen. War es meine Schuld, daß ich keine Künste machen konnte wie Adolf, und nicht so stark war?

„Als die meisten Leute den jungen Wilden gesehen, mußte Wolff etwas Neues erfinden, um die Jahrmarktsgäste anzuziehen und jetzt fiel sein Auge auf mich. Ich bekam den Namen: „der junge Herr Valentin oder der Entdecker der Geheimnisse," und neben der Malerei des Zaid Raschi oder des jungen Wilden, sah man bald eine andre, worauf ein Jüngling abgebildet war, umgeben von Büchern, Globen und Werkzeugen, die Niemand wußte, zu was sie dienen sollten und wodurch nicht wenig die Neugierde der Vorüber-

gehenden gereitzt wurde. Von einem alten sammtenen Rocke eines der ersten Mitglieder wurde mir ein Wamms und Hosen gemacht, während ich, um noch glänzender auszusehen, einen großen Kragen um den Hals bekam, nebst einem gelbseidenem Tuche, das mir mehr das Ansehen eines Kondukteurs der Dilegence gab, als eines Geheimnißentdeckers. Meine Sache war nicht schwer, ich mußte auf die Bühne sitzen, mit dem Rücken den Zuschauern zugekehrt und ein Tuch vor den Augen; während Wolff beim Publikum herumging und die Anwesenden mit Würfeln werfen ließ, worauf ich die Zahl der Augen angeben mußte. Auch ersuchte er die Zuschauer ein Stück Geld zu nehmen und dann sagte ich, ohne Etwas sehen zu können, die Zahl der Augen oder den Werth des Geldstücks."

„Aber wie konnte man das wissen?" frug Henriette, „sagte es Jemand in der Stille?"

„Nein, wie Wolff fragte, antwortete ich, zum Beispiel, war es ein Dreiguldenstück, so sagte er: „„Welch Stück Geld?"" War es ein Seelander Reichsthaler, so sagte er: „„Komm' schnell!"" Bei einem holländischen Reichsthaler ließ er das Wort schnell weg und so hatte er für jedes Geldstück eine andre Frage. Mit den Würfeln ging es etwas anders, soviel Augen als geworfen wurden, soviel Sylben zählte seine Frage; zum Beispiel, waren drei Augen geworfen, dann sagte er: „„Welche Zahl?"" Sechs, „„Komm' schnell, wieviel sind's nun?"" Zehn, „„wieviel Augen sind nun jetzt geworfen?"" und warf man achtzehn, dann machte er seine Frage also: „„Nun komm', junger Herr, wieviel beträgt jetzt die Anzahl der Augen, Allons!"" Ihr seht nun, daß mein Kunststück nicht gerade sehr schwer war, und nur Aufmerksamkeit verlangte. Ich that mein Bestes, Wolff zu helfen und seit ich den Namen Valentin der Entdecker der Geheimnisse trug, behandelte er mich weit besser, als früher.

„Wolff war ein Liebhaber von geistigen Getränken und that manchmal zuviel im Gebrauche derselben und es gab keinen bösartigeren Menschen als ihn, wenn er zuviel getrunken. So geschah es einmal auf einer Kirchweihe, daß er so betrunken war, daß es ihm beinahe unmöglich zu sprechen; ich mußte wieder meine Künste verrichten, und er frug mich: „„Wieviel Augen?““ vier, gab ich natürlich zur Antwort. Ein lautes Lachen ertönte durch die Bude, denn die Zahl der Augen war dreizehn: „„Falsch,““ rief Wolff, „„Allons, paß' nun gut auf, wieviel Augen sind hier geworfen?““ Fünfzehn, rief ich und da verdoppelte sich das Gelächter. Wolff begann so zu fluchen und zu rasen, daß ich kein Wort von seinen Fragen begreifen konnte. Als die Vorstellung geendigt war, wankte er zu dem Schauplatz, und schlug mich mit einem Stück Holz auf den rechten Fuß, daß ich vor Schmerz niederfiel; wahrscheinlich würde er seine Mißhandlung fortgesetzt haben, wenn nicht Adolf herbeigesprungen wäre, und als Wolff ihm mit demselben Stücke Holz einen Schlag beigebracht hatte, wurde er so wüthend, daß er den Dolch, den er zwischen seinem Gürtel trug, weil er zum Kostüme gehörte, heraus zog und dem Director damit eine tiefe Wunde beibrachte. Unser Mann wankte ein paar Schritte vorwärts und fiel dann nieder, während Adolf, nicht anders glaubend, als er habe den Director ermordet, in aller Eile floh.

„Dieß Alles vernahm ich erst später, denn im selben Augenblicke, als ich den Schlag empfing, wurde ich durch den heftigen Schmerz ganz bewußtlos. Zu mir selbst gekommen, befand ich mich in einer andern Bude; ich lag auf der Bühne und mein Fuß war verbunden, der Vorhang gefallen und nur eine kupferne Lampe verbreitete soviel Licht, daß ich meine Umgebung unterscheiden konnte.

„„Wie geht es jetzt?““ fragte mich eine rauhe

Mannsstimme, die mir ganz fremd war. „„Was denkst Du davon, Philipp?""

„Diese Worte wurden an einen jungen Menschen gerichtet, der mit seinen verschlitzten Kleidern die Mode mitmachen wollte, eine Menge falsche goldne Ringe, eine vergoldete Uhr, und eine Kette in allerlei Wendungen über seine rothsammtene Weste trug, während sein Kopf mit einem elenden Hut bedeckt war.

„„Das Bein,"" sprach Philipp, „„ist nicht gebrochen, aber schlimm zugerichtet und wenn es nur gut naß gehalten wird und dafür will ich sorgen, so soll es bald geheilt sein.""

„„Wo bin ich?"" war meine Frage.

„„O! sei ruhig, Du bist gut besorgt,"" sagte Philipp, „„Du bist in der Bude der königlich französischen Hofschauspieler und der Herr da,"" auf den Mann mit der schweren Baßstimme zeigend, „„ist der Director, während ich der erste Hofschauspieler der Truppe bin!""

„„Und wie bin ich hierher gekommen?"" frug ich weiter.

„„Das will ich Dir sagen,"" war die Antwort, „„kennst Du Françoise?""

„„Gewiß, sie ist die erste Tänzerin bei Wolff, ein liebes blondes Mädchen.""

„„Ein liebes blondes Mädchen,"" wiederholte Philipp, erstaunt, daß ich so kalt von Françoise spreche, „„es ist ein Engel, die Haltung von einer Juno, das Gesicht von einer Venus; nun das liebe blonde Mädchen hatte Mitleid mit Dir und da Dein Beschirmer, der junge Wilde, das Hasenpanier ergriffen hat, und sie darum fürchtete, Wolff werde Dich mißhandeln, hat sie mich, ihren Liebhaber, ersucht, Dich hieher zu bringen, worein mein Director gerne willigte. Der Chirurg hat einen Verband auf Deine Wunde gelegt und ich werde für Deine Herstellung Sorge tragen,

denn früher war ich Studirender der Medizin, ehe ich Beruf zur Kunst in mir fühlte!""

"Ich bezeugte Philipp und dem Director meinen aufrichtigen Dank und durch die Sorgfalt, die sie sowohl, als die übrigen Leute der Truppe für mich hatten, war ich in acht Tagen so weit hergestellt, daß ich gehen konnte. Obwohl die reisende Schauspielergesellschaft von Giesenmeyer, so hieß der Director, sich königlich französische Hofschauspieler nannten, wahrscheinlich weil der Titel schön und einnehmend klang, waren es doch lauter Holländer und es bestand die Truppe aus dem Director, dem genannten Philipp und noch fünf andern Herren, nebst drei Fräulein und einer bejahrten Frau, die die Mutterrollen spielte und wenn man sie beim Schauspiele nicht brauchte, in dem Bureau saß, um Geld einzunehmen. Der Director war zugleich Dekorationsmaler, und hatte hierin, nach seiner Meinung, eine besondere Erfahrung; er kam mit dieser Arbeit immer so schnell zu Stande, daß es ihn keine Mühe kostete, in weniger als einer Stunde eine Hütte im Wald in einen feuerspeienden Berg zu verwandeln, dessen Aehnlichkeit von jedem, der einen feuerspeienden Berg gesehen, bewundert wurde.

"Daß ich nach meiner Herstellung wenig Lust fühlte, Wolff wieder aufzusuchen, und ich daher den Vorschlag, bei der Truppe Giesenmeyers zu bleiben, gerne annahm, läßt sich leicht begreifen, um so mehr, da ich Lust und Liebe zum Schauspiele hatte, und die kleinen Rollen, die ich erhielt, ziemlich gut ausfüllte. Mehr als drei Jahre blieb ich bei dieser Truppe; im Sommer reisten wir von einer Kirchweihe zur andern und im Winter gaben wir in Dörfern und kleinen Städten Vorstellungen. Man sah mich gerne auf der Bühne und immer, wenn ich erschien, konnte ich des Beifalls des Publikums versichert sein. Ein Stück, das wir wiederholte Male aufführten, war Abällino, der große Räuber, und darin hatte Philipp immer die

Hauptrolle. Einst, als das Stück wieder gegeben werden sollte — wir spielten gerade in einer kleinen Stadt, — wurde Philipp plötzlich krank, so daß er nicht auf der Bühne erscheinen konnte, und ich nahm es auf mich, die schwere Rolle des Abällino zu spielen. Das Publikum war ganz begeistert und das Zujauchzen nahm kein Ende, ich wurde sogar herausgerufen.

„Seit diesem Augenblicke änderte Philipp sich in seinem ganzen Betragen gegen mich. So freundlich und zuvorkommend er früher gewesen war, so mürrisch und widerwärtig war er jetzt und überall suchte er Gelegenheit, mit mir zu streiten. Die Ehre, die mir zu Theil geworden, war ihm ein Aergerniß, er konnte es nicht leiden, daß ein junger Mensch, den er, nach seiner Meinung, für die Bühne gebildet, vom Publikum beklatscht, ja herausgerufen wurde und so den Sieg über ihn davon trug. Nach Verlauf von einiger Zeit wurde mir das Leben unter den Schauspielern Giesemeyers immer unerträglicher. Kurz darauf wurde der Director heftig krank und starb in wenigen Tagen, worauf Philipp die Direktion übernahm und das hatte zur Folge, daß ich meine Entlassung erhielt, obgleich ich ihm erklärte, mit kleinen Rollen zufrieden zu sein und nie in den seinen auftreten zu wollen. Dieß geschah vor fünf Wochen, und in der Hoffnung, bei einer andern Truppe Anstellung zu finden, begab ich mich nach Amsterdam, wo der Zufall mich Adolf begegnen ließ, der einen vortheilhaften Platz bei einem Geldmäkler hat, und durch seine Fürsprache mir bei demselben Geldmäkler einen Platz verschaffte, wo ich nun, dem Himmel sei Dank, ein redliches Auskommen habe.“

„Guter Dolf,“ sagte Clara, dem jungen Mann die Hand reichend, „Du hast immer für Frank, wie für einen Bruder gesorgt!“

„Und nun Ihre Geschichte,“ sagte Henriette, „ich bin besonders begierig, auch Ihre Geschichte zu hören, Herr Dolf!“

„Ich weiß nicht viel Besonderes zu erzählen," antwortete Dolf, „und meine Erzählung wird bald zu Ende sein, doch wenn es euch Vergnügen macht, so hört."

XX.

Die Geschichte des schwarzen Dolf.

„Als ich Wolf verwundet hatte," erzählte Adolf, „nahm ich die Flucht, da ich glaubte, ihn ermordet zu haben. Ohne zu wissen, wohin, lief ich immer fort, bis ich endlich ein kleines Dorf erreichte, welches weit von der Hauptstraße entfernt war, und wo ich vor den Verfolgungen sicher zu sein glaubte, welche nach meiner Meinung das Gericht anstellen würde, um den Mörder Wolffs gefangen zu nehmen. Ich besaß wenig Geld und durfte meine Künste nicht zeigen aus Furcht, entdeckt zu werden. Ich wollte als Soldat Dienst nehmen, aber ich wußte den Weg nicht, um hieher zu kommen. Es war gerade in der Erndtezeit, den Landleuten fehlten Arbeiter, ich bot meine Dienste einem Bauern an, und obwohl ganz unbekannt mit der Arbeit, vergütete ich durch meine Kraft, was mir an Erfahrung gebrach. Wenn der Tag zu Ende und die Arbeit fertig war, schaarten sich die Bauernknechte um mich und dann erzählte ich ihnen das Eine und Andere aus meiner Lebensgeschichte, aber sorgfältig den Vorfall mit Wolff verschweigend. Hie und da verrichtete ich einige Kunststücke vor ihnen, woran sie besonders viel Gefallen fanden. Dies Alles brachte mich sehr in Gunst bei den Landleuten und auch bei dem Bauern, für den ich arbeitete. Letzterer fand so großen Gefallen an mir, daß er mich zu seinem Knechte annahm.

„Ich hatte glückliche Tage; der Bauer betrachtete mich mehr als sein Kind, denn als seinen Knecht, und Sonntags war's kein Vergnügen im Wirthshause, wenn ich nicht da war. Jeder beeiferte sich, mir Etwas anzubieten und bei jeder Hochzeit, jedem Feste war ich eingeladen. Ich wäre ganz glücklich gewesen, wenn mich nicht ein sonderbares Gefühl, ein Verlangen nach, ich weiß selbst nicht, was, das mich schon erfüllte, als ich aus dem Dachfenster nach dem Westertoren sah, beseelt hätte.

„Wenn der Mond hinter dem Walde heraufstieg, der unsere Wohnung umsäumte, dann schlich ich oft aus den geselligen Kreisen und setzte mich an einen stillen Ort, um meinen Gedanken freien Lauf zu lassen; dann weinte ich, ohne zu wissen, warum, ich dachte an meinen früheren Lebenslauf, an Frank und Clara, ich glaube, daß ich wahnsinnig geworden wäre, wenn ich oft so da gesessen hätte.

„Beinahe drei Jahre blieb ich bei dem Bauern; da wurde mein Verlangen, etwas von Frank und Clara zu hören und sie wieder zu sehen, so unwiderstehlich, daß ich von dem guten Landmanne Abschied nahm, und nach Hoogendal eilte, um zu sehen, was aus Clara geworden.

„Vor Daniel Vos hatte ich nicht die mindeste Furcht mehr, denn ich war fest überzeugt, daß er es nicht wagen würde, mir etwas zu Leide zu thun, oder mich mit Gewalt bei sich zu behalten. Ich kam nach Hoogendal und eilte in die Kostschule, doch wie war Alles auf Reijsenburg verändert. Das Herrenhaus würde ich nicht mehr erkannt haben, so schön sah es aus, die Fenster waren mit großen Gläsern versehen, die Stoep war neu und Alles schön gemalt. Der Vorplatz war in einen Garten umgeschaffen, worin allerlei Blumen und Bäume, die Wege von Unkraut gereinigt, mit einem Wort, ich hatte Mühe, die Kostschule zu erkennen. Ich zog an der Glocke, die vor dem Hause hing und

dachte, nach alter Gewohnheit, werde Mimi erscheinen. Ich war begierig, ob ich sie noch erkennen würde, aber statt der Allerliebsten kam ein mir ganz fremder Mann, der mir auf meine Frage nach Daniel Vos zur Antwort gab, daß das Haus seit drei Jahren verkauft sei, und zwar an eine Dame, deren Namen ich aber vergessen, daß der Schulmeister Reissenburg verlassen und ein kleines Haus hinter der Kirche bezogen habe.

„Ich eilte nach dem angedeuteten Orte und fand da meine alte Freundin, mit nur zwei Kindern, sie war so schmutzig, wie gewöhnlich, aber noch viel dicker geworden. Sie erkannte mich nicht, und da ich ihr gesagt hatte, wer ich war, betrug sie sich ganz anders, als ich vermuthen konnte.

„„Sie hatten Recht, wegzulaufen, Dolf,““ sagte sie, „„mein Mann, der Schelm, hat Sie mißhandelt, wie er es allen Kindern machte; ich wünschte, daß ich ihn nie gekannt, den Taugenichts!““

„Darauf erzählte sie mir, daß sie die Kostschule aufgegeben, weil sie keinen Platz hatte, Kinder aufzunehmen, nur die zwei Kinder, weil diese kein älterlich Haus haben, seien bei ihr geblieben. Ich wollte Etwas von Dir vernehmen, Clara, und sie erzählte mir Dein sonderbares Verschwinden. Zuletzt frug ich auch nach dem Meister.

„„Sprechen Sie kein Wort von ihm,““ rief seine Frau, „„der Himmel weiß, wo er ist. Vor drei Monaten erhielten wir Nachricht, daß ein entfernter Verwandter von mir gestorben sei und mir ein Legat von zweitausend Gulden vermacht hat; um das Geld in Empfang zu nehmen, ging er nach Amsterdam und er soll noch kommen.““

„„Aber sind Sie nicht unruhig, daß dem Meister ein Unheil widerfahren?““ frug ich.

„„Er wird schon zurecht kommen,““ antwortete mir die Liebste, „„eher als ein Sack Gulden.““

„„Aber haben Sie denn gar keine Nachforschungen gemacht?"„

„„Ich habe mein Bestes gethan, um ihn zu finden, und bin selbst nach Amsterdam gereist, um den Notar zu fragen. Dieser sagte mir, Daniel Vos sei bei ihm gewesen und habe das Geld empfangen, und zeigte mir den Schein, daß er es ausbezahlt. Ich ersuchte den Notar, ihn aufspüren zu lassen, allein der Mann in seinem schwaren Rock sagte, daß das nicht anginge, und ich hätte in dem Augenblicke dem Kerl in's Gesicht fliegen können, denn das Volk weiß immer Ausreden, wenn es darauf ankommt, einem Menschen sein rechtmäßiges Eigenthum zu verschaffen.""

„„Und Sie haben weiter nichts von Ihrem Manne gehört?""

„„Durchaus nicht! Wenn das Geld aus ist, wenn die zweitausend Gulden verzehrt sind, und er nirgends mehr zurecht kommen kann, wird er wohl wieder kommen, aber dann,"" rief Mimi, während sie ihre Fäuste drohend aufhob, um anzudeuten, wie lustig sie den Meister empfangen wolle, „„dann versichere ich Sie, daß er nicht mehr unter mein Dach kommen soll."" Und ein Meer von Scheltworten folgte diesem klugen Beschlusse.

„Ich verließ Hoogendal und begab mich nach Amsterdam mit dem Vorsatze, meine Tante, an welche ich nicht mehr gedacht hatte, aufzusuchen. Ich wußte mich noch sehr gut des Viertels zu erinnern, in welchem sie wohnte, als ich sie das letzte Mal besucht hatte, und begab mich dorthin. Mein Weg führte mich über den Botermarkt, und da es gerade Jahrmarkt war, so waren dort die Buden aufgeschlagen.

„Unter den Buden sah ich auch die von Wolff, aber die Malerei von Zaid Raschi und von Valentin waren beide verschwunden. Auf dem Theater standen die Subjecte, unter welchen ich François erkannte, und bald sah ich auch den Direktor Wolff hervorkommen. Es war

als wenn mir ein schwerer Stein vom Herzen fiele, als ich den Mann sah, den ich ermordet zu haben glaubte. Die Hoffnung, Frank da zu finden, trieb mich in die Bude, die alte Sara saß im Bureau und erzählte mir, Frank sei bei der Truppe Giesenmeyers engagirt gewesen, habe aber nach dem Tode des Direktors die Truppe verlassen, ohne daß sie weiter etwas von ihm erfahren hätte. Wenn die Bude Giesenmeyers sich auf dem Markte befunden hätte, würde ich meine Nachforschungen fortgesetzt haben, allein dies war unmöglich.

„Ich wanderte deßhalb in die Wohnung meiner Tante, vernahm aber, daß sie seit einiger Zeit ausgezogen sei. Man nannte mir das Viertel, wo sie jetzt wohne und ein Leihhaus habe. Dorthin gekommen, fand ich bald das Leihhaus, trat hinein und die Frau, die ich fand, erkannte ich alsbald als meine Tante.

„Ich sagte ihr, wer ich sei, sie that aber, als ob sie noch nie etwas von mir gewußt und schwur hoch und theuer, nie Verwandte gehabt zu haben.

„Nicht wissend, was ich von dem sonderbaren Betragen meiner Tante denken sollte, verließ ich sie, als ich zufällig Vater Bram begegnete, den Einäugigen, mit welchem de Gaauwert und de Slimmert mich bekannt gemacht hatten. Er war ein feiner Mann geworden, hatte seinen Alteisenhandel verkauft und wohnte in einem hübschen Hause. Er war mit einem andern Herrn associrt, um Geldwechslergeschäfte zu treiben, und nahm mich in seine Dienste.

„Einige Zeit später begegnete ich zufällig Frank, und es glückte mir, ihm dieselbe Beschäftigung zu verschaffen, die ich selbst betreibe.

* * *

Hier schwieg der schwarze Dolf. Bei dem letzten Theil seiner Erzählung bedeckte eine dunkle Röthe seine

Wangen, und er schlug die Augen nieder, als befürchte er, denen der Mädchen zu begegnen.

„Und welche Beschäftigung habt ihr jetzt?" frug Clara ihren Bruder.

„O ich habe ein angenehmes Leben; der Geldmäckler, für den ich arbeite, gibt uns jeden Morgen einige alte Dreiguldenstücke, seeländische*) und holländische Reichsthaler und anderes grobes Silbergeld; ich gehe dann in Läden, kaufe für eine Kleinigkeit und bezahle mit dem Gelde. Das kleine Geld, das wir herausbekommen, geben wir ihm oder wechseln es für neues Silbergeld ein. Ich weiß, was ich von jedem alten Stücke habe, das ich einwechsle, etwa einen Stüber vom Gulden und vier Stüber von jedem Dreigulden oder Seelander und für Thaler etwas weniger, und es gibt Tage, an welchen ich mehr als fünf Gulden verdiene. Ueberdieß haben sie uns gekleidet, weil wir nobel aussehen müssen. Wir bringen auch oft Gold und silberne Kostbarkeiten in's Leihhaus, bitten dafür um grobes Silbergeld und holen dann am folgenden Tage die Pfänder wieder, die wir mit altem Gelde lösen. Du weißt nicht, wie viel das oft einbringt, Clara; die vorige Woche verlieh ich für mehr als vierhundert Gulden bei verschiedenen Banken und empfing ungefähr fünfundsechzig gerändete Seeländer; das war doch an einem Abend dreizehn Gulden verdient."

„Und wie heißen die Händler?" frug Clara weiter.

„Der eine wird Abraham oder Bram genannt, und wie der Name des Andern ist, weiß ich nicht; ich habe sie nur einmal gesehen, denn ich habe wenig oder nichts mit ihnen zu schaffen. Dolf geht jeden Abend zu ihnen und er bezahlt mich und ihm muß ich

---

*) Zeeuwsche daalder.

Rechnung stellen. Adolf sagt, daß er die Bücher schreibt, und oft bleibt er eine ganze Nacht aus."

„Und wohnt ihr bei einander?"

„Ja, wir haben ein Zimmer in der Reguliersdwarsstraat gemiethet und," fügte er leise sprechend hinzu, so daß es Adolf nicht hören konnte, „ich lebe sehr sparsam und habe schon ohne Wissen Adolfs einiges Geld beisammen."

„Du hast also Geheimnisse vor Deinem Freunde, Frank?"

„Nur den Besitz dieses Geldes halte ich geheim vor ihm; er würde mich verspotten, wenn er es wüßte. Sparsamkeit ist für Leute, die viel verdienen, sagt er immer, und Hoffnung haben, einst durch ihre Sparsamkeit reich zu werden, aber wir verdienen nicht so viel, um sparsam zu sein, und doch Clara, habe ich schon mehr als hundert Gulden beisammen."

Unter dergleichen Gesprächen durchwanderte man das Haarlemmerhout und nach einer guten Mahlzeit in einem der Wirthshäuser, fuhren sie nach Zandvoort, einem Badeplatz und Seeorte, der eine kleine Strecke entfernt von Haarlem liegt.

Adolf und Clara entfernten sich von den Andern und setzten sich auf eine Düne, von wo man weit auf die See hinaussehen konnte.

Es begann Abend zu werden und eine erfrischende Kühle wehte ihnen von der See entgegen, die Sonne erglänzte am Ende des Horizontes in rother Glut. Eben und glatt war der Meeresspiegel, der nur hie und da von dem Nachtwinde bewegt wurde; es war, wie wenn die ganze Wassermasse vom letzten Strahle der Sonne erleuchtet, wie ein Feuermeer glühte. Hie und da zeigten sich die weißen Segel der Schiffe, die langsam und kaum merkbar fortsegelten. Auf den Spitzen der Dünen lag das Handwerkszeug der Fischer zum Trocknen und sie selbst standen am Ufer, der kommenden Schiffe wartend.

Unabgewendet sah Adolf auf die Fläche des Wassers; er hielt die kleine zarte Hand Clara's in der seinen, es glänzten Thränen in seinem Auge und unruhig wogte seine Brust.

„Adolf, Du weinst," sagte Clara in dem Tone der innigsten Theilnahme, „drückt Dich etwas, kann ich Dir helfen?"

„Ich weiß nicht, was mich drückt, Clara, aber ich bin nicht glücklich; ein brennendes Verlangen, nach Etwas, das ich nicht kenne, bringt mir Thränen in die Augen, ich könnte Stunden lang einsam sitzen und doch ist Einsamkeit und Stille nicht gut für mich! Im Geräusche und Gewühle der Städte, da bin ich an meinem Orte, da fühle ich nichts von der trüben Melancholie, die mich jetzt überfällt. Darum suche ich immer die belebtesten Gassen, darum lebe ich in Lärm und Gewühle. Als ich Dich noch nicht gefunden hatte, glaubte ich, das Verlangen nach Dir sei es, welche mich so unruhig mache, aber nun, da ich Dich gefunden habe, nun Du an meiner Seite sitzest und Deine Hand in der meinen ruht, fühle ich mich doch noch nicht so glücklich, als ich sein sollte; nun ist es, als ob das Verlangen sich deutlicher, als je zeige, nun Clara..."

Er ließ die Hand des Mädchens los, sein Haupt sank auf die Brust nieder und Thränen der Wehmuth floßen über seine Wangen. Plötzlich sprang er auf, als erwachte er aus einem langen Traum, und strich die schönen schwarzen Locken zur Seite.

„Kommt, es ist nun vorbei," rief er, „Clara, gib mir Deinen Arm. Laß uns jetzt gehen, Frank, der Seewind ist kalt und es wird bald Zeit sein, nach Amsterdam zurückzukehren!"

„Clara und Henriette müssen jetzt versorgt werden," sagte Frank, „sie müssen in einem anständigen Viertel wohnen und nie, Henriette, darfst Du wieder die

gemeinen Häuser besuchen; ich brauche Dir das nicht zu sagen, Clara!"

„Aber wenn wir nun nicht sogleich Arbeit bekommen, so werde ich doch wieder auf die gewohnte Weise Geld verdienen müssen; Clara hat mich nicht zu begleiten, ich habe es nie begehrt, denn es war, wie ich schon sagte, ihr freier Wille."

„Wir werden für euch sorgen, wenn ihr nichts zu verdienen habt."

„Nein, nein!" rief Henriette, „ihr seid auch nicht reich, das weiß ich wohl, und nun solltet ihr um unsertwillen darben, das will ich nicht. Warum solltet ihr das thun? Warum für mich sorgen? Mein Bruder hat Dich oft mißhandelt, als wir noch Nachbarn waren, und mein Vater stahl Deine Schwester, die nun vielleicht eine der ersten Damen wäre. Nein Frank, sie haben es Dir nicht so gemacht, daß Du jetzt so viel für mich thun solltest?"

„Aber Du hast Clara wohlgethan, sie, so viel Du konntest, vor den Mißhandlungen Deines Vaters und Jims beschützt und sie mit Dir genommen; dann hast Du für sie, wie für eine Schwester gesorgt, und das kann ich Dir nie vergelten. Henriette sei klug und folge unserem Rath. Ja Du kannst den Weg nicht länger wandeln, da Du Dich dessen selber schämst. Ja ich weiß es, denn sonst hättest Du Deine Lebensweise nicht Deinem Geliebten verschwiegen?"

„Komm', Henriette! schlage ein," rief Dolf, „wer weiß, wie bald Du Arbeit bekommst, und dann hast Du uns nicht mehr nöthig!"

Henriette reichte beiden die Hand und Adolf flüsterte ihr zu: „Sorge für Clara, bei Gott, Henriette, ich beschwöre Dich, über sie zu wachen, wie über eine Schwester."

XXI.

Julius van Velden.

Der Herr Willem de Raad besaß ein Landgut an der Vecht, ungefähr vier Stunden von Amsterdam. Das hohe Amt, welches er in der Hauptstadt bekleidete, machte es ihm unmöglich, länger als zwei Tage jede Woche auf dem hübschen Landgute zuzubringen, so daß er gewohnt war, Samstag Nachmittags in dem Landhaus anzukommen und Montag in der Frühe wieder abzureisen.

Hermine, welche vorgab, daß das Stadtleben für ihre Gesundheit unerträglich sei, bezog das Landhaus schon im Frühjahre und kehrte nicht früher in die Stadt zurück, als bis die gelben Blätter vom Herbstwinde auf dem Boden fortgetrieben wurden.

Die unangenehmste Saison für Hermine war unstreitig der Winter: denn da war sie genöthigt, sich in Kreisen zu bewegen, in welchen sie nicht zu Hause war; dann war ihr ganzes Leben eine fortwährende Spannung, ein ängstliches Besorgtsein, daß der Schleier nicht gelüftet werde, der über ihrer Abkunft lag; da lebte sie in anhaltender peinlicher Furcht, von diesem oder jenem erkannt zu werden. Auf ihrem Landgute fühlte sie sich frei und ungezwungen, während sie die Einsamkeit, so unerträglich für Menschen wie Hermine, welche ohne Gefühl für Naturschönheit und untauglich zur Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft sind — während sie die Einsamkeit sich erträglich zu machen wußte, indem sie sich immer von Leuten umgeben sah, die sie sich zur Gesellschaft gewählt hatte. — Wir finden sie jetzt in ihrer Sommerwohnung, wohin sie so eben von einem Spazierritte mit Baron von Hunter zurück-

gekommen, an dessen Arm sie die lange Allee hinabwandelte, die in das Herrenhaus führt.

Gustav hatte sich eine Einladung auf das Gut des Herrn de Raad auszuwirken gesucht und war derselben gerne gefolgt. Hermine schätzte sich glücklich, den in der großen Welt so bekannten und gerne gesehenen Baron unter ihre Gäste zu zählen und Madame de Raad hielt von Hunter, wie die meisten Menschen, für den, der er zu sein vorgab. Gustav hatte besondere Gründe, warum er das Landgut der Frau de Raad zu seinem Domizilium auf ein paar Wochen wählte; und mit wie viel Achtung er auch Hermine behandelte, war es doch keineswegs der Zweck, der schönen Frau den Hof zu machen, da die Pläne, mit denen er sich beschäftigte, ihm jeden Gedanken an Liebesabenteuer nahmen.

Hermine war noch ebenso schön wie vor fünf Jahren; sie gehörte zu den Frauen, bei welchen die Zeit wenig oder keine Veränderung hervorbringt, und noch immer nannte man sie eine schöne Frau, obschon sie je länger, je mehr Zuflucht zu den Geheimnissen der Tollette nahm, um sich jenes Namens würdig zu machen.

Heute sah sie verführerischer aus als je: ein grünes Reitkleid, woran weder Mühe, noch Kosten gespart waren, umschloß ihre Gestalt und ließ ihre Schönheit nur noch glänzender hervortreten. Ihr Kopf war mit einem kleinen Hute bedeckt, von welchem ein langer grüner Schleier herabhing, während ihre schöne Hand, von gelben Glaceehandschuhen bedeckt, mit der schönen Reitpeitsche spielte. Unter dem Hute traten die Haare, in zwei Flechten vertheilt, hervor, und die Ermüdung von dem Ritte hatte ihrem Gesichte eine dunkle Röthe gegeben, welche das Schöne und Liebenswürdige ihrer Züge nicht wenig erhöhte.

Zwei Damen, mit ihre Gäste, kamen ihr entgegen, und verwiesen ihr scherzend das lange Ausbleiben.

„Um's Himmels willen," sagte Hermine lachend, „sagt Raad nichts davon; er will durchaus nicht, daß

ich ohne ihn reite, aus Furcht vor einem Unglück, und doch ist von Hunter ein so geübter Reiter, dessen Schutz ich mich ruhig anvertraue."

„Du bist doch gar zu wild, Hermine," sagte eine der Damen; die schöne Frau aber zog ihre Lippen zu einem Lächeln zusammen, klappte mit der dünnen Peitsche und winkte Anna, ihr zu folgen, um ihr das Reitgewand auszuziehen.

Gerade, als sie ins Haus treten wollten, hielt ein Wagen vor dem Zaune still und es sprang ein Herr heraus, der sowohl Gustav, als den Damen unbekannt war. Hermine hatte den neuen Gast kaum bemerkt, als sie ihm entgegenkam und ihn also ansprach:

„Wahrlich, wenn Sie mich in meiner Einsamkeit besuchen, fange ich an, Wunder zu glauben!"

„Meine vielen Geschäfte gestatten mir nicht, die Residenz zu verlassen," entschuldigte sich der Fremde, „und jetzt ist mir auch nur eine kleine Weile vergönnt, um mich nach Ihrem Gesundheitszustande zu erkundigen, da ich unmittelbar meine Reise fortsetzen muß."

Hermine bat, sie einige Augenblicke zu entschuldigen, stellte Julius van Velden ihren Gästen vor und entfernte sich mit Anna von der Gesellschaft; doch kaum befand sie sich in ihrem Schlafzimmer, als die Thüre geöffnet wurde und Julius hereintrat.

„Entschuldigung, gnädige Frau, daß ich so vermessen bin, bis hieher durchzudringen, es ist mir unmöglich, länger zu verziehen, gönnen Sie mir einige Augenblicke..."

„Anna, gehe in das Vorzimmer," gebot die Herrin ihrem Kammermädchen, „und warte da, bis ich Dich rufen werde."

Das Vorzimmer war durch eine Glasthüre von dem Schlafkabinet geschieden. Als Anna dem Befehle ihrer Gebieterin gefolgt war, schob Hermine die Gardinen von den Thürfenstern, um ihrem Kammermädchen Gelegenheit zu geben, Alles sehen zu können, was in

dem Schlafzimmer vorfiel und auf diese Weise bei dem Mädchen allen Verdacht verschwinden zu machen.

„Nun Julius?“ fragte Hermine, etwas unzufrieden, daß Julius in Anna's Gegenwart die Regeln der guten Sitte verletzt hatte. „Nun, was treibt Sie mit solcher Hast zu mir?“

„Kann das Mädchen uns nicht hören?“

„Unmöglich!“

„Nun dann, Mina, ich habe wenig Zeit, denn heute Abend muß ich in der Residenz zurück sein, um morgen früh mich auf dem Bureau einzufinden; ich will Ihnen deßhalb rund heraussagen, warum Sie mich hier sehen: ich habe Geld nöthig, ich muß Geld haben oder mein Verderben ist unausbleiblich!“

„Geld!“ wiederholte Madame de Raad nicht ohne Befremdung. „Müssen Sie viel haben?“

„Mit dreitausend Gulden kann mir geholfen werden.“

„Dreitausend Gulden ist gerade nicht zuviel, aber doch... doch muß ich sie Ihnen versagen, Sie begreifen, daß ich über eine solche Summe nicht verfügen kann.“

„Aber mir muß geholfen werden, gnädige Frau! Sie haben Freunde, Bekannte, man wird Ihnen die Summe nicht abschlagen, wenn Sie darum bitten.“

„So haben Sie Geduld, Julius, vielleicht in der folgenden Woche...“

„Es ist mir unmöglich, so lange zu warten; jetzt im Augenblicke muß ich Geld haben, oder ich bin rettungslos verloren und Sie können mir helfen, wenn Sie nur wollen, gnädige Frau! Ich sah den reichen Baron von Hunter unter Ihren Gästen und er wird es Ihnen nicht abschlagen; hat er das Geld nicht bei sich, so solle er mir nur ein Billet an seinen Kassier zu Amsterdam geben, ich muß, ich muß Geld haben!“

„Unmöglich, Julius, den Baron von Hunter kann ich nicht ansprechen, zum wenigsten jetzt nicht. Thor, würde er denn nicht bemerken, daß es für Sie sei und daß...“

„Nun, er soll es auch merken!“ rief Julius van Velden, wüthend werdend, „wenn mir nur geholfen wird.“

„Um so mehr habe ich Interesse dabei,“ sagte die Frau de Raad, beleidigt durch den heftigen Ton, in welchem van Velden mit ihr sprach, „Sie sprechen mir in einer Weise, als ob Sie als mein Gläubiger eine Summe, die ich Ihnen schuldig, von mir forderten.“

„Sie müssen mich retten, Mina!“ rief Julius, ohne sich zu mäßigen, „Sie haben mich ins Unglück gestürzt, es ist jetzt Ihre Pflicht, mir zu helfen.“

„Julius, was sagen Sie, ich habe Sie ins Unglück gestürzt?“ rief Frau de Raad verwundert.

„Ja Hermine, Sie! Indem sie mir den Posten verschafften, den ich jetzt bekleide, haben Sie mich in die Versuchung gebracht, der Viele, die besser als ich, nicht widerstanden wären, mit einem Wort, die Versuchung war zu stark, ich bin ihr unterlegen.

„Wie?“ verwunderte sich Madame de Raad.

„So wissen Sie, gnädige Frau, daß ich mich eines Theils der Gelder, die unter meiner Verwahrung stehen, bemächtigte und daß dieß Vergehen jetzt entdeckt werden muß!“

„Und wenn das geschieht?“

„Wenn das geschieht, gnädige Frau, wird man mich von meinem Posten entlassen, mich festsetzen und auf dem Schaffot werde ich enden, nichts anders.“

„Großer Gott! Julius, ich will Ihnen helfen, warten Sie einen Augenblick.“

„Ich bitte Sie um ein Anlehen, ich werde es bald zurück geben.“

„Ich werde Ihnen helfen!“ wiederholte Hermine und verließ das Zimmer.

Wenige Augenblicke später kam sie zurück und setzte das Juwelenkäſtchen auf den Tisch.

„Julius!“ sagte sie, „Sehen Sie da meine Juwelen, all’ meine goldenen und silbernen Kleinodien, Sie

wissen, wie viel die Juwelen gekostet haben und man wird Ihnen gerne vier bis fünftausend Gulden darauf vorschießen, während meine anderen Kostbarkeiten Ihnen zum Mindesten ein paartausend Gulden verschaffen werden und so viel haben Sie nicht nöthig. Auf dem Lande brauche ich diese Dinge nicht, seien Sie nur besorgt, daß ich das Eine und Andere bei meiner Zurückkunft in die Stadt wieder habe. Da sind meine Juwelen, sie haben Sie schon einmal gerettet, mögen sie Ihnen wieder denselben Dienst thun! Sind Sie mit mir zufrieden, Julius?"

„Das Alles kann mir nicht helfen, gnädige Frau," sprach der Beamte, „ich verlange Geld und nicht Ihre Kostbarkeiten."

„Aber diese sind ja auch Geld, Sie können sie ja versetzen. Sie bekommen dreimal so viel, als sie nöthig haben."

„Nein, Madame, ich will Sie nicht in diese Verlegenheit bringen, de Raad ...?"

„Seien Sie unbesorgt, de Raad soll nichts davon erfahren."

„Einmal war er ja schon auf dem Punkt, es zu entdecken, das kann wieder geschehen." Und mit festem Tone erklärte er: „Ihre Juwelen nehme ich nicht."

„Dann kann ich Sie nicht retten! Julius, seien Sie vernünftig, nehmen Sie, was ich Ihnen anbiete, mag auch de Raad dahinter kommen, ich nehme Alles auf mich und die Juwelen sind mein Eigenthum. Der Minister schenkte sie mir zur Hochzeit, und ich habe doch noch so viel Freiheit, über mein Eigenthum zu verfügen."

„Der Minister gab sie Ihnen nicht, Mina," sprach van Velden, „doch wir wollen nicht hierüber streiten. Ich frage Sie, können Sie mir nicht helfen ohne die Juwelen?"

„Nein!"

„Haben Sie denn keine anderen Kostbarkeiten oder

Sachen von Werth, für die ich durch Versetzen die nöthige Summe bekäme?"

„Ich biete Ihnen an, was ich habe, ich wiederhole es, es ist mehr als zureichend."

„Nein, nein!" rief van Velden heftig aufspringend.

„Haben Sie eine Woche Geduld, vielleicht...."

„Dann ist es zu spät, vielleicht wird morgen alles entdeckt," sprach Julius verzweifelnd und sich wie ein Wahnsinniger mit Heftigkeit vor die Stirne schlagend.

„Nehmen Sie dieß, ehe es zu spät ist!"

„Nein, das kann mir nicht helfen!" polterte van Velden, während er das Juwelenkistchen von sich stieß. „Mein Schicksal ist bestimmt!"

Es war, als ob van Veldens Gemüth sich gänzlich verändert hätte, als er Hermine verlassen hatte und sich zu der Gesellschaft begab. Er schien ausgelassen vor Freude, lachte, scherzte, als wäre er ganz sorglos und wie große Eile er auch Anfangs hatte, jetzt sprach er nicht von Fortgehen.

„Haben Sie ein Mittel gefunden, sich zu retten?" frug Madame de Raad, die verwundert das fremdartige Betragen gewahrte.

„O ja, gnädige Frau," gab er zur Antwort, in demselben flüsternden Tone, in welchem er gefragt worden, „ein gutes, unfehlbares Mittel!"

„O und welches, Julius? Welches Mittel haben Sie ersonnen....?"

„Das werden Sie später vernehmen."

An der Tafel trank der neue Gast mehr, als die Schicklichkeit erlaubte und doch schien der Wein keine Wirkung zu haben, denn obgleich er den Wein, als wäre es Wasser, trank, konnte Niemand eine Veränderung bei ihm bemerken.

Als die Mahlzeit vorüber war, machte er von dem Anerbieten der Frau de Raad Gebrauch, mit ihrem Wagen in das nächste Dorf zu fahren, wo er die Dili-

gence erwarten mußte. Bereit stehend, um in den Wagen zu steigen, sagte er nochmals zu Hermine:

„Es ist ein gutes, unfehlbares Mittel, das ich gewählt habe!“

Der Abend wurde nach Gewohnheit unter Musik und Gesang geschlossen. Gustav spielte nicht ohne Verdienst das Piano und Madame de Raad sang mit natürlicher Anmuth.

Als es Nacht war und die Gäste sich in ihre Schlafzimmer begaben, frug Anna, während sie beschäftigt war, ihre Frau zu entkleiden:

„Haben Sie die Juwelen aufgehoben, gnädige Frau?“

„Nein, sie stehen noch auf dem Tische.“

„Ich sehe sie nirgends, gnädige Frau!“

„Ich selbst habe sie dorthin gestellt,“ rief Hermine an den Tisch gehend. Doch das Juwelenkistchen war verschwunden.

„Sie sehen, gnädige Frau, daß es nicht da ist.“

Hermine antwortete nicht. „Er hat es doch nicht mitgenommen, denn als er schon lange fort war, stand es noch da,“ dachte Frau de Raad bei sich.

„Der Herr von Hunter und die Damen sind durch das Zimmer gegangen,“ bemerkte Anna, ohne etwas dabei zu denken.

„Was soll das heißen, Mädchen!“ sagte Hermine in bitterem Tone und warf ihr einen strengen Blick zu. „Vielleicht habe ich die Juwelen aufgehoben und habe es vergessen, so werde ich morgen die Sache untersuchen.“

XXXII.

Das unfehlbare Mittel.

Folgen wir van Velden, doch zuvor eine nähere Schilderung desselben.

Julius van Velden war der Sohn begüterter bürgerlicher Eltern. In der Erwartung, daß es ihm für sein künftiges Leben nur von Nutzen sein werde, hatten sie ihm eine Erziehung gegeben, welche nichts zu wünschen übrig ließ. Seine Kinderjahre brachte er in einer der besten Erziehungsanstalten unseres Vaterlandes zu, wo er mit den Söhnen der ansehnlichsten Familien bekannt wurde; in einer Anstalt aber, unter Zöglingen, unter Kindern kennt man weder Rang noch Stand; diesen Unterschied, der einen so großen Einfluß auf das menschliche Leben hat, lernt man erst später, wenn der Verstand entwickelt ist, kennen.

Die Meisten dieser Zöglinge erwartete eine glänzende Zukunft; der Eine sollte die Universität beziehen, dem Andern war ein ansehnlicher Rang im Kriegsdienst bestimmt, während wieder ein Anderer durch Empfehlung von Verwandten auf eine Anstellung bei Hofe hoffte. Daß Julius unter diesen Knaben sich nicht für sehr glücklich hielt, da ihn kein anderes Loos erwartete, als auf einem Komptoir beschäftigt zu werden, läßt sich leicht begreifen, und als endlich seine Lehrzeit verstrichen war und er die Anstalt verlassen mußte, fühlte er wenig Lust als Kommis von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch zu machen und seine Eltern gaben dem Eigensinne nach, der so verderblich für Kinder, und ließen ihm, ihrem einzigen Liebespfand, in seinem Willen freien Spielraum. Der junge unbesorgte Julius verbrachte mit Nichtsthun seine Zeit und gewöhnte sich immer mehr an eine verschwenderische Lebensweise, zu welcher Lebensweise er gezwungen war, da er mit seinen ehemaligen Schulkameraden in Verbindung blieb, die zu den ersten Klassen Amsterdams gehörten und im Stande waren, einen Aufwand zu machen, der das Vermögen des Bürgerlichen weit überschritt.

Durch den Tod seiner Eltern kam Julius in den Besitz eines Vermögens, das, recht verwaltet, ihm hätte ein Leben ohne Sorgen verschaffen können, aber der

unbesonnene junge Mann verzehrte seine Erblassenschaft auf leichtsinnige Weise und sah sich in kurzer Zeit von allem Vermögen entblößt. Soviel hatte er aber gewonnen, daß er zu den Zirkeln der großen Welt zugelassen war, was er besonders seinen großen Kenntnissen verdankte.

In diesen höheren Kreisen lernte er Madame de Raad kennen und wurde bald ihr geheimer Liebhaber, und da geschah es, daß Hermine den Herrn van Velden unterhalten mußte, wie dieser wieder Mädchen unterhielt, an denen er Gefallen fand. Julius war zwar als ein leichtsinniger Mensch bekannt, auf dessen Sittlichkeit nicht viel zu geben, doch war dieß kein Grund, um den jungen Mann, dessen bürgerliche Abkunft den Meisten ein Geheimniß, da er von so vielen Dandys in die große Welt eingeführt war, aus den hohen Kreisen zu verbannen. Hier ist allein bürgerliche Abkunft und Armuth Sünde und Schande.

Man suche die Sittlichkeit nicht bei den höheren Ständen, nicht in den Hütten der Armen; die ersten werden durch eine falsche Erziehung zu Gräueln verführt; bei den andern übergibt man sich aus Mangel an aller Erziehung jeder Frechheit; der Bürgerstand hat den nationalen Charakter am besten bewahrt: Ehrlichkeit, Sittenreinheit und Treue!

Hermine hatte ihm endlich, wie wir bereits wissen, durch ihre Vermittelung einen nicht unansehnlichen Posten in der Residenz verschafft, allein die Besoldung war weit nicht zureichend, um die Ausgaben des verschwenderischen Beamten zu bestreiten. Er nahm nach und nach einen Theil der ihm anvertrauten Gelder; die Entdeckung befürchtend, suchte er Hülfe bei Madame de Raad und wie es ihm gelang, ist dem Leser bekannt. Fahren wir darum fort in unserer Erzählung.

Der Wagen der Frau de Raad hatte Julius van Velden in das nächste Dorf gebracht, wo er im Wirthshause abgestiegen war.

Er trank hier wieder eine Flasche Wein nach der anderen und doch wurde er nicht betäubt, obwohl es sein Zweck war.

„Dauert es noch lange, bis die Diligence hier vorbeikommt?" fragte er.

„Noch ein kleines Stündchen, mein Herr!" antwortete der Wirth.

„Da!" rief er, ein Goldstück auf die Tafel werfend, „was übrig ist, ist für den Knecht; ich will gehen, die Diligence wird mir wohl nachkommen," damit verließ er das Wirthshaus.

Es wurde schon Abend; die von der Arbeit zurückkehrenden Landleute grüßten freundlich den schön gekleideten Herren, doch dieser beantwortete die höflichen Grüße nicht, sondern lief hastig auf dem Wege fort.

Es war dunkel geworden und unser Wanderer begegnete Niemand mehr; er blickte nach allen Seiten, nirgends war ein Mensch zu gewahren, nur das Flattern der Vögel, die von der Dunkelheit verjagt, ihre Nester suchten, war das einzige, was die Stille der Natur hie und da störte.

Julius setzte sich auf das vom Thau befeuchtete Gras nieder, das an dem Ufer des Flusses grünte und starrte gedankenlos auf die ebene Wasserfläche, in der sich der Mond spiegelte. Endlich begann er zu weinen, bittre, heiße Thränen, sprang auf und lief die Hände ringend das Ufer des Flusses entlang. Dann blieb er plötzlich wieder stehen; da sank er, der Mann, der seit seiner Kindheit nicht mehr gebetet, der mit seinem Unglauben in der Gesellschaft oft geprahlt hatte, da sank er auf die Kniee und betete. Er betete lang und feurig, kein Laut drang aus seiner wogenden Brust, aber seine Lippen bewegten sich schnell, während seine Thränen über die Wangen rollten, welche durch den innern Kampf und die in ihm ringenden Gemüthsbewegungen sich gefärbt hatten.

Wie würde er sich geschämt haben, wenn ihn seine

Freunde so getroffen hätten, an dem Ufer des Todes! ja er stand jetzt am Abgrunde — da hört alle Scham auf. Nur noch wenige Augenblicke und die stille Wasserfläche wird sich trennen, um ihn in ihren Schooß aufzunehmen, und wenn der Nachtwind die Fläche kräuselt, werden die kleinen Wellen langsam über die Leiche des Selbstmörders hinziehen. Selbstmörder . . . das Wort klang ihm schrecklich in die Ohren. Jetzt erst fühlte er, was Selbstmord war, jetzt erst schnitt ihm der Gedanke durch die Seele, als er auf dem Punkt stand, seinem Leben ein Ende zu machen; die Hand an etwas zu legen, das er nicht sein Eigenthum nennen konnte. Wie oft hatte er nicht, wenn einer seiner Bekannten seinem elenden und traurigen Leben ein Ende gemacht, wie oft hatte er nicht in leichtsinnigem Tone gesagt: „der Kerl hatte Recht, daß er sich ertränkte oder vor den Kopf schoß!“ Er fühlte jetzt erst, daß durch einen Sprung in den Strom oder einen Fingerdruck unser Leben nicht zu Ende; jetzt war der Tod nicht eine Vernichtung für ihn. —

Es gehört Muth zum Selbstmord; wie sehr es auch bestritten wird, wir behaupten es dennoch. Das Leben ist süß und der Wunsch zu leben, dem Menschen angeboren. Kein ängstlicher Mensch wird ein Selbstmörder; Cato legte sein Schwert zu sich, schlief ruhig und als er erwachte, stach er das Mordwerkzeug in die Brust; Nero, der feige Tyrann, brauchte eines Andern Arm, um sich zu ermorden. Zum Selbstmord gehört Muth, aber es ist ein strafwürdiger Muth.

Julius van Velden mußte wählen zwischen Schande und Tod. Schreckliche Wahl! aber dem Unglücklichen blieb keine andre übrig, sein Vergehen konnte nicht mehr lange verborgen bleiben und wenn er einmal entdeckt war, was sollte seiner warten!

Plötzlich sprang er auf; Sein Gebet hatte ihn weder ermuthigt, noch getröstet; es war auch keine Demuth, sondern nur der verzweifelte Ruf zu Gott!

Da kamen ihm alle Zustände von früher, da kamen seine Kinderjahre ihm vor den Geist; da spiegelte sich das Vergangene vor seinen Augen; da wurde der Schleier seiner Sünde aufgehoben! er schauerte, seine Haare sträubten sich und als wühle ein Fieber in seinen Adern, schlugen seine Zähne auf einander; er hielt beide Hände fest vor die Augen, doch es half ihm wenig, die Schreckbilder seiner Phantasie wollten nicht weichen. Er sah, was er gesäet hatte, die Erndtezeit war da! Wie sollte der, der Disteln säete, reiche Aehren erndten?

Da sah er im Geiste zwei Knaben wandern; beide waren noch jung. In dem Einen erkannte er sich selbst; in dem Andern Knaben erkannte er den Freund seiner Jugend, beide sprachen mit einander. Der Freund erzählte die Leiden des Herrn, und da weinte er vor Mitleiden, da nahm er sich vor, recht zu leben. Doch nun veränderte sich der Schauplatz: er war groß geworden, die Kinderjahre dahin; lärmende Trinkgelage, nächtliche Schwelgereien folgten abwechselnd auf einander; darauf erschienen ihm Betrug, Diebstahl, Verbrechen, in den schrecklichsten Farben. Der kalte Schweiß trat auf seine Stirne; er fühlte, daß er dem Wahnsinne nahe war; er sprach mit lauter Stimme unzusammenhängende Worte, die er selbst nicht verstand, die ihm aber Schrecken einjagten und ihn in die größte Verzweiflung brachten. Aengstlich sah er noch einmal umher, in der Ferne hörte er den Hufschlag eines Pferdes und dieser Umstand, wie gleichgültig auch, worauf er in anderer Gemüthsstimmung gewiß nicht geachtet, erschien ihm verdächtig. Was sollte das Pferd noch so spät am Abend auf diesem Wege? Ja das Verbrechen war entdeckt, man suchte den Schuldigen! Er hatte keine Zeit zu verlieren, er lief zurück und schnell war der Fluß erreicht, ein Sprung . . . . und die Wellen empfingen den Unglücklichen in ihrem

Schooß! das unfehlbare Mittel zur Rettung war angewendet!!

Julius sank bis auf den Boden des Flusses, ward aber schnell wieder emporgehoben, als würde er mit Kraft zurückgestoßen; die Tiefe des Wassers verweigerte ihm einen Ruheplatz, so lange noch Athem in ihm war. Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß im Augenblicke des unglücklichen Sprunges es mit ihm aus sein würde . . . der Unglückliche betrog sich. — Die Wellen mußten ihn erst todt martern ehe sie ihn als Grab empfingen.

Die Wasserfläche trennte sich wieder und der Mond beschien das todtenbleiche Gesicht des Selbstmörders. Das eine Mal schleppte ihn der Strom ein Stück weit fort, das andere Mal sank er, um ebenso schnell wieder auf der Oberfläche zu erscheinen, und noch streckte der Tod seine Arme nicht nach ihm aus, und noch war er bei Bewußtsein. Es war, als ob in diesen schrecklichen Augenblicken seine Sinne schärfer würden; mit seinen feuchten Augen sah er deutlich jeden Grashalm, jede Blume am Ufer; er hörte die ferne Dorfglocke neun Uhr schlagen, ebenso deutlich, als ob er in dem Dorfe selbst wäre. Plötzlich glaubte er, ein Nebel ziehe sich über ihn her; langsam sank er wieder auf den Abgrund; Gras und Blumen waren verschwunden, ein rothes Licht schimmerte vor seinen Augen und seine Ohren berührte ein Geräusch wie das eines Sturmes. „Sollte das der Tod sein?" frug der Unglückliche sich selbst. Es war der Anfang des Todeskampfes.

In diesem Augenblick erhob sich die Stimme der Natur bei dem Selbstmörder; die Liebe zum Leben fühlte er deutlicher als je; er öffnete die Lippen, um Hülfe herbeizurufen und reckte die Hände krampfhaft aus... Seine Gedanken vergingen, als er sich ganz unerwartet von zwei Armen ergriffen und nach der Tiefe gezogen fühlte.

Ganz in seiner Nähe wurde das Wasser von einer plötzlichen, heftigen Bewegung getheilt und im selben Augenblicke hörte er eine menschliche Stimme. Ein fremdartiges Gefühl beseelte jetzt den Sterbenden; sein Bewußtsein kehrte zurück, sein schrecklicher Zustand hörte auf, eine starke Faust hielt seine Haare fest und brachte ihn auf die Oberfläche. Da ließ die Faust ihn los, ergriff ihn am Arme und schleppte ihn an's Ufer.

Doch Julius sammelte alle seine Kräfte und suchte sich von der rettenden Hand loszumachen.

„Laß mich los, ich will sterben!"

Der Retter antwortete nicht.

„Ich will sterben!, verflucht sei, der mich retten will!"

Er rang und wendete sich hin und her, und dem Ufer nahe, verdoppelt er alle seine Kraft, um sich von der Faust, die ihn gefaßt, loszureißen; doch alle die schwachen Versuche halfen nichts, der Streit war vergebens. Wie ein Wahnsinniger biß er in die Hand, die ihn retten wollte, doch bald schwanden all' seine Kräfte. Er lag nun am Ufer auf dem Grase; ein Mann, dessen Gesichtszüge er nicht unterscheiden konnte, beugte sich über ihn und sagte in einem Ton, der ihm durch Mark und Bein drang: „Unglücklicher, was willst Du thun?"

Mehr hörte er nicht; sein Blick umnebelte sich und er war bewußtlos. Wäre es einen Augenblick früher geschehen, Julius van Velden hätte nicht mehr zu den Lebenden gehört.

XXIII.

Der Retter.

Als der Unglückliche wieder zu sich selbst gekommen war, befand er sich in einem guten Bette, in einem Zimmer, das ihm fremd war. In dem großen Kamin brannte ein helles Feuer, das eine angenehme, mäßige Wärme verbreitete.

Van Velden schien von einem bangen Traume zu erwachen; aber mit seinem Bewußtsein kehrte seine Angst zurück; er dachte an die Ursache, die ihn in die Wellen getrieben hatte; er war vom Tode gerettet, aber nicht von dem, was ihn denselben suchen ließ.

Doch begann er, wieder Liebe zum Leben zu bekommen. Jetzt fühlte er sich ganz unfähig, die Hand an sein Leben zu legen.

Er richtete sich im Bette auf und begann über seinen Zustand nachzudenken, als ihn eine tiefe Männerstimme in seinen Gedanken störte. Er schlug seine Augen auf und sah einen schönen, reichgekleideten Herrn vor sich stehen.

„Und Sie sind mein Retter?“ fragte Julius.

„Ja,“ gab dieser zur Antwort, „aber jetzt erinnere ich mich, Sie schon öfter gesehen zu haben. Ihr Name?“

„Julius van Velden.“

„Van Velden, van Velden! Ja, nun geht mir ein Licht auf, ich glaube, Sie bei Madame de Raad getroffen zu haben;“ dabei legte er einen so besondern Nachdruck auf das Madame.

„Jetzt erkenne ich Sie auch,“ sagte Julius, „dem Kolonel van Bergen verdanke ich also mein Leben?“

„Ich hatte das Glück, Sie zu retten,“ sagte August und setzte sich bei van Velden nieder.

Nach einigen Augenblicken Stille, die etwas Feier-

liches hatte, ergriff August die Hand des jungen Mannes und sagte in vertraulichem Tone: „Ich rettete Ihnen das Leben, das Sie ruchlos vernichten wollten. Ohne mich in Ihre Geheimnisse drängen zu wollen, bitte ich Sie ernstlich und feierlich, mir Ihre Beweggründe mitzutheilen."

Julius schwieg und sah bewegungslos in das Feuer, das hoch aufflammte. „Wo bin ich?" fragte er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„In dem Dorfwirthshause," antwortete van Bergen, „Sie können ruhig sprechen; Niemand kann uns hören."

Aber Julius schwieg einige Augenblicke, stand dann auf und wollte die Glocke ergreifen.

„Was wollen Sie thun?" fragte ihn der Kolonel, Julius' Arm zurückhaltend.

„Nach der Rechnung fragen und gehen."

„Das dürfen Sie nicht, ehe Sie mich angehört haben," sagte August van Bergen. „Herr van Velden, um einer Kleinigkeit willen sucht man sich nicht deßjenigen zu berauben, was für den Menschen das Theuerste ist, nicht um eines Nichts willen macht der Mensch seinem Leben ein Ende, nur die Verzweiflung bringt dazu; sagen Sie mir darum aufrichtig und ohne Zurückhaltung, was brachte Sie zu diesem verzweifelten Schritte? Auch ich bin jung gewesen und kenne die Tollheiten der Jugend; glauben Sie nicht, daß es Neugierde ist, die mich zu dieser Frage nöthigt; wie der Arzt möchte ich die Wunde wissen, um sie zu heilen; ich interessire mich für Ihr Schicksal, Herr van Velden, wie für das jedes Unglücklichen; ich will Ihnen helfen, wenn Hülfe und Rettung möglich ist."

„Sie interessiren sich für mich," rief Julius, „für mich! O, Sie kennen mich nicht, Kolonel van Bergen, Sie wissen nicht, wer ich bin, wenn Sie wüßten, wer ich bin, gewiß, Sie würden die Hand zurückgezogen haben, die Sie zu meiner Rettung ausstreckten."

„Sie sind unglücklich, und gehört mehr dazu, um Theilnahme für seinen Nebenmenschen zu haben?"

„Aber, Kolonel, ich bin unglücklich durch eigene Schuld."

„Ich kenne Ihr Unglück."

„Sie sollten wissen..."

„Daß Sie der Geliebte der Frau de Raad sind, ja, daß die arglistige und verführerische Frau Sie an sich zu binden wußte und Ihrer müde, Sie von sich gestoßen. Van Velden, diese Frau ist Ihrer Verzweiflung nicht werth."

„Aber das ist es nicht, nein, nein!" rief Julius, den Kopf schüttelnd.

„So sprechen Sie, kann ich Ihnen helfen?"

„Ersparen Sie mir das Geständniß meines Vergehens, vielleicht kann ein anderer Mund es Ihnen mittheilen."

„Sie schämen sich, mir Ihr Vergehen zu gestehen, und fürchteten sich nicht, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen," sagte August ernst. „Schenken Sie mir Ihr Vertrauen wie einem Freunde, sprechen Sie offen und betrachten Sie mich wie einen Bruder."

„Ich bin der Theilnahme unwürdig, die Sie mir widmen; in Leichtsinn und Unthätigkeit verbrachte ich meine Jugend, in kurzer Zeit verschwendete ich das ansehnliche Vermögen, das mir meine Eltern hinterlassen hatten. Keinem Armen oder Unglücklichen habe ich einen Pfennig meines Reichthums gegeben; in Trinkgelagen, Ueppigkeit und Schwelgereien wurde das mit Fleiß und Sorge zusammengebrachte Vermögen verschleudert; es gibt keinen Menschen, zu welchem ich sagen kann: Hilf mir, ich habe Dir früher wohlgethan; keine Thränen habe ich getrocknet, als ich die Mittel hatte, keine Wohlthat habe ich Jemand erwiesen..."

„Und jetzt sind Sie arm, jetzt mangeln Ihnen die Mittel, um Ihre Lebensweise fortzuführen, Gläubiger

verfolgen Sie, dies Alles brachte Sie zur Verzweiflung, und die Verzweiflung zu dem Entschlusse."

„Nein, nicht die Armuth, aber das Verbrechen!"

Der Blick Julius' begegnete dem des Kolonels.

In diesem Blicke las der Unglückliche Güte, Theilnahme und Bereitwilligkeit zu helfen; er sah einige Augenblicke rund um sich, ob Niemand ihn hören könne: und sagte dann, die Hand des Kolonel fassend:

„Ich will Ihnen Alles gestehen, ich bekleide eine Stelle in der Residenz, die mir genug einträgt, um einfach leben zu können, aber mein Einkommen war nicht im Stande, meine Neigung zur Verschwendung zu befriedigen. Ich machte Schulden, meine Gläubiger drängten mich und drohten, Maßregeln zu ergreifen, die mir gewiß den Verlust meiner Anstellung zugezogen hätten. Ich hatte einige Gelder unter meiner Verwaltung, die Noth zwang . . . ersparen Sie mir das Uebrige."

„Ich begreife, Sie verwandten die Gelder, um sich zu retten?"

Julius antwortete nicht; ein leichtes Kopfnicken bewies van Bergen, daß er sich nicht getäuscht.

„Und ist das Vergehen noch nicht entdeckt?" frug der Kolonel, ohne daß etwas Bitteres oder Vorwerfendes in diesem Tone lag.

„Nein, noch nicht, aber vielleicht morgen oder übermorgen."

„Sagen Sie mir offen, ob Sie die frühere Lebensart und das Vergehen, das Sie begangen, reut."

„Ja, beim Himmel, ich schwöre es," rief Julius, „und es gab oft Augenblicke, in welchen ich mir vornahm, ein geregeltes Leben zu führen, aber leider! Kaum hatte ich den Entschluß gefaßt, als die Verführung kam, und ich der Versuchung nicht widerstehen konnte. Eine Menge guter Freunde und Bekannte zog mich von meinen guten Vorsätzen ab, schleppte mich mit sich und

so sank ich bis zu der Tiefe, in die ich mich jetzt gestürzt sehe."

Der Kolonel ging im Zimmer auf und ab. „Ist es viel, was bei den Geldern fehlt?" frug er.

„Dreitausend Gulden!"

August schwieg und sah van Velden an. Dieser hatte den Muth nicht, seine Augen auf den Kolonel zu richten, sondern starrte bewegungslos vor sich hin, während eine Mischung von Hoffnung und Furcht aus jedem seiner Gesichtszüge sprach.

„Sie haben schlecht gehandelt, Herr van Velden," sagte der Kolonel, „indem Sie das Vertrauen mißbrauchten, das Herminens Gemahl in sie setzte. Der Herr de Raad ist ein ehrenwerther und achtungswürdiger Mann, der selbst treu, das größte Vertrauen in seine Gattin setzt. Er empfing Sie wohlwollend, schenkte Ihnen seine Freundschaft, und zur Belohnung dafür wurden Sie der Liebhaber seiner Frau. Das ist schändlich, mein Herr, und kann weder durch jugendlichen Leichtsinn, noch sonst durch andere Gründe vertheidigt werden. Wer so seinen Freund betrügt, verdient betrogen zu werden! Ich glaube daß Ihre Reue jetzt aufrichtig und Ihr Vorsatz, die Lebensweise zu ändern, ernstlich gemeint ist," fuhr der Kolonel fort, „aber einmal gerettet, werden Sie bald die Angst vergessen, in der Sie jetzt leben..."

„Nie!... Nie!" stammelte der Reuige, in einem Tone, als hätte der Kolonel die Macht, ihm zu vergeben.

„Ich habe mehr Erfahrung, als Sie, Herr van Velden," sagte August, „und ich weiß es, die Jugend ist schwach, ich will Sie retten."

„Sie wollen... Sie wollen mich retten!... Gott sei gedankt!" Julius wiederholte verschiedene Male die Worte des Kolonel, welche ihm so schmeichelnd in die Ohren tönten.

„Doch nicht ohne eine Bedingung," fuhr der Ko-

lonel fort, „ich werde Ihnen ein Billet an meinen Kassier geben, der Ihnen die Summe ausbezahlen wird, wenn Sie in meinen Vorschlag willigen.“

„Sprechen Sie, was muß ich thun,“ rief Julius, aus dessen Augen Freude strahlte, „und mein Ehrenwort bürgt Ihnen für die treue Ausführung Ihres Verlangens.“

„Ich will andere Beweise,“ sagte der Kolonel. „Sie dürfen Frau de Raad nie wiedersehen.“

„Mein Herr! ...“

„Ueberdieß muß das Verhältniß, in welchem Sie zu Herminen gestanden haben oder stehen, für immer ein Geheimniß bleiben; ich habe den Herrn de Raad als einen achtungswürdigen Mann kennen lernen und will nicht, daß er je der Vorwurf der Spötteleien Anderer werde.“

„Ich schwöre Ihnen Verschwiegenheit, Kolonel.“

„Aber ich verlange noch mehr, Herr van Velden, Sie müssen Ihre Entlassung von dem Posten nehmen und das Vaterland verlassen. Dieß soll Ihre Strafe sein,“ fuhr er schnell fort, „die Strafe wird zugleich eine Wohlthat für Sie sein. So lange Sie in dem Kreise Ihrer Freunde leben, ist es unmöglich für Sie, ein anderes Leben anzufangen. Eben so unmöglich wird es Ihnen sein, sich von den gefährlichen Freunden los zu sagen und ihren Umgang zu meiden. — Darum, und zugleich um entfernt von Herminen zu leben, müssen Sie das Vaterland verlassen und nach Ostindien gehen. Dort beginnt ein neues Leben für Sie, da können Sie sich einige Freunde wählen, und ich glaube, daß die Erfahrung Sie gelehrt haben wird, vorsichtig in der Wahl zu sein.“

„Aber ich besitze keine Mittel und ...“

„Lassen Sie mich dafür sorgen,“ sagte der Kolonel, „Sie sollen in Ostindien einen vortheilhaften Posten bekommen und die Kosten der Ueberfahrt werde ich

Ihnen zustellen. Ich wiederhole es, mein Herr, eine vortheilhafte Anstellung wartet Ihrer, während ich Ihnen Empfehlungsschreiben an vornehme Familien mitgeben werde, und ich rechne so vollkommen auf Ihre Rechtschaffenheit, daß ich fest hoffe, Sie werden sich der Empfehlung würdig zeigen. Jetzt kennen Sie die Bedingungen, die ich an Ihre Rettung knüpfe, wollen Sie sie erfüllen?"

„Gerne, gerne!" rief Julius, während er in der Aufregung die Hand des Kolonel ergriff und mit Bewegung drückte.

„Ich bin langsam im Entschlusse," sagte der Kolonel, „aber schnell in der Ausführung." Er läutete und auf seinen Befehl wurden Schreibgeräthschaften gebracht. „Setzen Sie sich und schreiben Sie eine Bitte um Ihre Entlassung, ich werde indessen die andern Sachen in Ordnung bringen."

Van Velden vollzog den Befehl, und August setzte sich ebenfalls zum Schreiben.

Endlich war Julius fertig.

„Es ist ein Gouvernementsposten in Indien offen," sagte der Kolonel, „hier ist eine Bittschrift, worin Sie um den Platz ansuchen, Sie haben sie nur zu unterzeichnen und ich werde Ihnen bald zu Ihrer Ernennung gratuliren können."

Der Kolonel hatte kaum diese Worte gesprochen, als der Name van Velden unter der Schrift stand.

„Ueberlassen Sie nun die Besorgung der beiden Stücke mir," sagte van Bergen, und fuhr dann im Tone ungeheuchelter Freundschaft fort: „Herr van Velden, ich habe die Menschen kennen lernen, wie sie sind, und die Erfahrung hat mir gezeigt, daß der Mensch das veränderlichste Wesen ist. Wenn der Hund einmal seinen Herrn kennt, wird er ihn nie verlassen, sondern wird ihm in allem Elende treu bleiben. Wie sehr übertrifft dieß unverständige Thier den Menschen! Bei ihm ist Gold das Wetterglas seiner Neigungen; zeigt

es schön Wetter, dann bleiben die Freunde uns treu, aber je mehr unser Glück dem Gefrierpunkt naht, desto mehr verlassen sie uns. Jetzt, da die Noth Sie so drängt, daß Sie zum Selbstmord greifen, nehmen Sie sich vor, alle meine Bedingungen zu erfüllen, und ich glaube, daß Ihr Vorsatz aufrichtig ist. Sind Sie aber einmal gerettet, haben Sie bald die Gefahr vergessen, und die Umstände verändern oft unsere Handlungsweise. Wie leicht könnte es geschehen, daß Sie im Stande wären, mir mein Geld zurückzugeben: dann würden Sie sich von aller Verpflichtung gegen mich für entbunden halten; dann wäre mein Plan, den ich zu Ihrem und eines edlen Mannes Wohlsein erdachte, vernichtet. Nochmals sage ich, der Mensch ist veränderlich und darum muß ich meine Maßregeln nehmen."

„Halten Sie mich denn einer solchen schnöden Undankbarkeit fähig, Herr van Bergen?"

„Jetzt nicht, aber wenn Ihre Umstände eine günstige Wendung nehmen, würde das, was Sie jetzt Undankbarkeit nennen, Ihnen vielleicht erlaubt erscheinen. Darum will ich einen Beweis von Ihnen, der mich der genausten Erfüllung meiner Bedingungen versichert, einen Beweis, der Sie von jeder damit streitenden Handlung zurückhält; unterzeichnen Sie diese Schrift, und ich werde Ihnen das Billet an meinen Kassier einhändigen. Ueberzeugt können Sie sein, daß das Papier, das ich Ihnen jetzt zur Unterschrift vorlege, unter keine andere Augen, als die meinigen kommen wird."

Van Bergen nahm ein Papier, das er in aller Eile geschrieben hatte und las:

„Ich Unterzeichneter, Julius van Velden, Beamter im Finanzministerium, bezeuge empfangen zu haben die Summe von dreitausend Gulden von dem Kolonel August van Bergen zur Deckung der kurz zuvor aus der unter meiner Aufsicht stehenden Kasse von mir entwendeten Gelder."

„Hier, Herr van Velden," sagte der Kolonel, un-

terzeichnen Sie dieß und Sie können über die dreitausend Gulden verfügen."

Julius las und las wieder diese fatale Erklärung, zögerte aber, das Verlangen Augusts zu erfüllen.

„Sie zögern?" fragte dieser.

„Kolonel van Bergen," sagte Julius, „indem Sie mich vom Tode retteten und mir ferner Ihre Hülfe angedeihen lassen wollen, haben Sie gezeigt, daß Sie sich für mich interessiren. Nur einmal sah ich Sie bei Madame de Raad, sonst kenne ich Sie nicht; ich zweifle keineswegs an der Redlichkeit Ihrer Absichten, aber ich frage Sie selbst, soll ich Ihnen eine Waffe in die Hand geben, die, wenn Sie sie gegen mich gebrauchen, die schrecklichsten Folgen für mich haben muß; ich frage Sie, kann ich diese Schrift einem Manne anvertrauen, den ich nicht die Gelegenheit hatte, näher kennen zu lernen. Wie kann ich einem Manne Vertrauen schenken, der mir das Seinige versagt?"

„Ich verlange Ihr Vertrauen nicht; weigern Sie sich, die Schrift zu unterzeichnen, dann hört Alles zwischen uns auf."

„Sie machen von meinem Unglück Mißbrauch," sagte Julius, „eine solche Handlungsweise ist nicht edel. Schwören Sie mir, Kolonel, bei dem, der uns sieht und von der Aufrichtigkeit meines Vorsatzes überzeugt ist, daß das Bestehen der Schrift ewig ein Geheimniß bleibe, so lange ich die Bedingungen, die Sie mir gestellt, erfülle und ich werde unterschreiben."

„Mein Herr van Velden, diese Vorsicht von Ihrer Seite beleidigt mich durchaus nicht. Viele Leute fanden sich betrogen, indem sie ihr Vertrauen zu leichtsinnig wegwarfen. Jeder Mensch muß ein gewisses Mißtrauen besitzen, es wird ihm die Reue nachher ersparen. Die Jugend wird oft getäuscht, weil sie sich blindlings hingibt. Das Mißtrauen ist die Frucht der Erfahrung und wenn es nicht übertrieben wird, ist es ein Mittel gegen Täuschung. Behalten Sie diese Worte, sie wer-

den Ihnen nützlich sein, Herr van Velden, sei selbst treu und traue Niemand. Der Mensch kann nicht immer seinem eigenen Herzen trauen, wie thöricht handelt er nicht meist, wenn er allzu leichtfertig sich andern hingibt! Ich will aber Ihrer Bitte entsprechen und ich schwöre Ihnen, die bestehende Schrift soll ewig ein Geheimniß bleiben, so lange Sie meine Bedingungen erfüllen."

„Hier," sagte Julius, die Erklärung, nachdem er sie unterzeichnet hatte, dem Kolonel einhändigend, „hier Herr van Bergen.... doch in der Schrift steht nichts von der Zeit der Zurückgabe."

„Sie können mir das Geld zurück geben, so bald Ihre Umstände es erlauben; so viel Vertrauen setze ich in Sie."

„Aber mich dünkt, dieß paßt wenig zu dem, was Sie so eben von dem Mißtrauen sagten."

„Ich setze Vertrauen auf Sie, weil, wenn Sie sich desselben unwürdig machen würden, es mich nur dreitausend Gulden kostet; wenn wir unsern Nächsten helfen, so darf unser Mißtrauen nicht zu weit gehen. Wenn Sie mir das Geld auch dann zurück zu geben weigern, so werde ich dadurch, obwohl ich nicht reich bin, doch nicht zu Grunde gerichtet sein und ich werde mich mit dem Gedanken trösten, daß es besser, obwohl vielleicht minder vortheilhaft ist, betrogen zu werden, als andere zu betrügen! Hier, mein Herr, auf dieß Billet hin wird mein Kassier Ihnen dreitausend Gulden ausbezahlen; ich glaube, daß das Vorgefallene sie gelehrt hat, welch' schreckliche Folgen ein leichtsinniges Leben und die Verschwendung nach sich ziehen, und seien Sie überzeugt, daß es mir angenehm sein wird, von Ihnen zu hören, wenn es Ihnen wohlgeht; dann werde ich den Augenblick segnen, in welchem ich so glücklich war, Sie dem Tode zu entreißen und mein Herr, wenn Sie Jemand finden, der in ähnlichen Um-

ständen ist, wie Sie jetzt, so helfen Sie ihm, das soll mich von Ihrer Erkenntlichkeit überzeugen."

"Mein Retter! mein Vater!" rief van Velden gerührt. "Edler Mann, Sie lassen mich wieder an die Welt glauben."

"Keinen Dank, mein Herr! nun Sie die Sorge verlassen. Sprechen wir von etwas Anderem: Sie haben noch eine Stunde, ehe die Nachtdiligence, mit welcher sie in die Residenzstadt zurück müssen, hier vorüber kommt."

"O ich bin so glücklich!" rief van Velden, "leben, leben! jetzt erst fühle ich, was es für ein Schatz ist!"

Der Kolonel hatte indessen eine Flasche Wein kommen lassen und während das funkelnde Traubenblut in den Kelchen perlte, sagte van Bergen: "Sagen Sie mir nun, van Velden, warum weigerten Sie sich, die Juwelen anzunehmen, die Ihnen Madame de Raad anbot und die Ihnen schon einmal Dienste geleistet hatten?"

XXIV.

Hermine und der Kolonel.

Am folgenden Morgen stand Madame de Raad früher als gewöhnlich auf und durchsuchte jede Ecke, jeden Kasten des Zimmers, aber ihre Juwelen waren nirgends zu finden.

"Sie scheinen nicht aufgeräumt zu sein, gnädige Frau," sagte der Baron von Hunter, der der erste war, welcher Hermine am Frühstück traf.

"Ein unangenehmer Vorfall hat mich in eine fatale Stimmung gebracht," antwortete Hermine.

"In der That, gnädige Frau, Sie sind zu schön,

um nicht glücklich zu sein. Wäre es unbescheiden, nach der Ursache zu fragen, welche die unangenehme Stimmung in Ihnen bewirkte?“

„Ich vermisse ein Käftchen, worin sich meine Juwelen und einige andere Kostbarkeiten befinden.

„Ihr Juwelenkäftchen!“ rief Gustav verwundert.

„Gestern Abend stand es noch in meinem Zimmer, während wir im Salon Musik machten und als Anna mich entkleidete, war es verschwunden: ich habe überall gesucht, doch alle Mühe, es wieder zu finden, war fruchtlos.“

„Dann ist es gestohlen,“ sagte von Hunter, „und haben Sie auf Niemand Verdacht, der sich des Diebstahls schuldig gemacht haben könnte?“

„Durchaus nicht, Herr Baron!“

„Sind Sie von der Ehrlichkeit Ihres Kammermädchens überzeugt?“

„Vollkommen.“

„Die Sache sollte aber untersucht werden, gnädige Frau. Vielleicht ist einer der Bedienten der Thäter. Es ist ein bedeutender Verlust, denn Ihre Juwelen waren schön, wenigstens in meinen Augen, obwohl ich mich nicht für einen Kenner ausgebe, gewiß haben sie eine ansehnliche Summe gekostet?“

Hermine nannte die Summe und von Hunter hatte Mühe, ein vergnügtes Lächeln zu unterdrücken.

„Ich weiß nicht, wen ich im Verdacht des Diebstahls haben sollte; keiner der Bedienten kommt je in meine Zimmer und ich scheue mich, de Raad das Vorgefallene mitzutheilen; er hängt so sehr an den Juwelen und ich brauchte sie nur zu tragen, um ihn in die beste Stimmung der Welt zu versetzen. Wenn ich die Sache streng untersuche, würde sie bald ruchbar werden und de Raad zu Ohren kommen.“

„Aber Ihr Herr Gemahl muß es doch einmal erfahren,“ sagte der Baron, „wenn Sie nicht im Stande sind, sich andere Juwelen anzuschaffen, in welchem Falle

ich hoffe, daß sich die gnädige Frau, wenn es nöthig wäre, sich ausschließend an mich wenden würde."

„Sie sind sehr artig, Herr Baron, und es ist vielleicht wohl möglich, daß ich von Ihrem edelmüthigen Anerbieten Gebrauch machen werde."

„Sie werden mich stets bereit finden, Ihnen die nöthigen Gelder vorzuschießen," sagte Gustav in einem Tone, als hätte er über Tausende zu gebieten, „und von meiner Verschwiegenheit können Sie vollkommen überzeugt sein. Doch es ist sonderbar, gnädige Frau, daß Sie auf Niemand Verdacht haben: die Damen werden doch nicht aus Scherz Ihre Juwelen versteckt haben?"

„Das wäre wahrlich ein sehr unpassender Scherz," sagte Hermine, „doch ich will Alles der Zeit überlassen, kommt Zeit, kommt Rath."

„Sie scheinen Besuch zu bekommen, gnädige Frau," sagte Gustav, aus dem Fenster sehend, „ein Herr zu Pferd reitet in den Zaun herein."

„De Raad?"

„Nein, gnädige Frau, Ihr Gemahl ist es nicht; wenn ich mich nicht täusche, ist es der Kolonel van Bergen."

„Der Kolonel van Bergen! Was will der hier, ich habe ihn nicht eingeladen, und ungeladene Gäste setzt man vor die Thüre," sagte Hermine, in der Leidenschaft vergessend, daß sie in einem Tone sprach, der zu dem Rang, den sie in der Gesellschaft einnahm, nicht paßte.

„Der Kolonel ist, wie ich glaube, ein Freund des Herrn de Raad."

„Das kann sein; aber alle Freunde meines Gemahls sind mir darum noch nicht angenehm."

„Wollen Sie ihn hier empfangen?" frug von Hunter.

„Gewiß nicht; ich werde in dem Sprechzimmer die Gründe seines Kommens vernehmen und meine

Einladung, hier zu bleiben, soll so kalt sein, daß ich gewiß bin, er nimmt sie nicht an."

Der Bediente trat herein und überbrachte der gnädigen Frau eine Karte.

„Du hast den Herrn van Bergen in das Sprechzimmer geführt?"

Der Bediente bejahte.

„Und sein Pferd?"

„Wollte ich in den Stall führen."

„Du thust doch immer mehr als nöthig ist," sagte Frau de Raad ärgerlich, „und hat der Herr van Bergen Dir sein Pferd gegeben?"

„Nein, gnädige Frau, er sagte, sein Besuch werde nicht lange dauern, und gab es Jakob, um es auf und ab zu führen, da das Thier im Schweiße ist."

„Gut selbst für die Thiere," murmelte Hermine ironisch lachend. „Sage dem Herrn van Bergen, daß ich augenblicklich bereit sein werde."

„Es wäre mir angenehm, gnädige Frau, wenn Sie meine Anwesenheit dem Kolonel nicht mittheilen würden," sagte der Baron von Hunter.

„Ich dachte, Sie und der Kolonel wären Freunde," sprach Hermine.

„Das waren wir, gnädige Frau, aber verschiedene Umstände haben die Freundschaft etwas abgekühlt," antwortete der Baron, „und wie Sie wissen, peu de chose est capable de rompre l'amitié la plus fidèle."

„Ich verstehe, ich werde kein Wort von Ihnen bei dem Kolonel erwähnen, entschuldigen Sie, daß ich Sie allein lasse, ich hoffe, es wird nur kurz dauern."

Gustav wußte, daß Madame de Raad wenig oder nichts Französisches verstand, und um keine weiten Erklärungen machen zu müssen, gebrauchte er Worte, deren Sinn die vornehme Dame gar nicht verstand.

Van Bergen wurde von Madame de Raad sehr

kalt empfangen und nach einigen unvermeidlichen Höflichkeiten sagte August:

„Mein Besuch betrifft keineswegs die kleine Clara; ich weiß, gnädige Frau, daß Sie an ihrem Verschwinden ganz unschuldig sind, ich habe Alles untersucht und was Sie mir über das Vorgefallene mittheilten, ist Wahrheit und zu meiner Freude habe ich mich überzeugt, daß Sie die Hand nicht in dem Kinderraube hatten."

„Sie hätten mich also doch dazu für fähig gehalten, Herr van Bergen?"

„O, gnädige Frau, wie können Sie mich das fragen," sagte der Kolonel. „Ich wußte, daß Ihnen das Kind zur Last war; ich kenne Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie keine Mittel, gleichgültig welches, unversucht gelassen haben werden, um das Kind aus Ihrer Nähe zu entfernen. Doch ich bin nicht hieher gekommen, um Ihnen Vorwürfe zu machen," fuhr er fort, „ich ersuche Sie nur um Ihren Beistand, für eine Person, die Ihnen tausendmal theurer ist, als die kleine Clara; ich meine den Herrn Julius van Velden."

„Wenn der Herr van Velden Hülfe und Unterstützung nöthig hat, so möge er sich an meinen Gatten wenden, er ist ein Freund de Raads."

„Aber Ihnen doch auch nicht fremd!"

„Ich halte mich nicht für schuldig, auf jede unverschämte Frage zu antworten," sagte Hermine. „Betrifft Ihre Bitte den Herrn van Velden, so wenden Sie sich an de Raad, es sind seine Angelegenheiten und keineswegs die Meinigen."

„Es gab eine Zeit, gnädige Frau, in der Sie nicht so gleichgültig von van Velden dachten, denn der Mann, dem Sie Ihre Juwelen gaben, um sie zu seinem Nutzen zu verpfänden, dem Sie durch Ihren Einfluß einen ansehnlichen Posten verschafften, dem Sie

gestern zum zweitenmale Ihre Juwelen anboten, kann Ihnen nicht so gleichgültig sein, als Sie mich glauben machen wollen!"

Madame de Raad drückte das Taschentuch, welches sie in der Hand hatte, in tausend kleine Falten, und sah den Kolonel einige Augenblicke beobachtend an.

Mußte denn der Mann Alles wissen, was sie je gethan, war es nicht genug, daß er die Geheimnisse ihres früheren Lebens kannte, mußte er auch noch ihr gegenwärtiges kennen?

„Ich werde Ihnen nicht verschweigen, wer mich von dem Allem unterrichtete, gnädige Frau, es war der unglückliche Julius van Velden selbst!"

„Er hat gelogen, schändlich gelogen!" rief Hermine heftig.

„Er sprach die Wahrheit, gnädige Frau," versicherte der Kolonel ernst, „in der Todesstunde lügt man nicht!"

„In der Todesstunde!" schrie Hermine, während eine Todtenbläße ihr Antlitz überzog, „in der Todesstunde! großer Gott, August, was wollen Sie sagen? Julius sollte . . ."

„In einem Anfall von Verzweiflung sich in den Fluß gestürzt haben," fügte August van Bergen hinzu. Ja, gnädige Frau, die Furcht, sein Vergehen, die Entwendung eines Theils der ihm anvertrauten Gelder, möchte bekannt werden, brachte ihn zu dem fürchterlichen Entschluß."

„Sie wissen also Alles, van Bergen!" sprach Frau de Raad mit stets steigender Verwunderung, „selbst sein Vergehen ist Ihnen bekannt! Doch fahren Sie fort, was ist aus ihm geworden?"

„Als er am Ertrinken war, kam ich an dem Ort vorbei, den der Selbstmörder zu Vollbringung seines fluchwürdigen Vorsatzes gewählt hatte; ich warf mich in den Strom und mit vieler Mühe glückte mir es endlich, ihn zu retten, denn der Unglückliche rang mit

mir, er wollte nicht gerettet sein und verlangte den Tod!"

„Er wurde gerettet! . . . Gott sei Dank!" rief Hermine mit ungeheuchelt freudigem Tone, und frug: „Und wo befindet er sich jetzt, wo . . . ?"

„Diese Nacht ist er in die Residenz zurückgekehrt."

„Allein?"

„Ganz allein, gnädige Frau!"

„Dann ist er verloren!" begann die schöne Frau wieder und aufs Neue bemeisterten sich ihrer Schrecken und Furcht. Sie suchte aber die heftigen Gemüthsbewegungen, die sie bestürmten, zu überwinden und fuhr fort: „Sie haben ihn gehen lassen, Unvorsichtiger! Er ist nur fort, um sich an einem anderen Orte, außer Ihrem Bereiche, sich das Leben zu nehmen. Wenn er die Hand an sich gelegt, so haben Sie seinen Tod auf Ihrem Gewissen, dann sind Sie sein Mörder."

„Er hat selbst den geringsten Gedanken an Selbstmord aufgegeben," versicherte der Retter.

„Zum Scheine," widersprach Frau de Raad, „ich kenne ihn, er hat sich gestellt, als ob er solches thun wollte, um Sie von sich zu entfernen, er hat Sie hintergangen. Der Unglückliche ist vielleicht jetzt schon eine Leiche! O mein Gott, mein Gott, Julius . . . !" Und vom Schmerze übermannt fiel sie auf das Sopha nieder.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau," sprach der Kolonel, bewegt von dem heftigen Schmerze Herminens. „Ich schwöre Ihnen, und bürge Ihnen auf mein Ehrenwort dafür, daß er sich jetzt ruhig in der Residenz befindet, ich habe meine Maßregeln genommen."

„Welche Maßregeln? Ich bitte Sie, sprechen Sie!"

„Ich wollte mein begonnenes Werk nicht unvollendet lassen, und verschaffte ihm die nöthigen Gelder, um das Defizit zu decken, Julius van Velden ist gerettet!"

„Edler Mann!“ rief Hermine aus und mit einem Gefühl von Achtung, das ihr sonst so fremd, sah sie jetzt den Kolonel an.

„Sie nennen mich edel, gnädige Frau,“ sagte van Bergen, „diese That scheint Sie zu wundern; nun folgen Sie meinem Vorbilde und handeln Sie, wie ich, befestigen Sie das Glück van Veldens, indem Sie mehr Interesse für ihn an den Tag legen, als Sie mich so eben glauben machen wollten, daß Sie für ihn haben.“

„Was verlangen Sie, Kolonel?“ war jetzt Herminens Frage.

„Hören Sie mich an,“ begann August. „Julius van Velden hat mir Alles anvertraut, auch das Verhältniß, in welchem er zu Ihnen stand, nicht verschwiegen, und dieses Verhältniß ist schändlich, gnädige Frau, schändlicher für Sie, als für ihn. Sie sind die Gattin eines braven und verehrungswürdigen Mannes, der Sie aufrichtig und herzlich liebt, der sich beeifert, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen und Ihnen sein ganzes Vertrauen schenkt und Sie mißbrauchen dies Vertrauen auf eine schändliche Weise. Sie verletzen den Eid, den Sie ihm geschworen, als Sie sich mit de Raad verbanden; Sie verletzen Ihre Pflicht, hintergehen und betrügen Ihren würdigen Gatten. Julius van Velden ist nur der Sklave seiner Neigung für eine schöne Frau, die ihn mit Geld versieht und ihm ansehnliche Posten verschafft. Van Velden ist darum weniger schuldig, als Sie es sind, der Eigennutzen ist die Triebfeder seiner Thaten und welche Triebfeder bewegt Sie zur Schändung Ihrer ehelichen Pflichten?“

„Die Noth macht oft den besten Mann zu einem Lügner,“ sagte die gnädige Frau, „und van Velden hat die Wahrheit seiner Aussage bewiesen?“

„Van Velden sagte keine Lüge,“ begann der Kolonel wieder ernst. „Der Herr de Raad ist mein Freund und darum ist es mir unmöglich, ihn länger

von Ihnen getäuscht zu sehen; ich werde Ihnen die Mittel dazu nehmen, Sie werden Julius van Velden nie wiedersehen."

„Sie sprechen in einem Tone, Herr Kolonel, als ob Sie hier Herr und Meister wären, und ich werde Sie in diesem Tone nicht länger anhören."

„Sie müssen mich anhören, gnädige Frau!"

„Sollten Sie mich dazu zwingen wollen?" frug Hermine trotzig.

„Durch das Geheimniß, das ich weiß."

„All' Ihre Beweise sind vernichtet," erklärte Hermine mit triumphirendem Lachen.

„Lassen Sie uns nicht hadern," begann der Kolonel wieder, „ich möchte sonst vergessen, was ich Ihnen sagen wollte. Van Velden hat mir Alles mitgetheilt, und es ist mir geglückt, ihn von der Niedrigkeit seiner Handlungsweise zu überzeugen. Er fühlt Reue und seine Reue ist aufrichtig; aber Sie sind schön, gnädige Frau, bezaubernd schön, und wie leicht könnte ihn Ihre Schönheit vergessen machen, was er der Sitte und der Pflicht schuldig ist; darum mußte er aus Ihrer gefährlichen Nähe entfernt werden; der erste Schritt hiezu ist bereits gethan, Julius hat eine Bittschrift unterzeichnet, worin er um seine Entlassung nachsucht."

„Ist er wahnsinnig?" fuhr Hermine auf. „Aber wer kann auch vernünftig handeln, der Ihren Einflüsterungen Gehör gibt?"

„Ich weiß nicht, was Sie wahnsinnig nennen, gnädige Frau, doch Sie können mich nicht beleidigen, wie viel Mühe Sie sich auch geben mögen," sprach van Bergen mit Würde. „Sie haben zu van Veldens Falle mitgewirkt. Sie haben ihm die Mittel verschafft, um seinem Leichtsinn freie Zügel zu lassen, Sie haben durch Ihr Betragen jedes Gefühl von Sitte und Rechtschaffenheit in seinem Herzen erstickt, es ist darum nichs mehr, als Ihre Pflicht, daß Sie jetzt auch die Hand

zu seiner Hülfe bieten. Sie können es thun, gnädige Frau, indem Sie Ihren großen Einfluß in der Residenz zu seinem Vortheile benützen. Julius geht binnen Kurzem nach Ostindien, und da soll er durch Ihre Vermittlung den erledigten Posten bei dem Gouvernement bekommen."

„Ich will nicht, daß er fortgehe!" erkläte Hermine, während ihre schönen Augen glühten. „Sie maßen sich eine Sache an, mein Herr, die Sie nichts angeht; Julius wird das Vaterland nicht verlassen! Wir werden sehen, wer mehr vermag, Sie oder ich."

„Er muß," sagte der Kolonel, „sehen Sie nur, zu was er sich verpflichtet hat."

Van Bergen hielt Herminen den Schuldschein van Veldens vor und sie wollte ihn ergreifen.

„Nein, gnädige Frau, das nicht," sprach der Kolonel, einen Schritt zurücktretend.

„Wie, Sie können die Schrift meiner Hand nicht anvertrauen!"

„Nein, ein Augenblick und sie könnte vernichtet sein und ich müßte meine Waffe entbehren, um Julius zum Rechten zwingen zu können."

„Er war toll, als er dies schrieb und Sie haben von seiner Furcht Gebrauch gemacht, um ihn einen solchen Beweis unterschreiben zu lassen."

„Das ist wohl möglich, aber er wird keine Reue darüber fühlen! Und auch Sie, Frau de Raad, werden mir einst, wenn die Jahre Ihre Schönheit gebleicht und Ihre Leidenschaft erkaltet, für das, was ich gethan, Dank wissen."

„Sie thun Andern wohl, Herr Kolonel, Schade nur, daß es immer auf Kosten Dritter geschieht. Sie haben sich der kleinen Clara angenommen, aber mir wurde die Sache aufgetragen, für sie zu sorgen, und nun soll ich es wieder sein, die ihren Einfluß anwenden muß, um Julius van Velden in Ostindien für eine Stelle zu sorgen."

„Gnädige Frau, lassen Sie mich zu Ihrem Gefühle sprechen; ich weiß die Gründe, warum Sie Herrn de Raad Ihre Hand schenkten, es geschah nicht aus Liebe. Ich will glauben, daß Julius van Velden Ihnen Liebe eingeflößt hat, daß Sie ihn wahrhaft lieben und dann muß Ihnen sein Wohl am Herzen gelegen sein. Sie kennen ihn vielleicht besser, als ich und werden darum wissen, daß Charakterschwäche sein Hauptfehler ist. So lange er in der Residenz bleibt, in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten, ist es ihm unmöglich, der Verführung, die ihn von allen Seiten lockt, zu widerstehen; zu seinem eigenen Wohle, zur Förderung seines Glücks muß er darum das Vaterland verlassen; in der Ferne muß ein neues Leben für ihn beginnen! Auch um Ihretwillen ist seine Entfernung nothwendig; ist er einmal von Ihnen getrennt, so werden Sie ihn vergessen lernen, Sie werden den Herrn de Raad achten, wo nicht lieben lernen, Sie werden ruhigere Tage haben, als jetzt. Jetzt ist doch Ihr Leben höchst unruhig; um van Velden die nöthige Unterstützung zu geben, haben Sie sich in Schulden gestürzt, die Ihnen das Leben verbittern; Sie waren gezwungen, die Verschwiegenheit Ihrer Bedienten zu erkaufen, wodurch Sie sich aller Macht und alles Ansehens begeben haben! Dies Alles wird sich ändern, sobald van Velden fort sein wird. Hermine, seien Sie klug in der Wahl und entsprechen Sie meiner Bitte, befestigen Sie das Glück van Veldens und glauben Sie mir, es wird eine Zeit kommen, wo Sie mit Vergnügen auf das zurückblicken, was Sie ihm gethan!"

„Aber Sie schreiben mir mehr Macht zu, als ich besitze," sagte Hermine scheinbar ergriffen, „es ist nicht meine Sache, die offene Stelle in Ostindien zu vergeben."

„Das weiß ich wohl, doch ohne Fürbitte ist es

schwer, eine Stelle zu bekommen, und ich weiß, daß Sie die Fürsprache zu thun im Stande sind!

„Sie täuschen sich," begann Hermine wieder, in der Hoffnung, van Bergen werde seinen Plan wieder aufgeben, wenn sie ihm keine Fürsprache für Julius versprechen würde. „Sie täuschen sich, Kolonel!"

„Ich täusche mich keineswegs, gnädige Frau. Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen und zugleich zeigen, daß ich mit Ihrer Lebensweise besser bekannt bin, als Sie vermuthen. Als Sie mich verließen, nachdem Sie mich des Geldes beraubt hatten, flüchteten Sie mit Démar, mit dem jungen französischen Musiklehrer, der Ihnen Liebe für sich einzuflößen wußte. Was in Paris Ihr Schicksal war, ist mir unbekannt, doch nach einem Jahre kamen Sie mit der französischen Operngesellschaft in die Residenz; Sie waren nichts mehr als Statistin, wußten sich aber so auf den Vordergrund zu stellen, daß Sie nie unbemerkt blieben. Ihre außergewöhnliche Schönheit hatte eine hohe, sehr hochgestellte Person zum Bewunderer, dessen Name Ihnen zu bekannt ist, als daß ich ihn nennen müßte, und plötzlich verschwand die Statistin von der Bühne. Sie bewohnten zu jener Zeit ein ansehnliches Haus auf dem Vijverberg. Sie waren in die Nichte eines ansehnlichen Mannes umgeschaffen und als solche in die höchsten Kreise gebracht, und mehr als einmal sind Sie bei Hofe erschienen, denn Niemand erkannte in der Nichte ***s die vormalige Statistin. Es glückte Ihnen aber nicht, den Hofton zu handhaben, obwohl das Hotel Ihres Beschützers eine gute Lehrschule gewesen wäre. Darum stellten Sie sich immer zurück; denn hätten Sie das nicht gethan, Sie müßten um Ihrer Schönheit willen Furor gemacht haben.

„Doch endlich wurde Ihr hoher Beschützer Ihrer müde und bald war ein Vorwand gefunden, unter dem Sie, da man stets Entdeckung befürchtete, aus der

Stadt entfernt wurden. Ich werde nicht zu sagen brauchen, welche Kunstgriffe man anwandte, um Sie mit Herrn de Raad zu verbinden; Sie spielten Ihre Rolle meisterhaft und de Raad schätzte sich glücklich, eine schöne Gattin zu besitzen, die einen so vornehmen Mann zum Verwandten hatte. Ihr Gatte bekam dadurch eine bedeutende Stelle in der Hauptstadt, und jetzt sind Sie in der Residenz ganz und gar vergessen, außer bei denen, durch deren Einfluß und Fürsprache Herr van Velden den Posten in Ostindien bekommen kann. Hier, gnädige Frau, ist die Bittschrift, die ich Ihnen zur Besorgung übergebe."

Mit zitternder Hand ergriff Hermine das ihr dargebotene Papier.

„Sie sind mehr zu fürchten als ich glaubte," sagte sie, „auch die Geheimnisse meines früheren Lebens sind Ihnen bekannt; aber wagen Sie es nicht, die Geheimnisse Jemand mitzutheilen; Sie wissen, daß..."

„O, gnädige Frau, ich kenne die Macht Ihres vormaligen Beschützers und aller derjenigen, welche mit den schon längst vergessenen Geschichten in Verbindung stehen, und bin klug genug, um mir den Haß dieser Mächtigen nicht auf den Hals zu laden. Nur um Sie zu überzeugen, daß ich weiß, daß Sie noch viel Einfluß haben, sprach ich diese Worte zu Ihnen, die ich in Gegenwart von Andern nie äußern dürfte. Thun Sie darum, was ich von Ihnen verlange, und Sie werden nichts von mir zu fürchten haben."

Er ließ die Bittschrift in den Händen der Frau, die eine so merkwürdige Rolle auf der Weltbühne gespielt hatte, die mehr als eine bloße Statistin gewesen, und verließ das Zimmer.

XXV.

Plane.

David Ram stand nach seiner Gewohnheit an den Tisch gelehnt, der im Mooriaantje das Buffet vorstellte, und trank von Zeit zu Zeit aus einem Bierglas, das, mit Jenever gefüllt, neben ihm stand, während er mit einer gewissen Würde aus einer langen Pfeife rauchte, deren Kopf mit einem silbernen Deckel beschlagen war. Es war Sonntag oder lieber Sonntag gewesen, denn schon war es beinahe Nachts elf Uhr und der Sonntag unterschied sich bei David Ram nur dadurch, daß er seine besten blauen Hosen, weiße Strümpfe und blinkende Schuhe anhatte. Dazu hatte er eine dicke silberne Uhr, die er nie trug, ohne den Sack, in welcher sie lag, ein paar Mal umzudrehen, da er seine Kunden kannte und wußte, daß einige unter ihnen waren, die die besondere Geschicklichkeit besaßen, eine Uhr so gewandt aus dem Sacke zu nehmen, daß der Eigenthümer nicht das Mindeste davon bemerkte. Sonntags zog David Ram auch immer ein schönes Ueberhemd an und setzte einen großen Hut auf, den er selbst im Zimmer aufbehielt; während er, um seine Erscheinung noch bedeutender zu machen, die lange Pfeife mit dem silbernen Beschläge hervorholte. Jim machte auch einigen Unterschied zwischen dem Sonntag und den übrigen Werktagen; er zog wie sein Vater die besten Kleider an, fluchte mehr als gewöhnlich und war beinahe den ganzen Tag betrunken.

Gijs, der Dichter, der Hausfreund Rams, Vater und Sohn, der, als ein besonderes Zeichen von Freundschaft, bei David bis zu sechzehn Stüber borgen durfte, brachte Sonntags den ganzen Tag in Het mooriaantje zu, da er noch soviel Scham besaß, um sich in seinem

elenden Anzuge nicht auf der Straße zu zeigen, und andererseits, und dies war wohl die Hauptursache, da Gijs Sonntags als Gast bei David einen Platz an dem Tische fand, und gratis geistige Getränke bekam, bis die Zeit da war, zu welcher die gewöhnlichen Gäste das Mooriaantje besuchten.

Um diese Zeit mußte dann der Dichter seine Rolle als Gast niederlegen, um die eines Kunden oder habitué zu übernehmen und dann wie die übrigen Gäste zu bezahlen, was er verzehrte.

Die Lampen waren angezündet und flammten mehr als gewöhnlich; die Flaschen auf dem Büffet, zwei an der Zahl, eine für Jenever, die andere für Branntwein, waren gefüllt; mit einem Wort, Alles war bereit, um die Freunde zu empfangen. Jim lag auf einer Bank, um seinen Rausch auszuschlafen, und Gijs saß, eine Cigarre rauchend, neben dem Büffet und hatte drei Bierkrüge vor sich stehen, die er schon alle geleert hatte, ohne daß sein Durst gelöscht war.

„Sag' einmal, David, gib noch einen Krug her, aber ich will ihn nicht umsonst haben, ich werde ihn bezahlen; Du bist nobel genug und darum will ich von Deiner Güte keinen Gebrauch machen," und mit der Hand in der Hosentasche mit den Silbermünzen rasselnd, begann er aus einem französischen Vaudeville zu singen:

„J'ai de l'argent, j'ai de l'argent,
Ah oui, j'ai de l'argent!"

„Ja, Gijs, Du scheinst gegenwärtig gut mit Geld versehen zu sein," sprach der Kaffetier, der soviel Französisch verstand, daß er wußte, daß de l'argent Geld heiße. „Hast Du massematten gehandelt oder wieder Verse gemacht oder so etwas?"

„Nein, Daaf," so nannte Gijs den Wirth des Mooriaantje gewöhnlich, wenn er in guter Laune war, „nein, Daaf, ich bin kein marwieger [1]), was ich noch

1) Dieb.

werden kann, weiß ich nicht; massematten handelen ist gefährlich und man kommt der princerij leicht in die Hände. Im Vertrauen, Daaf, ich habe ein Kunststück erfunden, das nicht halb so gefährlich ist und doch etwas Artiges einbringt. Ich habe kleine Päcke gemacht mit Adressen darauf und sie zu Dorf- und Beurtschiffen gebracht; ich hatte eine weiße Schürze angezogen, die mir das Aussehen eines Lastträgers gab, und verlangte für jedes Päckchen einen Schilling Vorschuß, den mir die dummen Schiffer ausbezahlten. Auch habe ich eine alte große Kiste, worein ich einige Steine that und auf die ich eine Adresse klebte, an einen Herrn, der, wie ich weiß, in Kampen wohnt, abgesendet; ich schrieb mit rothem Blei auf die Adresse: „Nachnahme ein Gulden siebenzig Cent," nahm einen Karren und brachte die Kiste zu dem Kamper Beurtmann und der Schiffer bezahlte mir ohne alles Weitere die Nachnahme. Nun, Freund, auf diese Weise habe ich gestern beinahe neun Gulden zusammen bekommen."

„Ich habe Dich gestern nicht hier gesehen," sagte David.

„Das will ich glauben, ich habe mir einmal wohl sein lassen, um ein Uhr hatte ich das Geld beisammen und dann..."

„Dann hast Du Dich vielleicht so betrunken, daß Du erst diesen Morgen nüchtern geworden."

„Nein, wahrhaftig nicht, Daaf, dafür hatte ich zuviel Geld, ich wollte einmal ein rechtes Vergnügen haben, und darum gab ich Achtung, daß ich nicht zuviel trank. Ich ging bis zwei Uhr in der Plantaadje und dann rauchte ich ein Pfeifchen in einem Kaffeehaus. Ich hatte große Lust, zu reiten, aber meine Kleider waren zu schlecht, darum ließ ich das gehen: ich trank aber vier Gläser und das ist nicht zuviel, und aß dann in einem Wirthshause. Junge! David, Du hättest sehen sollen, was ich da that, ich erinnere mich nicht, je so gut gegessen zu haben, es schmeckte mir wie Am-

brosia, doch das ist etwas, wovon Du nichts weißt. Man nannte mich da Mijnheer, wahrscheinlich, weil ich soviel verzehrte, das machte mir Freude, denn da erinnerte ich mich wieder der guten alten Zeit, in der mich Jedermann so ansprach."

„Abends ging ich in die Komödie und nahm auf der engelenbak [2]) Platz. Sie spielten Menschenhaß und Reue, ein schönes Stück, und Engelman that sein Bestes. Ich konnte mich in dem Augenblick noch erinnern, daß ich, als ich das Stück zum ersten Male sah, in der Loge saß und nach dem schellingje sah, ohne denken zu können, daß ich meinen Fuß einst dorthin setzen würde. — Als die Komödie aus war, traf ich eine alte Bekanntschaft, bei der ich die Nacht zubrachte, ein liebes Mädchen, David, und..."

„Daran zweifle ich nicht," rief Ram, „aber ich werde zu alt, um mich bei diesem Punkte aufzuhalten." Er lachte vielbezeichnend, als wollte er dadurch zu erkennen geben, daß seine Worte nur Scherz seien. Gijs gab darauf dem alten Ram eine Schilderung seines nächtlichen Abenteuers, das wir aber für nicht wichtig genug halten, um es unsern Lesern mitzutheilen.

„Ja, ehe ich es vergesse," rief Gijs, weißt Du, wen ich auch in der Komödie gesehen?"

„Nein!"

„Bert, den Maler!"

„Den Maler," rief Ram, sehr erstaunt, „Teufel! Du hast ihn begegnet und gesprochen?"

---

2) Der geringste Platz im Stadttheater, gewöhnlich engelenbak genannt. Auch nennt man diesen Platz het schellingje, weil er in den letzten Jahren dreißig Cent oder einen Schilling kostete. Seit aber das Stadttheater in andere Hände übergegangen, kostet der geringste Platz nur fünfundzwanzig Cent. (Aehnlich sind bei uns die Namen Juhee und Dreibatzenplatz.)

„Ja, er hat gesagt, er wolle heute Abend hieher kommen.“

„Bravo! wir haben überall nach ihm gesucht, der Teufel mag wissen, wo er so lange geblieben ist. Bram hat mehrmal nach ihm gefragt, und selbst Geld versprochen, wenn man seinen Wohnort ausfindig mache. Ich glaube auch, Gijs, daß Vater Bram etwas für Dich zu thun hat, gestern Abend hat er bis zwölf Uhr auf Dich gewartet, und mir aufgetragen, wenn ich Dich sprechen möchte, Dir zu sagen, daß er heute Abend herkommen werde.“

„Der Einaug wird doch keine Heirath im Sinne haben, daß er ein Brautgedicht nöthig hat,“ spottete der Dichter, „es würde die Ehe von Vulkan und Venus sein, wenigstens wenn seine Frau etwas hübsch aussähe.“

Der Poet trank sein ganzes Glas aus, ohne daß es ihm glücken wollte, seinen Durst zu löschen.

Jim ließ in diesem Augenblicke allerlei sonderbare Laute hören, er dehnte sich mehrere Male aus, und das war das Zeichen, daß er vom Schlafe erwachte, und kaum hatte der Sohn des Hauses die Bande des Schlafes von sich geschüttelt, als Paul der Barbier hereintrat, um die Gesellschaft zu vermehren.

„Nichts ist umsonst,“ rief der Duikelaar hereintretend, „vorgestern habt ihr mich traktirt, jetzt ist es an mir. Holla, David, gib mal eine Pinte[3]) zum Anfang.“

Zum Lobe des eifrigen Jim sei es hier gesagt, daß der Duikelaar den Befehl kaum hatte hören lassen, als er eine zinnerne Kanne nebst zwei Gläsern vor sich stehen hatte.

„Ich meine noch vor Lachen zu bersten, wenn ich daran denke,“ fuhr der neue Gast fort, „stell' Dir vor,

---

3) Eine halbe Maaß.

Paul, daß ich in der neuen Kirche stand unter der Orgel, in der Hoffnung, bei dem Herausgehen turf te trekken, woraus aber nichts geworden ist. Während ich so dastehe, kommt ein Schwarzrock, um zu hengelen [4]), und hielt mir den Sack vor. Es ist für die Armen, dachte ich, und ich bin gewiß nicht reich; ich stecke meine Hand in den Sack und da seht," rief er, eine Hand voll Kupfergeld und kleine Silbermünzen auf den Tisch werfend, „das blieb mir an den Fingern hängen! Nun es war für die Armen bestimmt und darum kam es auch mir zu. Ich nahm meinen Hut ab, der Schwarzrock grüßte mich und dann schnitt ich ein so ernst Gesicht, als ob ich auf die Predigt horche."

Paul nickte wiederholt mit dem Kopf, um seine Billigung zu erkennen zu geben. Die Zimmerthüre wurde indessen geöffnet, und es trat Jemand herein, dessen Ankunft mit lautem Jauchzen von Paul, dem Duikelaar und Gijs begrüßt wurde. Es war Albert Drost, Nancys Liebhaber, der in der gemeinen Kneipe erschien. Es thut uns leid, ihn da zu finden; leider aber ist ein Augenblick genug, um einen Menschen fallen zu machen, und oft ist ein ganzes Leben nicht zureichend, ihn aus der Tiefe, in die ihn dieser eine Augenblick stürzte, wieder herauszureißen.

Albert Drost hatte sich ernstlich vorgenommen, durch Fleiß und gesittetes Leben all' das Vergangene vergessen zu machen. Die Liebe zu Nancy trieb ihn zu diesem Entschluß; aber nicht Jeder vermag einen solchen Entschluß auszuführen.

Das Geld, obwohl auf unrechtmäßige Weise erworben, war doch nützlich von ihm angewendet worden. Er hatte ein Zimmer gemiethet, in einem abgelegenen Viertel, wo die Wohnungen nicht theuer sind, Farben und Pinsel sich angeschafft, und sich mit Eifer wieder

4) Liebesgaben einsammeln.

an die Palette gemacht. Sehr viel Hemmnisse hatte er zu bekämpfen, viele Schwierigkeiten zu überwinden. Drei Jahre im Gefängnisse hatten seine Finger starr gemacht, und er vermißte die Gewandtheit, die man allein durch Uebung bekommt, und die er früher in so hohem Grade besaß. Unzufrieden warf er oft den Pinsel von sich, wenn er auf sein Werk sah, und es mit seinen früheren Arbeiten verglich. Doch er blieb geduldig und nach langer, ununterbrochener Arbeit, denn er mußte eilen, da er das Wenige, was er besaß, beinahe aufgezehrt hatte, war endlich die Malerei fertig. Das Bild war keineswegs ohne Verdienst, und der Künstler verwendete sein Letztes, um eine passende Rahme darum zu kaufen und bot sein Bild einigen Sammlern an. Die meisten Sammler aber besitzen wenig oder kein Kunstgefühl, sie sammeln Bilder, wie Woestbergen, ohne Geschmack und Kenntniß, nur aus Nachahmungssucht, nur um der Mode zu huldigen, sie behalten wenig oder nichts für die eigentliche Kunst übrig und kaufen nur Bilder von berühmten Meistern, weil diese immer ihren Werth behalten und bald wieder verkauft werden können. Male ein Stück in dem Genre von Jan Steen, gib ihm ein altes Aussehen und laß ein paar Kunstkenner versichern, daß es ein ächter Jan Steen ist, sie werden es bewundern und zu hohen Preisen kaufen, während das Original eines großen Meisters, wie schön es auch gemalt sein mag, für ihn keinen Werth hat, wenn seine Aechtheit nicht bewiesen ist.

Man fragte unsern Maler nach seinem Namen, und als er ihn nannte, waren Einige, die sich erinnerten, was mit ihm vorgefallen, kleinlich genug, keine Malerei von einem Manne besitzen zu wollen, der eine Strafe erstanden hatte. Albert beschloß einen andern Namen auf das Bild zu setzen, aber er erfuhr, was ein Schriftsteller erfährt: man kannte ihn nicht, er hatte noch keinen Namen. Und wirklich, sind nicht oft die Erstlinge die besten Früchte? Erstlinge tragen immer

den Stempel jugendlichen Feuers, lebendiger Phantasie und frischen Muthes, denn noch ist das Genie in voller Kraft, die oft durch die Zeit gedämpft wird.

Ohne Aussicht, das Bild an einen Liebhaber oder Sammler zu verkaufen, sah er sich genöthigt, sich mit seiner Arbeit zu einem Kunsthändler zu verfügen. Einer derselben bot ihm an, er solle sein Bild bei ihm ausstellen, aber er müsse Geduld haben und warten, bis sich eine gute Gelegenheit zeige. Doch das war Albert unmöglich: alles sein Geld war verzehrt, er mußte leben und dazu brauchte er Mittel. Ohne Zurückhaltung machte er den Kunsthändler mit seinem Zustande bekannt, und dieser hatte soviel Mitleiden, ihm zwölf Gulden auf das Bild vorzuschießen, mit der Bedingung, daß, wenn innerhalb eines Jahres dasselbe nicht verkauft sei, es dem Vorschießenden gehöre.

Daß dieses Ereigniß alle Hoffnung zernichtete, die Albert Drost noch gehabt hatte, sich seinen Unterhalt durch seinen Pinsel erwerben zu können, werde ich nicht erst zu sagen haben. Wie ein Wahnsinniger fluchte er seinem Schicksale, das ihm die Mittel nahm, ein ehrlicher Mensch zu werden, nur durch Verbrechen könnte er seinen Unterhalt gewinnen, war der Schluß, den er daraus zog, und der schon lange entworfene Plan, durch einen Diebstahl sich soviel zu verschaffen, um mit Nancy das Vaterland verlassen zu können, kam ihm wieder in den Sinn.

„Noch ein Glas, Jim,“ rief Paul, und zwang den Maler bei ihm Platz zu nehmen.

„Ihr habt Wort gehalten,“ rief Gijs, der Dichter.

„Wo seid Ihr doch die ganze Zeit gewesen?“ fragte David. Albert ersann eine weitläuftige Geschichte, die er der edlen Gesellschaft auftischte; denn er schämte sich, den Versuch zu erzählen, den er gemacht, ein anderes Leben zu führen.

„Ich glaube Vater Bram hat Etwas mit Euch vor,“

flüsterte ihm der krumme David zu, „er hat sich entsetzlich viel Mühe gegeben, Euch aufzufinden; nun Ihr wißt, Bram ist ein schlauer Fuchs und arbeitet immer im Großen."

Es dauerte nicht lange als derselbe gut gekleidete Herr, der den Namen: der Linksche bekommen hatte, und wie sich unsere Leser noch erinnern werden, ein so großartiges Beispiel von seiner Kraft in dem Trom gegeben hatte, in die Kneipe trat. David und Jim grüßten ihn mit einer gewissen Ehrfurcht, die er nur seiner außerordentlichen Körperkraft zu danken hatte, denn Stärke und Verschlagenheit war das Einzige, was im Mooriaantje Ehrfurcht einflößte. Er war seit dem Abend, oder lieber der Nacht, in der der Streit mit Paul, dem Barbier, vorgefallen war, nicht in das Haus Rams gekommen, und darum hielt dieser es wahrscheinlich für seine Pflicht, den Linksche zu fragen, ob er krank gewesen.

„Nein," gab der Befragte kurz zur Antwort, „doch ich bin hieher gekommen, um den Mann zu sprechen, den man den alten Herrn nennt, besucht er noch gewöhnlich dieses Wirthshaus?"

„Gestern Abend ist er wieder hier gewesen," sagte der Wirth, „und das war das erste Mal seit langer Zeit. Ich glaube, daß er kein Geld hat, denn ein paar der Leute haben ihn bald auf der Schanz, bald wieder auf dem Groenmarkt auf einem Wagen schlafen sehen. Gestern Abend sah er aber wieder hübsch aus, und als er betrunken war, erzählte er Jim, daß der Herr Smith, bei dem er auf dem Komptoir ist, und der sich schämte, einen so schlecht gekleideten Kommis zu haben, ihm die Kleider machen ließ, daß aber das Geld, das sie kosten, von seinem Salair abgezogen würde, so daß nun statt die Summe, auf die er gerechnet, zu empfangen, er nur sehr wenig bekommen habe."

„Es sind noch wenig Leute da," sagte der Linksche, „Ihr habt darum wohl noch einen Augenblick Zeit,

mit mir zu sprechen, David! Setzt Euch zu mir und trinkt für meine Rechnung, was Ihr wollt, Ihr könnt Alles nehmen, was Ihr Lust habt!"

„Dann will ich so frei sein, ein Gläschen jai . . . Branntwein zu nehmen," sagte David und setzte sich an das Tischchen, an dem der Linksche saß.

„Ich fragte Euch unlängst nach der Wittwe, die auf dem Wijde steeg gestorben ist und zwei Kinder, Frank und Clara hinterließ; Ihr sagtet mir dann, daß die beiden Kinder von einem reichen Herrn in eine Kostschule gethan worden; nun ich weiß, daß die beiden Kinder gestorben sind und habe Beweise davon."

„Beide Kinder?" frug David Ram mit Nachdruck.

„Ja, beide," antwortete der Linksche.

Ram, der es wohl besser wußte, wenigstens soviel, daß Clara nicht auf der Kostschule gestorben, war klug genug, dem Linksche nicht zu widersprechen, da es vielleicht zur Entdeckung seines Kinderraubes hätte führen können, begnügte sich mit einer Bewegung der Achseln, und sagte: „das ist Schade!"

„Ich wollte Euch nur fragen, ob die Wittwe nie Besuche von einem Herrn empfing, Ihr werdet mir das wohl sagen können, da Ihr ihr Nachbar waret."

„Nein, zuletzt kam oft ein ungarischer Doktor und am letzten Tage ist ein Domine bei ihr gewesen. Jim hat sie noch begraben sehen, sie ist Abends von Todtengräbern weggeholt worden."

„Darum frage ich Euch nicht!" rief der Linksche schnell, „ich will nicht wissen, wie sie begraben worden ist, nur ob sie während ihrer Krankheit von jemand anderem, als dem Doktor und dem Domine besucht wurde."

„Nein," antwortete David, „sonst würde ich es wohl wissen, denn es konnte nichts bei ihr geschehen, das mir nicht bekannt wurde."

„Ich weiß jetzt genug," sagte der Linksche und verfiel wieder in sein gewöhnliches Stillschweigen.

„Alter!" flüsterte Jim seinem Vater zu, „der Einaug ist im Hinterzimmer."

„Bram! ich werde sogleich kommen," sagte David. Er ging eiligst zum Buffet, hielt die beiden Flaschen vor das Licht und sah, wieviel noch darin war.

„Warum denn das?" frug Jim in höchst unehrerbietigem Tone. „Glaubst Du, daß ich warten werde, bist Du weg bist, um ein Glas jim oder jajim[5]) zu trinken, wenn ich Lust hätte, so würde ich um deinetwillen es nicht lassen, sieh!" Er setzte die Branntweinflasche an den Mund und nahm einen tüchtigen Zug daraus.

David konnte seine Wuth nicht bezwingen und gab Jim mit der Faust einen Schlag, der dem Burschen nicht wohl zu thun schien.

„Schlag' mich nicht wieder, krummer Hund," brüllte Jim, „hab' noch einmal das Herz, mich anzurühren," rief er knirschend vor Wuth, „dann werde ich Dich ter neêr blikkeren.[6]) Semey amge[7]), Alter, Du weißt, wenn ich gestehen will, kann ich Dich auf 't schollem[8]) bringen und dann, Alter!" Er strich mit der Hand an dem Halse und sah seinen Vater drohend an.

David Ram erblaßte, mit Tigeraugen betrachtete er einen Augenblick seinen Sohn. Dann gab er ihm die Flasche und sagte: „Jim, da trink', soviel Du willst, aber sag' das nie wieder!"

Jim stieß die Flasche zurück. „Jetzt will ich nicht," sagte er, „aber wenn ich Lust habe, werde ich trinken, verstehst Du mich, und rühr' mich nie wieder an, von Dir will ich nicht geschlagen werden."

---

5) Jenever oder Branntwein.
6) Niederstechen.
7) Paß' auf.
8) Das Schaffot.

„Gib so lange Achtung, bis ich wieder zurückkomme," ersuchte Ram seinen Sohn in bittendem Tone und verließ das Kaffeezimmer durch die Thüre, die in das Hinterzimmer führt.

Während David abwesend war, kam van Zweeden herein.

Gijs der Dichter nahm seinen rothen Hut, der verschiedenartige Einbiegungen hatte, von dem Haupt und machte eine Verbeugung vor dem Kommis. Mit lauter Stimme deklamirte er, während er van Zweeden von Kopf bis zu Fuß besah:

Een prachtvol feestgewaad omsloot zijn ranke leden,
't Waas, waar het oog ook zag, niet dan aanvalligheden;
Eu 't volk riep alom: „nooit zag men immer meer
Zoo luistervolle pracht, zoo ridderlijk een' heer!"[9])

und über sein eigenes Talent verwundert, sah er mit stolzen Blicken um sich.

van Zweeden war wirklich eine glänzende Erscheinung in dem Kreise der Gäste des Mooriantjes, deren Kleider meist aus Lumpen von allerlei Farben zusammengesetzt waren. Ein brauner Rock, bis an den Hals zugeknöpft, hatte den schwarzen verdrängt, den er bisher getragen; während eine gute schwarztuchene Hose

---

9) Ein prachtvoll Festgewand umschloß die schlanken Lenden
Wohin das Aug' auch sah, Schönheit an Eck und Enden,
Das Volk rief rings umher: Wo träf' man wieder an
So reiche, edle Pracht, so ritterlichen Mann.

und hohe Stiefeln, statt der geflickten Hosen und alten Stiefeln, seinen Anzug vollendeten.

„Ich wünschte Sie gerne einmal zu sprechen, guter Freund," sagte der Linksche, und zog den Kommis Adam Smith an den Tisch, an welchem er saß, und da der Linksche nicht vergaß, van Zweeden im Jenever frei zu halten, ließ er sich diesen Zwang wohl gefallen.

Während beide in einem tiefen Gespräche verwickelt waren, kam David zurück und sprach in geheimnißvollem Tone mit Gijs und dem Maler, worauf beide sich in das hintere Zimmer begaben.

Hier wurden sie von Vater Bram empfangen, der, sobald er sie hereintreten sah, mit außergewöhnlicher Freundlichkeit ihnen entgegenkam, die Hand drückte und sich zu dem Maler wendend, sagte:

„Aber zum Teufel, Bert, wo seid Ihr doch gewesen? Glücklich, daß ich Euch nun finde, Maler! denn ich habe ein Plänchen und denke, daß Ihr es nicht sliegene[10]) sollt, da massomme massematten bij te handelen[11]) ist; laßt uns zusammen haggelen[12]) und indeß können wir aanslaan om de massematten te handelen.[13])

„Haggelen ist gut," sagte Gijs, „wenn caskene[14]) dabei nicht vergessen wird. Denn ich haggel lieber nicht, wenn nicht jajim dabei ist."

David brachte einen Schinken, einige Eier, Brod und Butter und darauf eine Flasche Branntwein und als diese den Tisch zierte, setzte sich das Kleeblatt zur Mahlzeit.

Während sie aßen und nicht vergaßen die Gläser zu füllen, begann Vater Bram also:

---

10) Verwerfen.
11) Gold dabei zu stehlen ist.
12) Das Abendmahl nehmen.
13) Den Plan zu dem Diebstahl entwerfen.
14) Trinken.

„Ich weiß, Jungen, daß ihr gognum[15]) seid und nicht als moosser zult doorslaan[16]) und gif[17]) genug, um einen eileija[18]) Menschen op te redderen[19]). Ich habe euch darum auserwählt, Jungen, denn, obwohl Paul der Barbier und der Duikelar gewasschen marwiegers[20]) sind, kann ich sie doch nicht gebrauchen, weil sie nicht klug genug sind und sie nichts vorzustellen wissen."

„Aber bedenkt, Vater Bram," sagte Gijs, „daß ich noch nie massematten gehandelt[21]) habe, und überdieß wenig Lust fühle, mit der princerij[22]) in Berührung zu kommen und geschut[23]) zu werden, und vielleicht ein Gespräch mit dem ballebos[24]) zu führen, und darauf auf dem schollem den langen Hannes[25]) zu umarmen, als ob er meine kalle[26]) wäre."

„Wer wagt, gewinnt!" rief Vater Bram, „und gefällt Euch mein Plan nicht, ich zwinge Euch nicht."

„Ohne Gefahr bekommt man nichts," sagte Albert, „ich bin bereit, Gefahr oder keine Gefahr!"

„Ihr habt Recht," antwortete Gijs:

Souvent c'est la tempête,
Qui nous conduit au port.[27])

---

15) Muthig.
16) Verrätherisch handeln.
17) Klug.
18) Einfachen.
19) Zu täuschen.
20) Erfahrne Diebe.
21) Gestohlen habe.
22) Polizei.
23) Gefangen genommen.
24) Rechte.
25) Geißelpfahl.
26) Frau
27) Oft ist's der Sturm, der uns zum Hafen führt.

wie sie in einer Oper singen, die ich einmal sah, als ich noch meine guten Tage hatte.

„So hört," fuhr Bram fort, „ihr beide habt eine gute Erziehung genossen und könnt, wenn ihr wollt, euch sehr nobel anstellen, ihr kennt die Verbeugungen und Komplimente, und mehr solcher Dinge, womit die vornehmen Leute einander bedienen."

„Das will ich glauben," sagte Gijs, „ich bin in Haarlem auf der Schule gewesen; es war eine theure Schule, tausend Gulden das Jahr."

„Stört mich nicht in meiner Rede," verwies ihm Vater Bram, „und laßt mich fortfahren. Und mit einer Würde und Haltung, als führte er den Vorsitz in einer ansehnlichen Versammlung, der er eine Sache von höchster Wichtigkeit vorzulegen habe, fuhr er also fort: „Ihr kennt das Hôtel des Pays-Bas in der Doelenstraat; da wohnt seit einiger Zeit ein gewisser Kolonel aus Ostindien, der moos hat. Er heißt van Bergen, und ißt immer an der Tafel. Er hat unlängst einen Wechsel aus Ostindien bekommen im Betrage von dreißigtausend Gulden, wahrscheinlich für Güter, die er dort verkauft hat; der Wechsel ist auf Bergvliet Brongers und Comp. ausgestellt und acceptirt; am zwanzigsten dieses Monats wird der Wechsel bezahlt, jetzt haben wir den vierzehnten, also in sechs Tagen."

„Ha! ich begreife Alles," rief Gijs, „wir müssen den Wechsel zu bekommen suchen."

„Nein, das würde wenig helfen," begann Bram wieder, „wir müssen den Kolonel haben, Ihr beide geht morgen früh nach Haarlem und nehmt dann augenblicklich einen Wagen, um nach Amsterdam zurückzufahren, hier steigt ihr als große Herren im Hôtel des Pays-Bas ab und logirt Euch dort ein. Ihr, Albert, nehmt einen andern Namen an, gleichgültig welchen, und seid Maler. Gijs verändert auch seinen Namen und ist Euer Freund, mit welchem Ihr eine

Kunstreise macht. Ihr wohnt beide in Rotterdam, schreibt in das Nachtbuch Eure falschen Namen ein und gebt vor, von Rotterdam zu kommen. Begriffen!"

„So was, fahrt fort!"

„Der Kolonel van Bergen ist ein Freund von alten Bildern; ihr müßt seine Bekanntschaft machen und ihn hieher zu bringen suchen, hieher in das Moriaantje. Das kann bequem geschehen, unter dem Vorwande, daß sich hier ein altes Gemälde befinde, das man vielleicht für einen geringen Preis kaufen könne."

„Ich will ihm den Preis machen," sagte Albert, der, seit dem unglücklichen Ausschlagen seiner ersten Versuche, einen großen Haß gegen Kunstsammler hatte, „ich stehe dafür, daß er meinen soll, es sei ein ächter van Dyk zu finden."

„Macht's wie Ihr wollt, aber sorget dafür, daß er herkomme. Ich habe alle nöthige Verabredung mit David getroffen; Abends könnte es viel gegen sich haben, in diese Gegend zu kommen, aber es ist gleichgültig und vielleicht noch besser, daß er uns am hellen Tage besucht."

„Ihr wollt ihn doch nicht om gaaijes maken,[28])" fragte der Maler etwas beunruhigt.

„Seid Ihr toll," antwortete Bram lachend, „wir werden ihn schutten[29]) und das ist Alles. Er trägt immer ein Portefeuille bei sich, worin er den bewußten Wechsel aufbewahrt. Sobald er hier ist, wird er in den Keller eingeschlossen; Ihr Gijs setzt die Unterschrift des Kolonel auf den Wechsel, wir erhalten von Bergliev Brongers und Comp. das Geld und Jeder von uns soll seinen gehörigen gijlek[30]) an den massematten[31]) haben; sorgt darum dafür, daß er am neun-

---

28) Ermorden.
29) Gefangen nehmen.
30) Antheil.
31) Beute.

zehnten hier ist, denn am zwanzigsten ist der Wechsel verfallen."

„Und was dann?" frug Albert.

„Wenn das Geld da ist, lassen wir ihn wieder gehen, oder glaubt ihr, daß wir ihn koosme gesjeft[32]) halten sollten?"

„Aber er wird als moosser doorslaan und die Sache angeben, sobald er in Freiheit ist."

„O laßt mich dafür sorgen, ich habe meine Maßregeln getroffen; der Kolonel ist in diesem Stadttheile nicht bekannt, und vielleicht noch nie gewesen, er muß darum einige Umwege machen, ehe er hieher kommt. David wird an dem Tage den Schild, der über der Thüre hängt, wegnehmen und einen andern, den ich noch habe, auf dem ein fliegender Fisch gemalt ist, dafür hinsetzen. Sprecht darum kein Wort von dem Mooriantje, sondern denkt an den fliegenden Fisch; außerdem dürfen Ram und Jim sich nicht zeigen, ich werde den Wirth spielen und ihr sollt sehen, wie gut ich meine Rolle geben werde, daß ihr schwören werdet, ich hätte mein Leben nichts anderes gethan, als jim oder jajim ausgeschenkt. Ist das Geld in unsern Händen, werden wir ihm drohen, daß wir ihn om gaajes machen, wenn er keine spaansche mat verkwanseld,[33]) er wolle nie ein Wort von dem sprechen,

---

32) Für immer gefangen halten.

33) Einen Eid schwört. Der Ursprung dieses sonderbaren Ausdruckes wurde uns auf folgende Weise erzählt. Vor ungefähr sechzig Jahren befand sich ein Matrose als Gefangener in dem damaligen Rasphuis in Amsterdam, überwiesen falsche Eide für seinen Kapitän geschworen zu haben. Für jeden falschen Eid, den er schwor, bekam er eine spaansche Mat zur Belohnung und er war gewohnt, wenn man nach seinem Verbrechen fragte, zu sagen, ich habe spaansche Mat-

was hier vorgefallen ist. Wenn er dann der princerij die Sache angibt, dann haben wir nichts zu fürchten; der vliegende visch ist nirgends bekannt, und möchte es auch geschehen, daß er das Wirthshaus fände, dann würde er sich dennoch betrügen, wenn er David Ram als Wirth träfe, denn ich glaube, daß zwischen mir und dem krummen David noch ein Unterschied ist," sagte Bram, mit Stolz sein einziges Auge zusammendrückend, obgleich es immer noch eine schwere Aufgabe für den Menschenkenner wäre, die Frage zu lösen, wer den Vorrang zwischen dem krummen David und Vater Bram verdiene.

„Und wie groß soll unser Theil an den massematten sein?" frug Albert.

„Dreitausend Gulden für Jeden, wenn Alles gut abläuft," versicherte Bram.

„Dreitausend Gulden," rief Gijs, „der Teufel hole mich, wenn ich für die Summe nicht Alles wagen sollte. Aber so gekleidet, wie wir jetzt sind, können wir nicht in das hôtel des Pays-Bas kommen, das würde Verdacht erwecken."

„Dafür habe ich auch schon gesorgt," beruhigte ihn Ram und holte einen Pack, der unter dem Tische lag, herauf. „Hier sind Kleider, die Ihr mitnehmen und anziehen sollt, man kann nie wissen, wer uns beobachtet. Nehmet sie darum mit, Freunde, und zieht sie morgen an, wenn ihr auf die Reise geht. Diese Börse enthält dreißig Gulden, um eure Reisekosten zu bestreiten; sobald ihr morgen in der Stadt seid, kommt ihr zu mir und ich werde euch dann mehr Geld geben; ihr wißt, wo ich wohne; aber gehet nun nach Hause

---

ten verwanselt, welcher Ausdruck bald im Zuchthaus und dadurch in der Diebssprache sehr allgemein wurde. (Eine spaansche Mat ist eine spanische Maaß; verkwanseln heißt verthun.)

und trinkt keinen Tropfen mehr, um morgen im Stande zu sein, in aller Frühe abzureisen. Ihr müßt mit der ersten Diligence gehen, und ich werde einen Lastträger mit einem Koffer, den ich mit Steinen und einiger schönen Leinwand fülle, damit er etwas schwer ist, auf das Komptoir der Post senden, denn es sieht nicht gut aus, wenn man ohne Koffer in einem Gasthofe ankommt. Wo schlaft Ihr diese Nacht, Gijs?"

„Er kann bei mir schlafen," sagte Albert.

„Gut," gab Gijs zur Antwort, „ich bin diese Nacht Euer Gast, Maler!" und rezitirte:

„Met trompetten aan den monden
Lei den hofstoet, heer en gast,
Langs den trappen van albast.'[34])

„Ja, ja," fiel Bram ein, „das ist Alles gut und schön. Männer, nehmt nun den Pack und geht nach Hause, kleidet euch gut an, denn in den Kleidern, die in dem Pack sind, sollt ihr aussehen, wie die eerste banjerts,*) und sagt Niemand etwas und richtet Eure Sache gut aus."

Gijs knöpfte seinen alten blauen Rock zu, nahm seinen Hut in die linke Hand, strich mit der rechten durch die Haare und machte dann vor Bram eine graziöse Verbeugung, um diesem ein kleines Bild von seinem Betragen zu geben.

„Nun noch ein einziges Glas auf das Glücken unseres Planes!"

„Da und morgen kommt ihr Abends in mein Haus, um Geld zu holen und so jeden Abend, um zu sehen, wie die Sachen stehen."

„Aber," frug Albert, „wie wißt Ihr das Alles so von dem Kolonel?"

---

34) Mit Trompeten an dem Munde
Führt den Hofstaat, Gast und Gäster.
Auf der Trepp' von Alabaster.

35) Vornehme Herren.

Bram verzog sein Gesicht in gräßliche Falten und sagte: „Das sind meine Sachen!"

„Nun Jeder muß wissen, was er thut, komm', laß uns gehen."

„Geht durch die Hinterthüre, damit Euch Niemand mit dem Packe sieht," sagte Bram.

Albert nahm den Pack auf seine Schultern, und nachdem Gijs die Bemerkung geäußert, daß der Maler viele Aehnlichkeit habe mit dem Manne, der auf dem Titelblatte von Bunjans Reise eines Christen in die Ewigkeit stand, ein Buch, das er in seiner Kindheit gelesen hatte — verließ er das Wirthshaus mit seinem Freunde. —

XXVI.

Neue Plane.

Als Gijs und der Maler fort waren, verließ Vater Bram das hintere Zimmer und trat in das Kaffeezimmer. David Ram vernahm bald aus seinem Munde, daß er mit den Burschen im Reinen sei, worauf sich Bram zu dem Duikelaar und Paul dem Barbier verfügte, die mit noch einer dritten Person an einem besonderen Tischchen saßen.

„Ha!" sagte Vater Bram, nach seiner Gewohnheit lachend, „die Kompagnie ist complet, wie Manus der Sergeant zu sagen pflegt, der nun kootme gesjeft[1]) ist, der arme Junge!" Er klopfte der dritten Person vertraulich auf die Schulter und fuhr fort: „Haben Sie die kruizen geslagen[2]) mein Herr?"

---

1) Lebenslang im Gefängniß sitzen.
2) Von den Schlössern Abdrücke genommen.

Die vertrauliche Art, in welcher „der Herr“ oder lieber Gustav Baron von Hunter von dem Einaug angesprochen wurde, schien ihm höchst unangenehm zu sein; er sah Vater Bram mit stolzem Lächeln an, aber, als erinnerte er sich plötzlich der Verkleidung, in der er stecke, sagte er, sein Gesicht in andere Falten werfend:

„Ihr meint, ob ich die Abdrücke bei mir habe; hier sind sie.“

Bram nahm die Abdrücke in seine Hand, betrachtete sie aufmerksam, und schüttelte dann bedeutsam den Kopf, worauf er die kostbaren Gegenstände Paul übergab, der sie auch einige Male mit Wichtigkeit in der Hand herumdrehte.

„Nicht gut,“ erklärte der Barbier und befestigte das Gesagte durch einen kräftigen Fluch.

„Es wird Mühe kosten, einen guten Schlüssel darnach zu machen; aber lassen Sie nur mich dafür sorgen,“ sagte Bram. „Wann glauben Sie die masse.... daß wir die Sache ausführen-können?“

„In drei oder vier Tagen, ich werde Euch aber am Tage zuvor sprechen.“

„Und ich werde dafür sorgen, daß die Schlüssel bereit sind,“ versicherte Bram. „Doch jetzt müssen Sie uns die Mittel sagen, mein Bester, wie man in das Haus kommt.“

„Nichts ist einfacher,“ antwortete der Baron. „Gegen Abend begibt sich dieser,“ auf den Duikelaar zeigend, „in das Haus von... das ich euch näher bezeichnen werde, wenn die Zeit da ist, mit einem Briefe, und wartet auf Antwort; um allen Verdacht zu vermeiden, muß er sorgen, gut gekleidet zu sein, daß man ihn für einen kruijer[3]) halte...“

---

3) Ein Lastträger, der meist an der Ecke der Straße wohnt und die Geschäfte der Inwohner besorgt. Ueber seiner Wohnung hat er einen Schild aushängen.

„Aha, ich begreife!" sagte Paul, „während der Bediente oder das Mädchen den Brief in das Zimmer bringt, schleiche ich durch die Vorderthüre, die natürlich offen steht oder von dem Duikelaar geöffnet werden kann, hinein und verberge mich irgendwo, bis es Zeit ist, die massematten te handelen. Das ist ein altes Kunststück und darum haben die meisten Bedienten und Mädchen den Auftrag, Abends nie solche Briefe anzunehmen."

„Sie werden den Brief, den ich Euch geben werde, schon annehmen," sagte Gustav, seiner Sache sicher. „Wenn Ihr bei dem Einhändigen des Briefs nur vorgebet von dem Kolonel van Bergen geschickt zu sein, so wird man nicht zögern, ihn anzunehmen. Vergeßt darum den Namen Kolonel van Bergen nicht."

„Der Kolonel van Bergen," wiederholte Bram, den Herrn verwundert ansehend. „Kennen Sie ihn?"

„Nein, aber ich weiß, daß er in dem Hause bekannt ist, wo wir den Diebstahl begehen wollen; doch laßt mich fortfahren," sagte Gustav: „Sobald das Mädchen oder der Bediente den Brief in das Zimmer trägt, muß dieser," auf Paul zeigend, „in das Haus schleichen, und dann schnell und so leise als möglich durch den Gang gehen bis an sein Ende. Zur linken Hand befindet sich eine Treppe, die nach unten führt; diese hinabgehend, kommt man wieder in einen Gang, an dessen Ende eine Glasthüre ist, die in den Garten führt. Ehe man aber an die Thüre kommt, ist eine andere da, die in das Gartenzimmer geht; die Thüre dieses Zimmers ist gewiß offen, sollte sie aber geschlossen sein, so ist hier ein Wachsabdruck des Schlosses. In dem Zimmer werdet Ihr einen Alkov finden, in welchem ein Kasten, der aber so wenig, als der Alkov benützt wird. In dem Kasten müßt Ihr euch verbergen, bis Ihr es für die rechte Zeit haltet. In dem Zimmer steht eine große eiserne Kiste, so kunstreich gemalt, daß man sie für Mahagoniholz hält; man drückt

dann an dem Fuße an der Seite des Alkoven, und dadurch springt das Plättchen vor dem Schlüsselloch weg; dann wird Euch der Schlüssel, dessen Modell Ihr schon habt, öffnen lassen, und darin werdet Ihr eine blecherne Trommel finden, die Alles enthält, was wir haben müssen."

„Begriffen!" sagte Paul, ein paarmal billigend mit dem Kopfe nickend. „Sie haben gut op gilles gestaan[4]), um Alles so zu wissen, aber wenn die massematten gehandeld is, wie komme ich dann weg, denn Sie können sich einbilden, daß ich wenig Lust habe, da nachtbajes[5]) zu halten."

„Nichts ist leichter," gab Gustav zur Antwort, „die Fenster des oberen Zimmers sind gleich mit dem Boden und werden von innen geschlossen, so daß es keine Mühe kostet, sie zu öffnen; dann kommt Ihr in den Garten, an dessen Ende ein Zaun sich befindet, in welchem eine Thüre auf die Reguliersdwarsstraat hinaus führt. Auch diese Thüre ist von innen geschlossen und für einen Abdruck des Schlosses habe ich gesorgt; ich werde Euch das Alles noch einmal sagen, wenn die günstige Zeit da ist."

„Sehr gut und Vater Bram soll für die loensche klee[6]) sorgen. Groot purim[7]) wird mir wohl helfen die Kappe von den Löchern zu thun und glückt das nicht, dann muß kromkop[7]) heraus," sagte Paul, sich bei der schönen Aussicht, die sich ihm eröffnete, die Hände reibend.

„Aber," bemerkte der Tuikelaar, „ich muß doch

---

4) Gelauert.
5) Die Nacht da zuzubringen.
6) Ein Ring an welchem sich viele nachgemachte Schlüssel befinden.
7) Meisel.
8) Brecheisen.

auf Antwort warten, denn wenn ich, so bald der Bediente sich entfernt hat und der Barbier herein gekommen ist, mich auf die Füße mache, so werden sie Verdacht bekommen."

„Sie werden Dir Antwort geben," sprach Gustav.

„Der Kolonel wird also den Brief selbst schreiben?"

„Laßt mich dafür sorgen," sagte von Hunter, „ich werde Euch seiner Zeit den Brief geben, den Ihr nöthigenfalls lesen könnet, ehe Ihr ihn abgebet."

„Nun dann ist es gut," begann der Duikelaar wieder, „und möchten sie auch etwas merken, glaube ich gewandt genug zu sein, um zu lijmeren [9]), vielleicht sogar besser, als der gognumste bemoeial [10]); dann werde ich op gilles gaan staan [11]), ob etwas verrathen wird, und wenn Alles glückt, werden wir gijlek doen [12]), nicht wahr?"

„Ja," sagte Bram und gab zugleich dem Baron einen Wink mit den Augen, der aber weder von Paul noch dem Duikelaar bemerkt wurde.

„Und ich kann euch gewiß jeden Abend hier finden?" frug Gustav die beiden Bösewichter.

„Ja und sollte es vorkommen, daß wir nicht hier wären, so weiß uns der krumme David immer zu finden," sagte Paul. „Nun, ein nurrie [13]) auf das Glücken unseres Unternehmens und laßt uns würfeln, um zu sehen, wer für de nurrie bloeden zal [14])."

„Das ist nicht nöthig," sagte Gustav, die Meinung Pauls mehr durch die Würfel, die er brachte, als durch seine Worte begreifend. „Ich werde bezah-

---

9) Vorschwatzen.
10) Klügste Advokat.
11) Auflauern.
12) Theilen.
13) Flasche.
14) Bezahlen muß.

len," und einen Gulden auf den Tisch werfend, verließ er den Trom.

„Ein nobler Herr," sagte Paul, als der Baron das Wirthszimmer verlassen hatte.

„Ich befürchte noch immer, daß er moosser [15]) ist," sagte der Duikelaar.

„Das ist er nicht," sagte Vater Bram, „ich weiß, daß er eben so wenig als ihr und ich mit dem godel [16]) Bekanntschaft machen möchte. Glaubt Ihr, daß Vater Bram so dumm ist und nicht einmal einen ehrlichen Kerl von einem Weets [17]) oder moosser unterscheiden kann? Wäre er das, dann wäre er auch gisser [18]) und würde bargoens [13]) verstehen. Daß er etwas Anderes ist, als wir, bezeugt nur, daß er marwieger uit de pistole [20]) ist."

* * *

Der Linksche, der, wie wir schon gesagt haben, sich mit van Zweeden unterhielt, schien wenig mit dem, was ihm der Kommis erzählte, zufrieden zu sein. Er schüttelte wiederholt den Kopf und stand endlich auf, um Het mooriaantje zu verlassen, als er in demselben Augenblick van Zweeden Jim den Befehl geben hörte, noch ein pintje Jenever zu bringen.

„Wollen Sie denn noch mehr trinken?" fragte der Linksche, „mich dünkt, daß Sie nun schon genug getrunken haben."

---

15) Spion.
16) Polizeikommissär.
17) Gerichtsdiener.
18) Schlauer.
19) Diebssprache.
20) Dieb von besserem Schlag. Wir haben vergessen, unsern Lesern mitzutheilen, daß man sich im Bargoens keiner Artikel bediente. Nur zu größerer Deutlichkeit sind sie hie und da von uns benützt.

„Aber ich kann nichts davon fühlen," war die Antwort des gesunkenen Kommis.

„Müssen Sie denn immer so viel trinken, bis Sie betrunken sind?" frug der Linksche wieder, während der Blick seines dunkeln Auges tadelnd auf van Zweeden ruhte.

„Es dauert noch lange, bis es Tag wird," begann dieser wieder, „und so lange muß ich hier bleiben, ich habe Ihnen ja schon mehreremal gesagt, daß ich keine Wohnung habe."

„Das ist Ihre eigene Schuld."

„Nein, nein, es ist Adam Smiths Schuld, dieses elenden Menschen, der mich zuerst arm machte, und mir nun dreihundert Gulden geben will und was kann man dafür thun. Es gab eine Zeit, in der ich mehr als dreihundert Gulden die Woche verzehrte.

„Diese Zeiten sind aber vorbei," sprach der Linksche, „und hätten Sie damals weniger verzehrt und mehr Achtung auf Ihre Sachen gegeben, würden Sie jetzt nicht nöthig haben, von Adam Smith zu leben. Doch was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden; und Sie sind nicht der Einzige," sagte er in düsterem Tone, „der mit Selbstanklage und Reue auf das Vergangene zurücksieht. Ich glaube gerne, daß Adam Smith ein elender Mensch ist und mitwirkte, um Sie arm zu machen; doch er ist nicht allein schuldig, so wenig als Sie, daß Sie jetzt ohne Wohnung umher schweifen, daß Sie in dieser Kneipe Leuten zum Spotte dienen, mit denen Sie nicht umgehen sollten, da es Ihre anständige Beschäftigung durchaus nicht zuläßt. Adam Smith hilft Ihnen nicht dazu, daß Sie ein Trinker sind."

Van Zweeden war zu tief gesunken, als daß ihn diese Sprache hätte beleidigen können. Die Leidenschaft des Trinkens hatte sein Ehrgefühl erlöschen gemacht.

„Dreihundert Gulden, ich gestehe, es ist wenig," fuhr der Linksche fort, „sehr wenig, aber man kann

doch davon leben, selbst anständig leben, wenn man nur will. Wie mancher Beamter mit großer Familie verdient nicht mehr, und doch macht er keine Schulden und er und die Seinen erscheinen ganz anständig. Sie sind ein Einzelner und haben für Niemand als sich selbst zu sorgen. Für vierzig oder fünfzig Gulden im Jahr können Sie ein kleines Zimmer miethen, nehmen Sie täglich zehn Stüber für den Lebensunterhalt, dann haben Sie noch genug für Kleider übrig und bleiben ein anständiger Mann. Gewöhnen Sie sich diese schreckliche Gewohnheit ab, denn ein Trunkenbold verzehrt mehr als eine ganze Familie bei mäßiger Lebensweise."

„Aber das ist kein Leben," stotterte van Zweeden, „wenn mir Adam Smith mehr geben würde, so käme ich auch nicht hieher, sondern in ein anständiges Kaffeehaus, aber der Mensch muß doch das Nöthige haben und ...."

„Und Sie nennen geistige Getränke das Nöthige! nennen Sie das Leben, die Art, wie Sie Ihre Tage schließen? Ist das Leben, sich zu betäuben, seine Gesundheit zu verwüsten, vom Getränke übermannt, niederzutaumeln, seiner selbst unbewußt, sogar dem Kehricht der Menschheit zum Spotte zu dienen, ist das Leben?"

„Wenn Sie Morgens in diesem elenden, von Jenever und Tabaksdampf verpesteten Orte erwachen, sagen Sie, wie befinden Sie sich dann, welches Gefühl haben Sie, wie zittern dann nicht alle Ihre Glieder, wie kraftlos und schwach fühlen Sie sich! Alle Lust zum Arbeiten, alle Geschicklichkeit ist erloschen, der Tag ist eine lang dauernde Qual, die Arbeit eine unerträgliche Last; die Arbeit wird Ihnen schwer, weil Ihr Verstand betäubt, Ihr Körper entkräftet ist und Sie sehnen sich nach dem Abend, um Ihre Lust, Ihre unersättliche Begierde nach Getränke, und nur Getränke befriedigen zu können; dann besuchen Sie diese elende Kneipe, um

hier die Nacht zu verschwärmen, weil hier das Getränke wohlfeil ist! O pfui! nennen Sie das Leben!"

„Und wenn Ihnen das Geld fehlt, um Ihre Begierde nach starken Getränken, Ihre elende Leidenschaft für diese schreckliche Pest zu befriedigen, wie unglücklich müssen Sie dann sein? Wie ein Wahnsinniger schleppen Sie sich dann umher und irren, während Jeder sich zur Ruhe begeben hat, wie ein Nachtgespenst durch die menschenleeren Straßen der Stadt, bis Sie endlich ermüdet und abgemattet, da und dort auf einer Stoep oder unter einer Bude bewußtlos niederstürzen. Sagen Sie mir, ob ich die Unwahrheit spreche, ob meine Schilderung nicht treu ist! Ist das nicht Ihr Leben? Ein Leben, das um so unerträglicher sein muß, da Sie es früher nicht gewöhnt waren, Sie haben bessere Tage gekannt!"

Van Zweeden schien durch diese Worte getroffen; wie in tiefes Nachdenken versunken, starrte er vor sich hin; der Muth fehlte ihm, den Sprecher anzusehen. Jim, neugierig, zu vernehmen, was der Linksche mit van Zweeden so Wichtiges zu verhandeln habe, hatte sich indessen genähert, um wo möglich das Eine oder Andere zu erhaschen. Aber ein Blick des Linksche war genug, den Sohn David Rams in das andere Ende des Zimmers zu treiben, und da unterhielt er sich damit, die Gebärden nachzuäffen, mit denen der Sittenmeister im Feuer seine Rede begleitete.

„Lassen Sie das verpestete Getränke gehen, van Zweeden," fuhr der Linksche in seiner Bußpredigt fort, „und stellen Sie sich einmal das Leben vor, das Sie führen könnten. Sie bewohnen ein kleines, reinliches Zimmer bei anständigen Bürgersleuten; beim Erwachen erwartet Sie ein einfaches, aber gutes Frühstück; in guter Laune gehen Sie auf das Komptoir und verrichten mit Lust ihre Arbeit; Mittags finden Sie ein nahrhaftes Essen und Abends eine gute Schlafstätte. Ihr Schwärmen muß aufhören, Ihre Nächte verträumen

Sie ruhig in Ihrem Bette, nicht Wetter und Wind, wie jetzt, bloß gegeben, Ihre Kräfte werden wieder erstarken, durch Sparsamkeit werden Sie soviel erübrigen, als zu einer passenden Kleidung nöthig ist; man wird Sie achten und die, welche Ihnen jetzt mit Recht ausweichen, werden Ihnen wieder freundlich begegnen. Ihr Einkommen wird sich bessern, Sie besitzen Kenntnisse und Adam Smith, der dem Trunkenbolde mehr als dreihundert Gulden zu geben sich weigert, weil er weiß, daß Sie um Ihres schändlichen Lebens willen nirgend anders unterkommen können, wird, wenn Sie ein anständiges Leben führen, gewiß Ihr Einkommen erhöhen, da er sonst fürchten müßte, einen so geschickten Kommis zu verlieren. Sie sind noch nicht zu alt, um nicht noch glücklich werden zu können; die dunkelblaue Farbe, die Ihr Gesicht verunstaltet, wird verschwinden und dem Roth der Gesundheit Raum geben. So werden Sie als ein nützliches Glied in die Gesellschaft zurückkehren, die Sie jetzt verachtet, und von sich stößt, und so oft Sie dann Ihr besseres Loos betrachten und an das Leben zurückdenken, das Sie früher führten, werden Sie einen edlen Genuß haben, einen Genuß, den Ihnen der beste Trank nicht verschaffen kann. Nun," so endigte der Linksche seine Rede, „wie gefällt Ihnen dieses Bild. Haben Sie Lust, auf dem alten Fuß fortzuleben, oder wollen Sie so glücklich werden, als ich es schilderte?"

Ein Augenblick tiefer Stille folgte, der nur von den Flüchen Pauls, des Barbiers, welcher diesen Abend nicht glücklich im Kartenspiele war, unterbrochen wurde. Endlich nahm van Zweeden das Wort und sagte flüsternd, als fürchtete er von den Anderen gehört zu werden:

„Ich habe mir oft vorgenommen, mein Leben zu bessern und dem Trinken zu entsagen, aber ich kann nicht. Wenn es Abend wird und die Zeit da ist, in der ich zu trinken gewöhnt bin, dann kann ich es nicht lassen; ich glaube, daß selbst dann, wenn ich wüßte,

es wäre Gift in dem Trank und ich sogleich nach dem Gebrauche sterben müßte, ich es mir nicht versagen könnte, das tödtliche Getränke einzuschlürfen."

„Unglücklicher!" rief die ermahnende Stimme des Linksche, „und Sie sollten den Muth nicht haben, diesem Hange, dieser Begierde zu widerstehen. — Muth gehört zu Allem und mit einem festen Willen vermag der Mensch viel. Wohlan, van Zweeden, nehmen Sie sich ernstlich vor, das Trinken zu fliehen. Zu Ihrem eigenen Wohle gebe ich Ihnen den Rath, ich interessire mich für Sie, weil es mir leid thut, daß ein Mann von guter Abkunft und nicht ohne Kenntnisse sich blindlings in's Verderben stürzt und unter eine Gesellschaft mischt, die so weit unter ihm steht. Geben Sie meinen Worten Gehör, ich meine es aufrichtig mit Ihnen: wenn Sie auf dem betretenen Wege fortfahren, dann wird der Hang zu geistigen Getränken sich verdoppeln, dann werden Sie ihn befriedigen müssen und koste es, was es wolle, Sie werden zum Verbrechen getrieben, und wer weiß, was das Ende davon sein wird. Darum zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind, überwinden Sie sich selbst. Ich weiß, daß Sie die Wahrheit meiner Worte nicht bezweifeln, daß Sie überzeugt sind, daß Sie das Trinken in's Verderben bringt, darum Muth gefaßt! Gehen Sie mit mir, ich werde für einen Nachtaufenthalt sorgen, und dann nie wieder dieses Haus betreten, nie wieder das langsam tödtende Gift geschlürft, bis Sie gelernt haben, wie man solche Getränke gebraucht."

Van Zweeden stand auf und würde wahrscheinlich den guten Rath befolgt haben, wenn er nicht im selben Augenblicke den Duikelaar ein Glas Jenever aus der zinnernen Kanne hätte einschenken sehen, die vor ihm stand.

Das geistige Getränke perlte in dem Kelch, und als ihn der Duikelaar an die Lippen setzte und in ei=

nem Zuge leerte, sank der Muth des durch das Trinken erschlafften van Zweeden.

„Ich habe 'mal gehört, daß es für den, der an das Getränke gewöhnt ist, und plötzlich den Gebrauch des Jenever läßt, sehr nachtheilig, ja tödtlich sein kann," sagte van Zweeden, „ich will mir darum nach und nach das Trinken abgewöhnen und es nicht so auf einmal lassen."

„Nun, Sie haben doch jetzt genug, folgen Sie mir darum!"

„Nein, jetzt nicht, es soll der letzte Abend sein; morgen werde ich mit Ihnen gehen, aber heute noch und dann zum Letztenmal... Jim!"

„Zwingen kann ich Sie nicht," brummte der Linksche, „und ebenso wenig, als Sie den Muth haben, das Trinken heute zu lassen, werden Sie ihn morgen haben." Er warf einen mitleidigen Blick auf den Trunkenbold und verließ die Kneipe.

Kaum war er fort, als van Zweeden sich eine Pinte Jenever bringen ließ.

„Der Linksche hat Ihnen da schön gepredigt, alter Herr," sagte Jim, so laut als möglich sprechend, um von den übrigen Gästen gehört zu werden. „Ich will verdammt sein, wenn er nicht ein verlaufener Domine ist oder so etwas, und wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich ihn ausgelacht, und ein Pintchen Jasim nach dem andern ausgetrunken, als ob es Wasser wäre, anstatt da zu sitzen, wie ein eileija[21]) Teufel der zum Erstenmal bei dem godel[22]) in der Visite ist."

Diese Bemerkung wurde laut belacht und diese Belohnung, die Jim zu Theil wurde, war hinreichend, um ihn anzulocken, noch einige Artigkeiten zu dem so eben Gesagten zuzufügen.

---

21) Dummer.

22) Polizeikommissär.

„Der Kerl hat was zu viel Geschwätz gemacht," sagte der Duikelaar, „ich habe nie gehört, daß Jim oder Jajim etwas schaden, und was geht es ihn an, was ein Anderer thut."

„Er hat Hände an seinem Leib und darum darf er den Mund aufthun," sagte Paul, der den Linksche um seiner außergewöhnlichen Körperkraft willen hochachtete, „und in dem was er zu dem alten Herrn sagte, kann er vielleicht Recht haben."

Van Zweeden dachte inzwischen bei dem Trunke des Jenevers, den er hatte kommen lassen, über die Worte, die der Linksche an ihn gerichtet hatte, ernstlich nach. Eine Wohnung, eine Schlafstätte zu haben und ein ruhiges Leben zu führen, dieß Alles hatte im ersten Augenblicke etwas Reizendes für den Trunkenbold. Seine lebendige Einbildungskraft führte ihn in die Vergangenheit zurück, und eine Thräne fiel in den Born seines Unglücks — den Jenever.

In seinen Gedanken wurde er von Vater Bram gestört, der, als er bemerkte, daß die Uebrigen sich in das Spiel vertieft hatten, bei van Zweeden Platz nahm und ein Gespräch mit ihm begann.

„Sie sind auf einem Komptoir, nicht wahr?" frug er ihn, „Sie haben es mir wenigstens oft erzählt, bei Remmers und Comp., glaube ich."

„Ja, so schreibt er, obwohl er eigentlich Adam Smith heißt."

„So, und wenn ich recht weiß, wohnt er auf der Prinsengracht, bei dem Groenmarkt, sein Komptoir ist ein Hinterhaus."

„Ja, und der Name Remmers und Comp. steht auf einer kupfernen Platte vor der Thüre."

„Man sagt allgemein, daß er viel Geld hat, und Sie haben es mir auch oft erzählt," sagte Bram, der bemerkte, daß van Zweeden gerade soviel getrunken hatte, als nöthig war, um Alles aus ihm heraus zu locken, und darum wählte er diesen Augenblick, wohl

wissend, daß van Zweeden bald außer Stand sein werde, mehr zu sprechen und dann von dem Stuhl fallen werde, um von David Ram und Jim unter das Billard gelegt zu werden, um da seinen Rausch auszuschlafen.

„Er hat viel Geld und wie man sagt, muß er nicht allzu ehrlich dazu gekommen sein."

Bram wußte dies Alles aus dem Munde van Zweedens, der, wenn er betrunken war, immer von seinem Patron sprach und von dem ihm durch denselben zugefügten Unrecht.

„Adam Smith ist ein Spitzbube, der sein Möglichstes gethan, um mich arm zu machen," sagte van Zweeden und begann nach seiner Gewohnheit zu erzählen, wie er früher auf glänzendem Fuße gelebt und wie er damals von Leuten empfangen wurde, die er auch wieder einlud, die jetzt aber an ihm vorüberreiten, ohne ihn ansehen, viel weniger ihn als Bekannten ansprechen zu wollen.

„So sind sie Alle, solange man glücklich ist, ist es gut, aber ohne Geld, ohne Freunde," sagte Vater Bram, „und wahrhaftig, ich wünschte, daß Sie wieder reich wären, um sich einmal an dem Adam Smith und den Andern rächen zu können."

„Wenn ich einmal wieder reich werde," erklärte der Trinker, „dann sollen sie mich nicht wieder arm machen, aber damals... ja, damals hatte ich nicht so viel Verstand als jetzt..."

„Aber Sie müssen deßhalb auch Ihr Bestes thun, um wieder reich zu werden," sagte Vater Bram lachend.

„Aber das ist unmöglich!" rief van Zweeden verzweifelnd. „Der Spitzbube hätte mir gestern fünfundsiebenzig Gulden bezahlen sollen und statt dieser empfing ich nur vierzig; für das Uebrige hat er mir diese Kleider machen lassen, weil er mich in meinem schlechten Anzuge nicht auf dem Komptoir haben wollte. Sie sehen, ich bin nicht einmal Herr über das Geld, das

ich selbst verdiene und Sie sprechen mir von reich werden..."

„Das ist so unmöglich nicht..." sagte Bram mit vielbedeutendem Lächeln, „ich habe viele Menschen gekannt, mit welchen es noch elender stand als mit Ihnen, und die nun Kutsche und Pferde halten."

„Sie meinen vielleicht die Lotterie?"

„Die Lotterie... bah! das ist gut für die Reichen, diese ziehen die höchsten Preise und ein armer Teufel bekommt nichts, nein, da weiß ich ein anderes Mittel."

„Ein anderes Mittel... und das ist?" frug van Zweeden.

„Ruhig, Freundchen," rief Vater Bram, „das läßt sich nicht so auf einmal sagen, wir müssen noch zuvor Einiges abmachen, ehe ich Ihnen das mittheilen kann, was mir auf dem Herzen liegt. Trinken Sie aber jetzt nicht, alter Herr!" fügte der Rathende hinzu, und hielt van Zweedens Hand zurück, die wieder nach dem Glase griff, „warten Sie damit, bis wir fertig sind, Sie können mich sonst nicht verstehen; Sie mögen nachher soviel trinken als Sie wollen, aber hören Sie noch einen Augenblick."

Bram stopfte die Pfeife, die er gewöhnlich im Munde hatte und sich darauf zu dem Kommis vertraulich wendend, begann er:

„Adam Smith hat sich auf unrechtmäßige Weise eines Theils Ihres Vermögens bemächtigt, das ist so gut als gestohlen."

Van Zweeden nickte bejahend.

„Denken Sie sich nun, daß ich Ihnen Etwas gestohlen hätte, würden Sie es nicht zurückzubekommen suchen?"

„Gewiß," antwortete der Schreiber Adam Smiths.

„Und das kann man nicht stehlen heißen, das ist nur das Gestohlene zurücknehmen."

„Ja!"

„Nun, wie hoch schätzen Sie die Summe, die

Remmers oder Smith, oder wie er heißt, Ihnen zu wenig gegeben?"

„Das will ich Ihnen erzählen, aber zuerst muß ich probiren, glauben Sie mir, daß es mich nicht hindert." Van Zweeden nahm einen Zug und fuhr fort: „Unter vielen Gütern hinterließ mir mein Vater einen Bauernhof, in mehren Morgen Aeckern und Wiesen bestehend. Als Alles verbraucht war und ich wieder Geld nöthig hatte, schoß mir Adam Smith zehntausend Gulden vor, als eine Hypotheke auf den Bauernhof und das dazu gehörende Land. Auch dieses Geld war bald verschwendet, und als ich ihn nochmals um Geld bat, als zweite Hypothek des Verpfändeten, beging er den Streich, den ich Ihnen jetzt erzählen werde. Ich mußte Geld haben, meine Sachen standen ganz schlecht, und um sie wieder zu regeln und meine Gläubiger zufrieden zu stellen, überließ ich mich dem Spiel an der Börse und dazu brauchte ich baares Geld. Unter dem Vorwande, mit mir über die zweite Hypotheke zu sprechen, lud er mich zu sich ein; sein Empfang war freundlich und eine Flasche Wein wurde nach der andern geleert. Als ich soviel Wein getrunken hatte, daß mein Geist nicht mehr ganz klar war, sagte er, daß es ihm nicht möglich sei, mir mehr Geld auf dieses Gut vorzuschießen, da die Ländereien im Preise gesunken, ja beinahe nichts mehr werth seien und ich ihn deßhalb sehr verpflichtete, wenn ich die Hypotheke ablösen würde. Das war mir unmöglich, und endlich sagte er unter einer Menge von Sittenlehren, daß er aus Achtung vor meinem verstorbenen Vater und in der Hoffnung, daß ich jetzt ein geregeltes Leben anfangen wolle, bereit sei, mir sechstausend Gulden augenblicklich auszubezahlen, wenn ich ihm den Bauernhof und die Ländereien verkaufen würde.

„In diesem Augenblicke kam mir der Mann so redlich vor und hielt ich Alles für so reine Wahrheit, was er mir sagte, daß ich nicht zögerte, den Kauf zu schließen, um so mehr, da der Judas die Summe, die

er bot, mir in Gold vorzählte, das mir in meinem betäubten Zustand als ein unerschöpflicher Schatz erschien. Noch am selben Abend wurde ein Kontrakt unterzeichnet, während er Eigenthümer des Gutes für nur sechzehntausend Gulden wurde, die früher mir vorgeschossenen zehntausend Gulden dazu gerechnet.

„Als am folgenden Tage mein Verstand wieder hell geworden, fühlte ich, welche Thorheit ich begangen und dies wurde mir zur Gewißheit, als ich sechs Wochen später vernahm, daß Adam Smith das Gut, das er von mir für sechzehntausend Gulden gekauft hatte, um nicht weniger als achtunddreißigtausend Gulden wieder verkauft habe!"

„Verdammt!" rief Bram, „das ist zweiundzwanzigtausend Gulden Gewinn," und mit geheuchelter Verachtung fügte er hinzu: „Der Spitzbub! Er ist werth, gerädert zu werden, und was thaten Sie dann?"

„Obwohl ich voraus wußte, daß es mich wenig nützen würde, ging ich doch in das Kaffeehaus, wohin Smith gewöhnlich kam, um ihm da vor allen Leuten seine schändliche Handlungsweise vorzuhalten, und ich rächte mich auch in Gegenwart von fünfzig Menschen."

„Und?" frug Vater Bram, der an der Geschichte van Zweedens Interesse fand.

„Er hörte mich mit seiner gewöhnlichen Ruhe an und als ich geendigt hatte, sagte er in einem mitleidigen Tone, der mich beinahe wüthend machte:

„„Sie haben Recht, Herr van Zweeden, was ich von Ihnen für sechzehntausend Gulden kaufte, verkaufte ich sechs Wochen später für achtunddreißigtausend Gulden. Ich schäme mich nicht, das öffentlich hier zu erzählen und beizufügen, daß ich bereits sicher war, einen Käufer zu finden, als ich den Kauf mit Ihnen für sechzehntausend Gulden abschloß, und zwar einen Käufer mit dem obigen Preise. Es ist mir sogar noch sehr unangenehm gewesen, nur soviel zu bekommen, da ich

gehofft hatte, ein paar tausend Gulden mehr zu gewinnen.""

„Alle Anwesenden sahen ihn verwundert an, als er einige Augenblicke schwieg und endlich fortfuhr:

„„Sie sind gekommen, um mich vor den Leuten als einen Betrüger darzustellen, es ist deßhalb nöthig, daß ich mich jetzt auch vor denselben vertheidige und die Triebfeder meiner Handlungsweise angebe, die ich lieber verschwiegen hätte, um Ihre Schande nicht zu offenbaren und nicht den Schein zu haben, als ob ich mich des wenigen Guten, das ich thue, rühmen wollte. In sehr kurzer Zeit," fuhr er fort, sich an mich wendend, „haben Sie die ansehnliche Hinterlassenschaft, die Ihr braver Vater, den ich einst meinen Freund nennen durfte, mit soviel Mühe und Fleiß zusammengebracht hatte, auf die schändlichste Weise verschwendet. Was ich von Ihnen kaufte, war das Letzte, was von dem ansehnlichen Vermögen übrig geblieben war; ich hielt es für meine Pflicht, soviel ich konnte, dies Eigenthum für Sie zu erhalten, denn ich sah leicht voraus, daß, wenn Sie das von mir Gekaufte an einen Andern für eine größere Summe verkauft hätten, der Mehrbetrag nur dazu gedient hätte, Ihrer Verschwendung Nahrung zu geben, und Sie aber dann desto gewisser der Armuth anheimgefallen wären. Darum bediente ich mich einer List, um Ihnen das Bauerngut und die dazu gehörigen Ländereien für ein Dritttheil des Werthes abzuschwatzen. Zweiundzwanzigtausend Gulden habe ich bei dem Verkaufe gewonnen; den Gewinn werde ich Ihnen zurückgeben, sobald Sie von Ihrem Leichtsinne genesen sind und ich überzeugt bin, daß Sie das Geld nach seinem Werthe zu schätzen wissen. Das wird Sie vielleicht zwingen, ein ordentliches Leben zu führen, wenn Sie die Ueberzeugung nicht dazu bringt. Ich wollte diesen meinen Zweck geheim halten bis zu dem Augenblick, da ich es rathsam halten würde, Ihnen das Geld zuzustellen, allein Ihre Unbescheidenheit, die ich

Ihnen vergebe, da der Schein, wie ich gerne bekenne, gegen mich war, hat mein Vorhaben vereitelt. Es wird darum von Ihnen selbst abhängen, von Ihrem eigenen Betragen, Herr van Zweeden, sich bald in den Besitz des Vermögens zu setzen, das ich für Sie in Empfang genommen und das, wenn es gut umgetrieben wird, Sie in den Stand setzt, ein ruhiges unbesorgtes Leben zu führen.""

„Adam Smith ärndtete allgemeinen Beifall; Jeder spendete dem Heuchler das größte Lob für seine edle That. Vergebens erhob ich laut meine Stimme dagegen. Smith, der allgemein als frommer und braver Mann bekannt war, wurde gelobt und mich nannte man einen Undankbaren, der des Edelmuthes Adam Smiths nicht werth sei."

„Und er hat Ihnen nie Etwas von dem Geld zurückgegeben?" fragte Bram.

„Nie, und er nennt es eine besonders gnädige Handlung, daß er mir jährlich dreihundert Gulden gibt, obwohl er sehr gut weiß, daß Leute von meinen Kenntnissen das Doppelte auf andern Komptoiren verdienen."

Vater Bram blies dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und sagte: „Aber warum nehmen Sie denn nicht, was Ihnen zukommt, und was er Ihnen selbst versprochen, zu geben!"

„Wie kann ich das thun," antwortete van Zweeden, „er würde mich des Diebstahls beschuldigen, er wäre es wohl im Stande."

„Sie müssen es auch nicht thun, alter Herr, aber es durch Andere verrichten lassen. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen und dann wollen wir es so angreifen, daß er nie auf Sie Verdacht haben kann."

„Er nie Verdacht haben, o dann kennen Sie Adam Smith nicht und wissen nicht, wie schlau er ist."

„Lassen Sie ihn so schlau sein, wie den Teufel, ich bin es auch," versicherte Bram. „Hören Sie, ich will Ihnen mal den Plan mittheilen; gefällt er Ihnen

nicht, so werden wir wieder darüber sprechen. Hat Adam Smith viel Geld auf seinem Komptoir?"

„Ja, vielleicht eine Tonne Goldes oder noch mehr in Papieren."

„Und wo liegen sie?"

„In einer eisernen Kiste, die an den Boden genagelt ist, so daß zwanzig Menschen sie nicht von der Stelle rücken können."

„Wir haben auch nichts mit der Kiste zu thun, wenn wir nur haben, was darin ist," sagte Bram, über seine geistreiche Bemerkung lachend.

„Ja wohl . . . aber um das zu bekommen . . ."

„Können Sie an die Kiste kommen, ohne daß er es merkt?"

„Ja," gab van Zweeden zur Antwort.

„Nun, da ist ein Stück Wachs, machen Sie das weich, indem Sie es etwas in der Hand reiben und stecken Sie es dann in das Schlüsselloch, so daß das ganze Schloß in dem Wachse abgedrückt ist, geben Sie Achtung, daß Sie den Abdruck nicht beschädigen, dann werden wir uns näher besprechen."

„Gut, ich werde es thun, und morgen Abend sollen Sie ihn haben. Adam Smith, Adam Smith, o daß endlich die Zeit käme, mich an Dir zu rächen!" rief van Zweeden, und hob die Faust in die Höhe.

„Verflucht!" sprach Vater Bram, während er seinen Rock zuknöpfte und sich bereitete, fortzugehen. „Drei Pläne zugleich und wenn nur zwei gelingen, bin ich ein reicher Mann, und verlasse augenblicklich das Land, wo es gefährlich für mich wird. Wir werden morgen einen Paß holen; es ist gut, solche Dinge im Vorrath zu haben."

XXVII.

Ein häusliches Schauspiel.

Die Reguliersdwarstraat ist eine krumme Straße, die am Koningsplein beginnt und am Botermarkt endet. Zum Theil liegt die Straße zwischen der Heerengracht und dem Singel, zum Theil zwischen der Reguliersbreestraat und Heerengracht. Vom Koningsplein her scheint die Straße nicht sehr breit, aber je mehr man sich dem Botermarkt nähert, desto weiter wird sie. An der Seite der Heerengracht ist sie meist mit Ställen bebaut, die durch Gärten mit den Häusern der Gracht verbunden sind, während auf der andern Seite sich nicht sehr große Häuser befinden, in welchen winkelnering[1]) getrieben wird. Die Freimaurerloge ist das einzige ansehnliche Gebäude, das man in der Straße antrifft. Die Vijzelstraat theilt sie in zwei Theile; der Theil zwischen der Vijzelstraat und dem Koningsplein ist, die Markttage ausgenommen, todt und still, obgleich verschiedene Querstraßen nach dem Singel führen.

Zwischen der Vijzelstraat und dem Botermarkt herrscht eine größere Lebendigkeit und dort findet sich auch der Eingang zu dem sogenannten Duivelshoek; ein Name, den man einer Menge kleiner Gassen gegeben, die zwischen der Reguliersdwarstraat und der Reguliersbreestraat liegen, und ein wahres Labyrinth bilden. Da hat die Hefe des Volkes ihren Aufenthalt; da wohnt die Unzucht alles Glanzes und alles Reizes baar; da sieht man beinahe immer Gerichtsdiener umhergehen, um Verbrecher aus ihren Schlupfwinkeln zu

1) Kleinhandel.

holen. Der Duivelshoek ist ein Theil der Hauptstadt, in welchen gewiß neun Zehntel Amsterdams nie einen Fuß gesetzt haben, was man auch nicht ohne Gefahr, besonders Abends, unternehmen kann. Daß der Suikerbakkersteeg, in welchem sich die Herberge David Rams, het mooriaantje, befand, einen Theil dieses Quartiers ausmachte, wird sich der Leser gewiß noch erinnern.

In der Reguliersdwaarstraat, mit deren Beschreibung wir uns vielleicht schon zu lang aufgehalten haben, wohnten Clara und Henriette, nach dem glücklichen Wiederfinden Franks und Adolfs, das wir früher mittheilten. Ein kleines Zimmer, zwei Fenster breit, oben eine Holz- und Torflege, diente den beiden Mädchen als Wohnung und obwohl dieser oder jener von unsern Lesern sich in anders glänzenden Gemächern zu bewegen gewöhnt ist, und auf diese einfache Wohnung mit Verachtung herabsehen wird, war es doch ein hübsches und behagliches Zimmerchen, und in den Augen der lieben Mädchen, denen alle Pracht und aller Glanz fremd war, eine reiche Wohnung. Das Zimmer, nicht groß und auch nicht hoch, war erst kurz zuvor gemalt worden, was die frische Farbe an Decke und Wänden bewies. Eine einfache Tapete bedeckte die Mauern und Matten[2]), so glatt gefegt, daß man beinahe bei jedem Schritte ausglitt, lagen auf dem Boden. Sechs Stühle, ein Tisch und eine gemalte Kommode machten den Hausrath aus; kein Stäubchen sah man in dem Zimmer und obwohl die Fensterscheiben etwas geschwärzt waren, gaben sie doch ein helles Licht, was sie der Sorgfalt in der Reinhaltung verdankten.

Man konnte deutlich sehen, daß beide Mädchen

---

2) Schöne Strohröhren, die eng an einander gefügt und mit Seife gebürstet werden.

Alles gethan hatten, um ihren Aufenthaltsort so prächtig als möglich zu machen und dabei waren sie auf eine ächt kindliche Weise zu Werke gegangen. Besonders Henrietten hatte das Zimmer seine Verschönerung zu danken. Drei Bilder von ungleicher Größe zierten in ihren Augen das Zimmer nicht wenig; es waren unnatürlich bunt bemalte Blätter, Ansichten der Schweiz darstellend, während auf dem Kamine unter einer zerbrochenen Glasglocke, die aber so gestellt war, daß das Zerbrochene nicht bemerkt werden konnte, ein paar Blumenvasen standen. Auf dem Tische stand ein Theeservis, sorgfältig mit Glas bedeckt.

Henriette versäumte nie, sobald sie die Glocke von dem nahegelegenen Munttoren schlagen hörte, die Zeiger mit der angekündigten Stunde gleich zu stellen, damit man, nach ihrer Meinung, glauben sollte, daß in dem Kästchen eine Uhr hänge, die richtig gehe. Es war sehr frühe am Morgen, die meisten Bewohner der Hauptstadt lagen noch in tiefem Schlafe; nur die Milchkarren, die zugleich mit dem Oeffnen der Thore in die Stadt fahren, rollten durch die leeren Straßen und unterbrachen die ringsum herrschende Stille. An dem geöffneten Fenster, vor dem ein grün gemaltes Blumenbrett mit allerlei Blumen prangte, saßen die beiden Mädchen. Sie waren damit beschäftigt, ein Kleid zu verfertigen, das eine Nachbarsfrau bestellt hatte und das Eile heischte, denn vor acht Uhr mußte es abgegeben sein und es war beinahe halb Sechs.

Lustig ging die Arbeit ihnen von der Hand, denn von dem Augenblicke, da sie begonnen, hatte Henriette gesungen und nun machten ihnen die verschlafenen Gesichter ihrer Nachbarn, die nach und nach herauskamen, um ihre Läden zu öffnen, sehr viel Vergnügen.

Endlich war das Kleid fertig; Henriette eilte, es zu besorgen und als sie zurückkam, zeigte sie Clara zwei Gulden, die ihr die Nachbarin ausbezahlt hatte.

„Jetzt uns schnell angezogen," sagte Clara, „und dann in die Kirche."

„Hast Du denn im Sinne dorthin zu gehen?"

„Gewiß, Henriette, der gute Gott segnet uns so, daß wir alle Gründe haben, ihm dankbar zu sein."

„Ich bin seit meiner Kindheit nicht in der Kirche gewesen," sagte Henriette. „Da ging ich wohl mal mit Jim hin, aber das ist schon so lange her, daß ich mich wenig mehr erinnern kann; soviel aber weiß ich noch sehr gut, daß es in der katholischen Kirche viel schöner ist, als in der reformirten; wir sollten in die katholische gehen."

„Nein," antwortete Clara, „meine Mutter war reformirt, deßhalb bin ich es auch. Ich weiß noch sehr gut, daß ich und Frank jeden Sonntag in die Nieuwe kerk mit unserer Mutter gingen, und da will ich nun wieder hin; wir saßen dann Alle hinten auf einer Bank, denn wenn man vorne hinsitzen will, kostet es Geld."

„Nun, wo Du hin gehst, gehe ich auch hin," sagte Henriette, während sie ihre schönen Haare scheitelte, „Du verstehst mehr von den Dingen, als ich, Deine Mutter hat Dich das Alles gelehrt. Mein Vater hatte Andres zu thun, als an die Kirche zu denken."

Die Mädchen waren bald angekleidet; beide sahen hübsch und gefällig aus und als sie sich auf den Weg begaben und an dem Spui vorübergingen, warf Henriette einen Blick in die Handboogstraat und flüsterte Clara zu: „Weißt Du noch, was da geschehen? Ich bin froh, daß wir nicht wieder hinkommen."

Nach einer kurzen Weile traten sie in die Nieuwe kerk. Der messingene Chorzaun, die gothischen Bogen, die gemalten Glasfenster, die schön bebilderte Kanzel, die Grabmäler an den Mauern, Alles rief Clara die Vergangenheit zurück, und als die tiefen Töne der Orgel durch die Kirche hallten, dachte sie daran, wie oft sie die Stimme ihrer Mutter mit dem frommen Gesang der Gemeinde sich hatte paaren hören, und eine

Thräne kam ihr in die Augen, eine Thräne, bei dem Gedanken an die theure und sorgende Mutter, die ihr so früh entrissen war.

Auch auf Henriette schien der alte Gottestempel und der gehaltene Gesang der Gemeinde Eindruck zu machen. Schweigend wandelte sie an der Seite ihrer Freundin fort, und die Spöttelei, die ihr sonst so eigen, war ganz von ihr gewichen, wie viel Stoff sie auch zum Spotten fand. Stoff zum Spotten! höre ich manchen meiner Leser unwillkührlich ausrufen; ja, ich wiederhole es, Stoff zum Spotten, findet man leider in den Kirchen nur zu viel. Wenn man zum Beispiel die stolze Dame mit ihrer in Schildkrot gebundenen und mit goldenen Schloß geschmückten Bibel mit eiligem Schritt durch die Menge dringen sieht, ärgerlich, daß man ihr nicht ausweicht; wenn man sie ihren Platz in dem Taufhaus[3]) einnehmen sieht, um da ihr Gold, ihre Kleider, ihre Kostbarkeiten zu zeigen; wenn man sie verächtliche Blicke auf die arme Frau werfen sieht, die in einem armseligen Gewande neben ihr Platz nehmen will; wenn man den Heuchler gewahrt, der sich auf einen Platz niedersetzt, wo er von der ganzen Gemeinde gesehen werden kann; wenn man die sonderbare Haltung und seine fremdartigen Mienen betrachtet; wenn man die Menge junger Mädchen beschaut, für die die Kirche ein Freiermarkt ist und die, während der Geistliche ihnen das Schreckliche ihrer Sünden vorhält, einander wohlriechende Wasser anbieten, oder die Herren, die frommen Herren, die mit zum Himmel aufgeschlagenen Blicken aus ihren goldenen Dosen schnupfen und die Dosen herumgehen lassen; wenn man das niedrige Gewühl der eifrigen Platzwärter beobachtet und sie durch die betende Menge dringen und diese in der Andacht

---

3) Ein umschlossener Platz für Geistliche, Reiche 2c. in den reformirten Kirchen.

stören sieht, um das Geld für die Sitzplätze einzusammeln. Wenn man dieß Alles betrachtet und noch viel mehr, was wir nicht schildern wollen, dann wird man gestehen, daß auch die Kirche, dieß heilige Gebäude, soviel als jeder andere Platz Stoff zum Spotten bietet; leider wird auch da Anlaß zu großem Aergerniß gegeben. Die Glocke schlug die Stunde des Anfangs, und von der stürmenden Menge fortgeschleppt, fanden Clara und Henriette einen Platz in dem ruim[4]). Der Gottesdienst nahm seinen Anfang, der Geistliche bestieg die Kanzel und schilderte in kräftiger Sprache, wie der Erlöser der Welt in der letzten Nacht seines Lebens mit seinen Jüngern zu Tische saß und das Abendmahl genoß. Kein einzig Wort, das von den Lippen des Dieners des göttlichen Wortes floß, entging Henrietten, Thränen der Wehmuth erschienen in ihren Augen, und leise flüsterte sie Clara zu: „Ich will jeden Sonntag in die Kirche gehen.“ Und als der Lehrer endlich die Gemeinde einlud, an dem Abendmahl, das auf dem Altar bereit stehe, Theil zu nehmen, und Henriette die Menge sah, die sich um denselben schaarte, als das Brod und der Kelch ausgetheilt wurde, stand auch sie auf, um an dem Tische Platz zu nehmen.

„Wo willst Du hin?“ fragte Clara.

---

4) Es besteht in Amsterdam die Gewohnheit, daß sobald die Stunde geschlagen, in der der Gottesdienst beginnt, die noch unbesetzten Plätze in dem Ruim umsonst besetzt werden können; daher schreibt es sich, daß eine Menge Leute, die nicht einen Platz zu bezahlen vermögen, vor dem Zaune, der der den Ruim abschließt, sich zusammenstellen, um sobald die Uhr schlägt, in den Ruim hinein zu stürzen, mit einer Heftigkeit, die an das Gedränge auf dem wohlfeilsten Platze des Theaters erinnert und die Andacht der Gemeinde auf eine unangenehme Weise stört.

„Da hin," rief Henriette, „an den Tisch will ich sitzen, ich will essen und trinken, um auch einmal selig zu werden."

„Nein, Henriette, wir dürfen da nicht hinsitzen," sagte Clara, „hast Du nicht gehört, daß, wer unwürdig isset und trinkt, der isset und trinket sich selbst das Gericht, denke daran, was Du noch vor wenigen Tagen warst, an das Haus in der Handboogstraat."

„Kommt Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" klang wieder die Stimme des Lehrers, „kommt mit innerlicher Reue und festem Vorsatz, euch zu bekehren!"

Da sank Henriette wieder auf ihren Stuhl nieder. „O Gott!" schluchzte sie, „jetzt erst fühle ich, wie schwer ich gesündigt habe! Clara, lehre mich beten, wie Du es kannst, damit Gott mir meine Schulden vergebe!..."

* * *

Bei Clara hatte ein Mädchen gesessen, deren einfache Kleidung den niederen Bürgerstand verrieth, welchem sie angehörte. Auch sie hatte jedes Wort des Predigers erhascht, auch in ihren Augen perlten Thränen, die über ihre bleichen Wangen sich einen Weg suchten.

„Gott, großer Gott, was soll aus mir werden?" seufzte sie, die Hände verzweifelnd ringend, und stand auf: die weite Kirche wurde ihr zu eng.

Mit wankenden Schritten ging sie nach der Thüre, doch kaum hatte sie einen Theil des Weges zurückgelegt, als ihre Kräfte schwanden; es war ihr unmöglich, weiter zu gehen und kraftlos sank sie auf eine Bank.

Henriette war dem Mädchen mit den Augen gefolgt, und als sie den Zustand desselben gewahr wurde, verließ sie ihren Platz und winkte Clara, ihr zu folgen.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Henriette. „Weinen Sie, daß Sie nicht auch an dem Tische sitzen können?"

Das Mädchen verbarg ihr Gesicht hinter dem Tuch, das sie in Händen hielt, antwortete aber nicht.

„Wollen Sie fort von hier?" frug Clara.

„Ja, ja, bringt mich fort von hier..." antwortete das schluchzende Mädchen.

„Lehnen Sie sich auf meinen Arm, ich bin stark," sagte Henriette gutmüthig, „wir werden Sie unterstützen, die frische Luft wird Ihnen gut thun."

Vor die Kirche gekommen, fühlte das Mädchen sich besser. „Ich danke Ihnen," sagte sie freundlich, „es ist jetzt besser, ich werde nun allein heimgehen können."

„Nein," sagte Henriette sorgend, „wir werden Sie ein Stück weiter begleiten, Sie scheinen noch nicht ganz hergestellt zu sein."

„Wohnen Sie ferne von hier," frug Clara.

„In der Noorderstraat."

„Und wir in der Reguliersdwarstraat, unsere Wohnung liegt da auf Ihrem Wege, gehen Sie mit uns, um einige Augenblicke auszuruhen."

„Ich danke Ihnen," sprach die Unglückliche, denn unglücklich schien sie zu sein. Plötzlich aber schien sie sich etwas zu erinnern und begann wieder: „Wenn ich jetzt nach Hause käme, da die Kirche noch nicht ausgegangen ist, so könnten sie meinen, ich hätte sie wegen Unpäßlichkeit verlassen, wenn ich euch darum nicht genire!"

„Was geniren!" rief Henriette, „wenn das der Fall wäre, hätte ich Sie nicht eingeladen." Und sich darauf zu Clara wendend, flüsterte sie ihr in's Ohr: „Du weißt, wir hatten diesen Morgen so große Eile und darum liegt Alles noch durch einander. Ich will schnell vorausgehen, um das Zimmer aufzuräumen; dann ist Alles in Ordnung, wenn Du mit ihr kommst, es sieht sonst so schlecht aus," und ohne Claras Antwort abzuwarten, eilte sie fort.

Als Clara mit dem Mädchen in ihre Wohnung kam, war Alles in bester Ordnung und der schöne

Servis, der sonst auf der Kommode stand, war jetzt auf den großen Tisch gestellt, während Henriette bereits Kaffee in Bereitschaft hatte. Auch war für Kuchen gesorgt, um den Gast gehörig zu empfangen. Den Zeiger des Blatts, das in dem Uhrenkästchen befestigt war, hatte Henriette richtig gestellt, damit ihre Besucherin meinen sollte, es sei ein Uhrwerk in natura in dem Kasten. Unter diesen Geschäften war der Eindruck, den der Gottesdienst auf sie gemacht hatte, etwas verschwunden; doch hatte sie sich ernstlich vorgenommen, sich von Clara darüber unterrichten zu lassen, da sie dem guten Mädchen viel mehr Kenntnisse zuschrieb, als sie wirklich besaß. Henriette fühlte eine innere Freude über das Gelingen ihrer List, denn kaum war das Mädchen in das Zimmer getreten, als sie einen Blick auf das Uhrenkästchen warf und sagte: „Schon nahe bei zwölf Uhr!"

„Setzen Sie sich," sprach Henriette in so freundlichem Tone, daß es unmöglich war, ihr es zu versagen, „und sind Sie jetzt wieder ganz hergestellt?"

„O ja," war die Antwort, und mit kaum hörbarer Stimme fügte das Mädchen hinzu: „ich glaube, die Wärme hat mich betäubt."

„Ich fühlte mich auch nicht wohl, aber um einer ganz andern Ursache willen." Und darauf sich zu Clara wendend, fuhr sie fort: „Ich habe ihn auch in der Kirche gesehen, Clara, Du weißt wohl, wen ich meine, er saß in einer Bank auf unserer Seite, mit einem Himmel über ihm, worauf Etwas zu lesen stand, Kirchenrath, glaube ich; er wird getroffen gewesen sein, er hat doch mehr Schlechtes gethan, als wir...."

„Aber ich begreife Dich nicht, wen meinst Du denn, ich habe Niemand gesehen, den ich kannte."

„Nicht," sagte Henriette und sich zu ihrer Freundin hinüberbeugend, flüsterte sie ihr zu: „ich meine den Adam Smith."

Wie leise dies Wort auch gesprochen wurde, schien

es doch die Aufmerksamkeit des Mädchens zu erregen, deren Namen wir noch nicht genannt, den unsre Leser aber gewiß schon errathen haben. Kaum hatte Henriette den Namen des Kommissionärs genannt, als Nancy Horst aufsprang, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, und leise wiederholte: „Adam Smith! Ja er war da, ich hab' ihn auch gesehen," und ein leiser Schauer schien ihre Glieder zu durchrieseln.

„Sie kennen ihn also auch, den Adam Smith?" fragten Henriette und Clara zugleich, das Mädchen verwundert ansehend.

„Ja, ich kenne ihn; ach lieber Gott, ja!"

„O, dann begreife ich, warum Sie weinten," ließ Henriette schnell darauf folgen, „dann weiß ich, warum Sie in der Kirche nicht bleiben konnten."

„Himmel!" rief die unglückliche Nancy erschrocken, „Sie sollten wissen...!"

„Ja, aber weinen Sie doch nicht; der Prediger hat ja gesagt, daß bei Gott Vergebung für alle Sünden ist, nicht wahr, Clara, Du weißt das besser, als ich."

„Ja, das ist so," sagte Clara, „wenn wir aufrichtige Reue zeigen und Gott ernstlich um Vergebung bitten."

„Aber ich kann es doch nicht begreifen," begann Henriette wieder, ihren unbekannten Gast mit Aufmerksamkeit betrachtend, „ich habe Sie nie in der Handboogstraat oder im Enge Kapelsteeg oder auf dem Groeneburgwal oder in dem Klooster gesehen."

Verwundert sah das Mädchen die Sprecherin an.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie, „die Handboogstraat und die Plätze, die Sie mir da nennen, sind mir alle nur dem Namen nach bekannt, was sollte ich da gethan haben?"

„Der Adam Smith kommt aber nur in die Handboogstraat."

„Nun?"

„Kennen Sie denn nicht das erste Haus dort vom Spuri an, sind Sie nie dort gewesen?"

„Nein," antwortete Nancy in einem Tone, der deutlich zeigte, daß sie eben so wenig mit den sogenannten Rendezvoushäusern bekannt war, als sie Henriette begriff. „Was sollte ich denn dort gethan haben?"

„O ich dachte nur so, weil Sie Adam Smith kennen," antwortete Henriette, die nun sah, daß sie sich in dem Mädchen betrogen hatte. Sie veränderte nun auch sogleich den Ton und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Als die Muntglocke ein Uhr schlug und Henriette, ohne daß das Mädchen es bemerkte, den Zeiger verschoben hatte, stand Nancy auf.

„Wir müssen Freundinnen werden," sagte sie, da sie an Clara und Henrietten viel Gefallen fand, „und ihr müßt mir versprechen, mich am nächsten Sonntage zu besuchen, in der Woche bin ich zu sehr beschäftigt."

„Sie wohnen in der Norderstraat, nicht wahr?" fügte Clara hinzu.

„Ja, dicht bei der ersten Querstraße, in einem Garn- und Leinwandhandel; ich lebe allein mit meinem Großvater und noch ein alter Herr wohnt auch bei uns."

„Und Ihr Name?"

„Nancy Horst!"

„Nun dann, Nancy, Sie können darauf rechnen, daß wir Sie besuchen," riefen die Mädchen und küßten Nancy, als ob sie schon seit Jahren Freundinnen gewesen wären.

Kaum war Nancy fortgegangen, als Frank und Adolf kamen, die gewohnt waren, Sonntags bei Clara und Henrietten ihr Mittagsmahl zu halten. Frank war sehr erfreut darüber, daß Clara und Henriette diesen Morgen in der Kirche gewesen waren; Adolf aber war stumm und in sich gekehrt und so oft sein Blick den

Augen Clara's begegnete, seufzte er schwer auf, als ob ihn eine unerträgliche Last drückte.

XXVIII.

Deemans Haus.

Adolf verließ Nachmittags schon die Gesellschaft; es war früher als gewöhnlich, da er nach seinem Vorgeben einige Arbeiten bei seinem Patron zu verrichten habe; Frank blieb bei den beiden Mädchen.

Adolf ging durch die Kalverstraat und über den Dam und den Zoutsteeg, der zwischen dem Nieuwendiep und dem Wasser liegt, rechts über die Gravenstraat einwendend, schellte er an einem kleinen unansehnlichen Hause, das mitten in dem Steeg stund. Das Haus war nur ein Fenster breit, mit einem Glaskasten versehen, in welchem verschiedene Gegenstände von Elfenbein und Palmholz, wie Spazierstöcke, Pfeifenröhren u.s.w. zum Verkaufe ausgestellt waren. Es war Sonntag und deßhalb war der Kasten theilweise mit Laden bedeckt, so daß man wenig oder nichts von den darin befindlichen Gegenständen bemerken konnte. Ueber der gläsernen Thüre hing ein großes, viereckiges Brett, welches dem Vorübergehenden anzeigte, daß hier die Wohnung des S. H. Deeman, Elfenbeindrehers war.

Als Adolf geschellt hatte, gaffte ein langes hageres Gesicht mit ungeordnet niederhängenden Haaren durch das Fenster des Ladens. Schnell verschwand die Erscheinung wieder, die Thüre wurde geöffnet und Adolf eingelassen.

Der Mann, der den schwarzen Dolf empfing, war ungefähr fünfzig Jahre alt und sehr hager von Gestalt,

obwohl es wahr ist, daß die engen Hosen und der festanschließende Rock von derselben Farbe ihn noch magerer erscheinen ließen, als er wirklich war. Er hatte ein paar große lichtblaue Augen, die er unaufhörlich auf widerliche Weise drehte und aufschlug, während eine kleine spitzige Nase und ein hervorstechendes Kinn die übrigen Hauptbestandtheile seines Gesichtes bildeten.

„Wo kommt Ihr so spät her, mein Sohn," sagte der Mann mit zähem Ausdruck der Stimme, „ich hoffe doch nicht, daß Ihr im Rathe der Bösen wandelt, oder Eure Zeit in der Baalskirche zugebracht habt, wo die Wölfe die arglosen Schafe suchen abzuleiten von dem schmalen Wege, der nach dem himmlischen Zion führt?"

Ohne auf diese sonderbare Sprache zu antworten, fragte Adolph: „Ist er zu Hause?"

„Nein, aber ich erwarte ihn jeden Augenblick," antwortete Deeman in anderem Tone, als er bisher gesprochen. „Geht so lange hinein, denn Ihr könnt nicht auf die Bühne, er hat den Schlüssel." Dann wieder seinen ziehenden Ton anstimmend, sagte er: „Geht hinein, Jüngling, in die Versammlung der Auserkohrenen, vielleicht dient es zu Eurer Belehrung, wir haben heute Abend einen Prediger, der viel Licht hat."

Dolf, von Deeman geleitet, trat in das düstere Gemach, das sich hinter dem Vorhaus befand, und traf eine Gesellschaft, bestehend aus sieben Männern und fünf Frauen.

Die Männer waren alle ohne Unterschied schwarz gekleidet, obwohl der Schnitt ihrer Kleider meist schon manchen Modewechsel gesehen haben mochte; Alle hatten eine bleiche Gesichtsfarbe, mit Ausnahme eines Einzigen, der ein verdächtiges Roth zeigte und dessen Kopf schrecklich geschwollen war, der auch dadurch noch dicker aussah, daß seine sehr kurzen Haare straff herab hingen. Die Männer zählten jeder vierzig bis fünfzig Jahre.

Die Frauen trugen dunkelfarbige Kleider, die sehr einfach verfertigt waren. Unter ihnen zeichnete sich eine durch ihre ungewöhnliche Größe aus; sie schien die Vornehmste zu sein, da sie das größte Wort führte und jedes ihrer Worte mit sonderbaren Gebärden begleitete. Die Frauen waren weder jung noch schön, wenigstens nach Dolfs Ansicht, der die Damen bei dem schwachen Lichte kaum beurtheilen konnte.

„Ein Jüngling, der mir in meinen Sachen Hülfe leistet," sagte Deeman, Adolf der Gesellschaft vorstellend, „denn wenn ich alles allein thun müßte, würde mir wenig Zeit übrig bleiben, für mein geistlich Wohl zu sorgen."

„Recht so, Bruder Hendrik," sagte der Mann mit dem rothen Gesichte, „um irdischer Gaben willen dürfen wir unser himmlisch Ziel nicht außer Augen lassen und ach," fügte er mit seiner widerlichen Stimme hinzu, „die Verführungen der Welt haben manchen zu Fall gebracht."

„Recht so, Bruder Samuel," sagte die Kleinste der Frauen, denn der Ausdruck „recht so" schien besonders bei dieser Gesellschaft in Gebrauch zu sein. „Recht so, Bruder, so denk' ich auch; ich lasse darum all' mein Gut durch Bruder Hendrik umtreiben. Ich habe genug zu streiten mit dem Teufel und meinem eigenen Fleisch, als daß ich mich mit irdischen Dingen abgeben könnte."

„Ja das Fleisch, das Fleisch!" rief die lange Frau, obwohl sie besser gethan hätte, zu rufen: „die Gebeine, die Gebeine!" denn das Fleisch stand ihr wahrlich nicht im Wege, „und dann die Aergerniß, die ich so oft vor den Augen habe, die eitle Kleidung," und mit einem tiefen Seufzer schloß sie ihre, in schleppendem Tone gesprochene Rede.

„Ihr habt Recht, Schwester Sara, recht so, die Verdorbenheit der Welt nimmt überhand;" erklärte der rothwangige Prediger, „und wir frommen Seelen,

haben viel zu leiden; aber das geschiehet, weil die Kinder der Finsterniß die Kinder des Lichtes hassen; doch der Herr kennt seine Auserwählten und um unsertwillen übt er seine Langmuth und es wäre die Stadt längst das Unterste zu oberst gekehrt, mit Schwefel und Pech verwüstet wie Sodom und Gomorrha, welches geschont worden wäre, wenn die Zahl der Auserkohrenen sich nicht auf Loth und seine Familie beschränkt hätte."

Darauf erzählte er den Männern die sonderbare Art seiner Bekehrung und ein paar Frauen unterhielten die Gesellschaft mit den wunderbaren Nachtgesichten, Erscheinungen und Offenbarungen, welche ihnen geworden waren. Die Erzählungen lassen wir aber hier aus, um nicht die gotteslästerliche Sprache niederschreiben zu müssen, welche aus dem Munde dieser gottlosen Leute floß, die sich in dem Hause Deemans versammelt hatten und deren Versammlung den Namen oefening [5]) hatte. Dergleichen Stunden werden vielfach in Amsterdam gehalten. Die Anwesenden sind meistens Menschen, die früher ein beklagenswürdiges, ja oft schändliches Leben geführt und bei zunehmenden Jahren, wenn sie aller irdischen Vergnügungen satt sind, ein sogenanntes frommes und bekehrtes Leben beginnen, verschroben in Allem, was sie thun, sich von Gott auf außergewöhnliche Weise zur Seligkeit auserkohren wähnen und jeden verfluchen und verurtheilen, der nicht mit ihnen übereinstimmt. Weiter über die Stunden uns auszulassen, liegt nicht in unserer Absicht. Wir fahren daher lieber in unserer Erzählung fort.

Bruder Samuel, der Stundenhalter, stand auf und hielt ein langes Gebet, in welchem er sich allerlei sonderbarer und ungereimter Ausdrücke bediente, wäh-

---

5) Der technische Ausdruck für diese Pietistenversammlungen ist in Süddeutschland: Stunde.

rend er nicht versäumte, seine Worte mit einer Menge fremdartiger Gebärden zu begleiten.

Als er das Gebet geendigt hatte, wurde von der Versammlung ein Psalm gesungen, nach der Reimung von Datheen, welche Reimerei, wie schlecht sie auch ist, von den sogenannten Frommen weit über die der späteren Zeit gesetzt wird.

Bruder Samuel begann jetzt eine Art von Predigt, eine Ineinanderschachtelung von Bibelstellen, ohne Ordnung und Zusammenhang, die von keinem seiner Hörer oder Hörerinnen und vielleicht nicht einmal von ihm selbst verstanden oder begriffen wurde, die aber Alle mit Andacht anhörten, ausgenommen die lange Schwester Sara, deren Blicke unausgesetzt auf Adolf ruhten.

Dieser hatte in einer Ecke des Zimmers Platz genommen und beobachtete die Gesichtszüge der versammelten Frommen, so daß er bald bemerkt hatte, daß die lange Schwester-Sara ihn zum Vorwurf ihrer Betrachtung erwählt zu haben schien und daß Bruder Samuel, so oft er von Verworfenen, von Söhnen, des Verderbens und Dienern des Baal sprach, ausschließlich auf ihn seine Blicke richtete.

Dieß verdroß endlich den schwarzen Dolf, der zuletzt eine Zigarre anzündete und ruhig, als ob niemand im Zimmer wäre, mit seinen Fingern auf der Lehne seines Stuhles einen Marsch zu trommeln begann.

Dieß unehrerbietige Betragen erregte den allgemeinen Unwillen der Versammlung und Bruder Samuel sagte mit donnernder Stimme: „Entfernt Euch augenblicklich von hier, Kind des Satans, das hierher gekommen ist, um Unkraut zu säen zwischen die gute Garbe; Ihr seid ein Aergerniß, ein Stein des Anstoßes in den Augen der Kinder Zions, die einst wandeln werden in langen weißen Kleidern mit Palmen in der Hand, während Ihr brennen sollt im ewigen Feuer!“

Adolf beantwortete den Ausfall mit lautem Gelächter, wodurch der Prediger so ärgerlich wurde, daß er unter dem Gemurmel einiger Worte, von denen man nur Daniel und der Drache verstand, die kleine Bibel in die Höhe hob und das Buch heftig auf Adolf warf, der, ohne sein Lachen zu unterdrücken, sie auffing und mit solcher Kraft zurückschleuderte, daß sie mit der Brust des Bruder Samuel in gar unsanfte Berührung kam. Da kehrte sich dessen Zorn gegen Deeman und auf höchst unfromme und unchristliche Weise wurde der Elfenbeindreher von dem Bruder Samuel gescholten.

Darauf begab sich Deeman in die Ecke, wo sich Adolf gesetzt hatte, und sagte zu diesem:

„Wie dürft Ihr Euch vermessen, den Frommen zum Aergerniß zu sein, Ihr Philister in Israel? Hört auf die Worte des frommen Mannes, auf daß Ihr Euch bekehren möchtet um einst der Gnade theilhaftig und gleich, wie wir, zu sein.“

„Ihr seid ein Spitzbube und der Bruder Samuel, oder wie er heißen mag, ist ein Trunkenbold.“

„Still, still, Dolf, bester Junge, Ihr wißt wohl, daß ich nicht meine, was ich sage,“ flüsterte Deeman ihm zu, fürchtend, Adolfs Worte möchten gehört werden, und wahrscheinlich hätte dieser noch mehr gesagt, wenn die Hausglocke nicht in diesem Augenblick geschellt hätte, worauf Deeman das Zimmer verließ und bald zurückkommend, Adolf auf die Seite nahm und ihm geheimnißvoll sagte: „Er ist da, geht nur auf die Bühne.“

Adolf verließ augenblicklich das Zimmer und stieg, da er sehr gut in Deemans Hause bekannt war, eine dunkle Treppe hinauf, die sich in einer Ecke des Ladens befand und auf die Bühne führte. Dort angekommen, fand er Vater Bram, der nach seiner Gewohnheit Sonntags besonders schön herausgeputzt war. Ein langer blautuchener Rock, der ursprünglich für einen

Riesen gemacht zu sein schien, bedeckte beinahe seinen ganzen Körper und ein entsetzlich großer und hoher Hut machte seine gemeinen Gesichtszüge noch gemeiner, als sie wirklich waren. Fügt man zu dem Allem noch eine schwere goldene Uhr mit Kette und Schlüssel, eine goldne Nadel mit gelbem Stein und ein gestreiftes Halstuch, das zwei hohe Säume stehen machten und einen breiten Ring an dem Finger, so wird man sich ein deutliches Bild sich von dem Festgewande Vater Brams machen können.

„So, Dolfchen, mein Junge, Ihr seid vor mir gekommen," sagte er, Adolf freundlich auf die Schulter klopfend, „und habt Euch bei den Betschwestern aufgehalten?" Und ohne die Antwort abzuwarten, begann er herzlich über seinen eignen Witz zu lachen.

„Ja, sie mögen sagen, was sie wollen;" fuhr er fort, „aber der Hein ist ein Spitzbube, der weiß, wo er zu stehen hat; er spielt den Frommen, betet und singt und lamentirt den ganzen Tag. Er ist Bruder Hendrik hinten und vorne und die frommen Schwestern geben ihm ihr Geld in Verwahrung und dann ist er so fromm und hält Stunden, damit Niemand Etwas hinter ihm suchen soll."

So sprechend, hatte er seinen Rock ausgezogen, an einen Nagel aufgehängt und seinen Kopf des schrecklichen Schmuckes beraubt. Nachdem dieß gethan war, schloß er die Bühnenthüre sorgfältig zu.

Die Bühne war, obgleich sie über das ganze Haus lief, sehr klein und schmal, da sich noch ein Boden darauf befand.

Vorne und hinten an der Bühne waren zwei Fenster; das vordere ging auf die Straße und das hintere auf den Hof eines Waarenlagers auf dem Wasser.

Nächst dem vorderen Fenster stand eine kleine Drehbank, wie sie die Dreher brauchen, während die Wand mit allerlei Arten von Meißeln und andern Werkzeugen behangen war.

Sobald die Bühnenthüre geschlossen war, öffnete Vater Bram das hintere Fenster und aus einer Kiste eine Strickleiter herausholend, hing er dieselbe zum Fenster hinaus, so daß der unterste Theil der Leiter auf den genannten Hof herabhing.

„Ein kluger General," sagte er, „muß immer auf Ueberrumpelung gefaßt sein und seine Maßregeln nehmen, ehe der Feind da ist; was sagt Ihr davon, Dolf?"

„Ich sage, ich wünschte lieber, solche Sachen zu thun, daß wir nicht nöthig hätten, uns vor Ueberrumpelung zu fürchten," antwortete dieser.

„Ihr seid seit einiger Zeit ganz verändert," sprach Bram, während er einen Laden vor das Fenster setzte, damit man von der Straße das Licht auf der Bühne nicht bemerke, „und um Euch die Wahrheit zu sagen, früher habt Ihr mir besser gefallen als jetzt."

„Das kann wohl sein," sprach Adolf, „früher sah ich nichts Schlechtes in dem, was ich that, aber jetzt, das ist der Grund meiner Veränderung."

„Ich glaube wahrhaftig, die Stunde von Deeman hat Euch fromm gemacht," begann Bram wieder, „wenigstens habe ich früher nie solch närrisches Geschwätz von Euch gehört."

Darauf legte Bram ein großes dickes Kartenpapier unter die Drehbank und eine Leiter hinaufsteigend, die ihn auf den Boden brachte, verschwand er für einige Augenblicke aus dem Gesichte des jungen Mannes.

Adolf hörte ein Geräusch, als ob Jemand beschäftigt wäre, Torf aufzubeugen, und wenige Augenblicke darauf stieg Bram mit einer blechenen Trommel unter dem Arm die Treppe wieder herab.

Er öffnete die Trommel und holte eine alte wollene Decke heraus, welche er auf einem Brette ausbreitete; und darauf die Trommel umkehrend, rollten, ohne das mindeste Geräusch, eine Anzahl grober Silberstücke auf die Decke.

Darauf wendete er sich zu Dolf, der mit über-

einandergeschlagenen Armen ein sprachloser Zuschauer Alles dessen war, was der Einäugige that und sagte: „Nun wollen wir einmal abrechnen, mein Junge, doch das Geld auf die Decke, damit Niemand es hören kann und laßt uns nun einmal sehen."

Dolf holte ein kleines Geldsäckchen, das er in seinem Hute verborgen hatte, und streute den Inhalt auf die Decke aus.

„Ihr gabt mir gestern dreizehn Seelander und elf Dreiguldenstücke, die Frank und ich an den Mann gebracht haben, das ist für uns drei Gulden zwölf Stüber; wir haben einen Theil des Geldes eingewechselt und grobes Geld dafür bekommen, worunter fünf gut geränderte Seelander und zwei Dreiguldenstücke, das ist zwei Gulden vier Stüber; Frank hat gestern die goldene Schnupftabaksdose verpfändet für achtzig Gulden, allein nur sieben brauchbare Seelander, vier holländische Reichsthaler und sechs Dreiguldenstücke bekommen, das ist für uns zwei Gulden und elf Stüber, während ich mit der goldenen Kette, die ich für achtundvierzig Gulden verpfändete, unglücklicher gewesen bin, da man mich beinahe ganz in neuem Gelde bezahlte und nur zwei Reichsthaler dabei sind, die Ihr brauchen könnet: deßhalb empfange ich von Euch für das, was Frank und ich gethan haben, fünf Gulden und acht Stüber [6])."

---

6) Vielleicht wundern sich unsere Leser, daß Adolf und Frank so viel verdienen konnten, indem sie beschnittenes Geld in Umlauf brachten und sich unbeschnittenes verschafften. Uns ist aus authentischer Quelle versichert worden, daß diese Geldbeschneider für ungefähr vierzehn Stüber Silber von einem gut geränderten Dreiguldenstück abzudrechseln wissen, neun bis zehn Stüber von jedem unbeschnittenen Seeländer und so proportionirt bei kleinerer Münze.

„Und dann muß ich Euch noch Euer Wochengeld bezahlen, das ist vier Gulden, mein Freund, und dies braucht Ihr nicht mit Frank zu theilen, da Ihr es für Euch selbst verdient, weil Ihr mir und Deeman behülflich seid, das macht zusammen neun Gulden acht Stüber."

Bram bezahlte Adolf das Geld, welches dieser ohne Dank annahm.

„Es wundert mich," fuhr Bram fort, „daß Ihr den Frank nie mitbringt, da könnte er auch noch Geld verdienen wie Ihr, denn wir könnten noch sehr gut eine Person brauchen, und es paßt auch nicht Jeder, wie Ihr wißt. Wir müssen Jemand haben, dem wir vertrauen können und von dem wir wissen, daß er uns nicht verräth, Jemand wie Ihr seid, bester Junge, und wenn Ihr uns den Frank bringt, kann er ebensoviel Geld verdienen wie Ihr, denn ich weiß, daß Ihr uns Niemand bringen werdet, dem wir nicht vertrauen können."

„Frank wird nie hieherkommen," rief Adolf stolz, „so lange ich es verhindern kann, darf er nie dieses Haus betreten oder mit Euch und Deeman bekannt werden."

„Und warum das?"

„Warum?" wiederholte Adolf, „weil ich nicht will, daß er ebenso schuldig werde wie wir sind und nicht einst, wenn wir entdeckt werden, als Mitschuldiger unsere Strafe theile. Er ist mein Freund, ein Junge, der besser ist als ich und Ihr und der Heuchler Deeman, und darum will ich sein Verderben nicht. Werden wir entdeckt, nun dann kommt alle Schuld auf mich, denn unwissend hat er Verbrechen begangen und wird deßhalb nicht strafbar sein." Und zu sich selbst leise sprechend, fügte er hinzu: „Sollte ich Clara's Bruder unglücklich machen?"

„Ihr schwatzt da wie ein Thor," rief Bram, „entdecken, sagt Ihr, als ob wir Kinder wären und das

nur so leicht wäre, neun Jahre lang habe ich es gethan und noch nie hat ein Hahn darnach gekräht."

„Das beweist nicht, daß Ihr es noch neun Jahre thut, ohne ertappt zu werden."

„Was sprecht Ihr da von neun Jahren," sagte Vater Bram zu sich, „in neun Wochen hoffe ich, wenn Alles glückt, schon ferne von hier zu sein, um als ein alter Soldat auf meinen Lorbeern zu ruhen."

Bram, der jedes Geldstück, das Dolf als brauchbar angegeben, aufmerksam betrachtete und zur Seite legte, that dies nun auch mit den Stücken, die er von dem Boden in der blechernen Trommel geholt hatte. Darauf schraubte er zwölf der brauchbarsten Münzen auf die Drehbank und dann einen ausnehmend scharfen Meisel nehmend, setzte er die Drehbank in Bewegung. In wenigen Augenblicken fiel der Rand der Geldstücke auf das Kartenpapier, das unter der Drehbank lag, und nicht allein der Rand, sondern auch ein nicht kleiner Theil der Stücke selbst. Dies Kunststück wiederholte er mehre Male; sobald die Geldstücke von der Drehbank geschraubt wurden, kamen sie in Adolfs Hände, dessen Geschäft es war, den scharfen Rand, den sie durch dies Kunststück oder lieber die Beschneidung bekommen hatten, gleich zu schleifen, eine Arbeit, die sehr viel Zeit und Mühe kostete, so daß, als Bram keine Stücke mehr zu beschneiden hatte, er Adolf in seiner Arbeit beistund.

Ehe er sich aber damit abgab, nahm er so vorsichtig als möglich das Kartenpapier unter der Bank weg und warf das sich darauf befindende Silber in eine blecherne Dose, welche er in den Sack seines Rockes steckte, und darauf ließ er mehrmals eine Quecksilberballe über den Boden unter der Drehbank laufen, um die Silberschnipfel, die zwischen die Ritzen der Dielen gefallen sein möchten, zu bekommen und auf diese Weise jede Spur der Arbeit verschwinden zu machen.

Während Bram beschäftigt war, Adolf zu helfen,

wurde leise an die Thüre geklopft und die wohlbekannte Stimme Deemans bat um Einlaß.

„Sie sind fort," sagte Deeman, während er hereintrat, und darauf sich an Adolf wendend, sprach er also zu demselben: „Ihr habt mich da recht in die Klemme gebracht durch das unschickliche Betragen in der Stunde, Ihr könnet sicher sein, daß ich Euch nie wieder in die fromme Versammlung lasse."

„Ich hoffe auch, nicht mehr dahinzukommen," sagte Adolf, „und Ihr könnet froh sein, daß ich in guter Laune war, sonst hätte ich dem Bruder Samuel sein Schimpfen und Schelten gegen mich auf einmal auf fühlbare Weise abgelehrt."

„Der Himmel bewahre uns!" rief Deeman mit großer Verwunderung, „Ihr solltet es wagen dürfen, Eure unreinen Hände an eine heilige auserkohrne Sache zu legen!"

„Was heilige," rief Adolf ärgerlich, „der Stundenhalter mit all' seinen schönen Worten und langen Gebeten ist ebenso gut ein Spitzbube als Ihr, und das wißt Ihr so gut als ich! Seht, ich verstehe wenig vom Gottesdienst, aber soviel weiß ich doch, daß Ihr und alle Eure Betbrüder und Schwestern keine fromme und gottesfürchtige Leute sind. Ich habe einen braven Mann gekannt, er hieß van Dam, Ihr werdet Euch noch wohl erinnern, Bram, derselbe, der mir half, als de Slimmert und de Gaauwert seine Uhr gestohlen hatten und das Volk mich mißhandeln wollte, dieser Mann raste und tobte nie, schnitt auch nie solch' eckelhafte Gesichter wie Ihr, er sprach auch nie durch die Nase wie Ihr und Euer Völkchen thut, wenn ihr in der Bibel leset, und doch war er allein besser als Ihr und alle Betschwestern und Brüder zusammen; er war heiter und sah gerne heitre Menschen um sich; er verurtheilte nicht und schalt Niemand einen Verworfenen, weil er neumodisch gekleidet oder ein fröhliches Gesicht zeigte, und dann betete er sehr kurz und was er betete,

ich erinnere mich es noch sehr gut, rührte mich immer mehr als die Possenreißerei Eurer Freunde, die Alle Heuchler und Betrüger und nichts Anderes sind. Darum kommt mir nicht mehr mit ihnen oder ihrer Frömmigkeit, das ist bei mir nur beschnitten Geld und keine gangbare Münze."

„Aber wer sagt Euch, daß meine Freunde Heuchler und Betrüger sind?" fragte Deeman, während Vater Bram nicht wenig sich an dem Streite belustigte.

„Wie der Wirth, so die Gäste," sagte Dolf.

„Also haltet Ihr mich für einen Betrüger?"

„Wofür soll ich denn einen Geldbeschneider halten?" rief Dolf. „Ich bin Euer Mitschuldiger und darum ein eben so großer Betrüger als ihr beide, aber ich bin nicht so thöricht, mich für einen ehrlichen Mann zu halten; es thut mir leid, daß ich es nicht bin und darum werde ich Sorge tragen, daß mir Frank nie gleich werde."

„Aber Geld beschneiden ist doch wahrlich nicht betrogen," vertheidigte Deeman, „das ist eine unschuldige Sache, die niemand Nachtheil bringt, wer leidet den Schaden, wenn wir die Geldstücke etwas leichter und kleiner machen, ein Seethaler bleibt ein Seethaler, und er sei beschnitten oder nicht, immer zweiundfünfzig Stüber."

„Warum hat aber das Recht eine Strafe auf das Geldbeschneiden gesetzt?"

„Die menschlichen Richter haben das gethan," sagte Deeman, „aber beweist mir aus der Bibel, daß das Geldbeschneiden verboten ist."

„Wir erweisen der Menschheit einen großen Dienst damit," sagte Bram lachend, „indem wir die großen, schweren Stücke etwas kleiner, niedlicher machen; die Taschen bekommen nun weniger Löcher, wenn man viel darin hat."

Während dieser Zeit hatten die Hände des Kleeblattes nicht geruht. Deeman hatte die von Bram be-

schnittenen Geldstücke, nachdem Dolf die scharfen Kanten abgeschliffen, wieder zwischen die Schrauben der Drehbank gesteckt, und darauf ein Werkzeug genommen, das einige Aehnlichkeit mit einem Sporn hatte, nur daß das Rädchen viel dicker war und indem er es fest gegen die Kanten drückte, während er die Drehbank in Bewegung setzte, machte er einen neuen Rand um das beschnittene Geld, welchen Rand Dolf und Bram wieder mit einem gewissen Fett einschmierten, um ihm den Glanz der Neuheit zu nehmen.

Nachdem dieß Alles gethan, empfing Adolf wieder eine ansehnliche Zahl beschnittene neu geränderte Geldstücke, um mit einem Theil derselben die verpfändeten Gegenstände auszulöschen, und das Uebrige für kleines Geld oder unbeschnittene Münze auszuwechseln.

Als Adolf die Wohnung des Drechsler Deeman verlassen wollte, sagte ihm der Heuchler:

„Ihr wißt die Lauriergracht?"

Adolf bejahte.

„So begebt Euch morgen Abend nach der Lauriergracht, in das Zimmer oben Nro. ** und wenn mich nicht Alles betrügt, müßt Ihr dort Euer Glück machen."

„Auf welche Weise?" fragte Adolf.

„Das kann ich Euch nicht sagen, aber so viel ist gewiß, daß Ihr da vielleicht Euer Glück machen könnt, auf eine Art, daß Euch kein Richter strafen kann. Doch Ihr müßt wissen, was Ihr thut, Adolf, ich will Euch nicht dazu verleiten und sage Euch nur, was mir gesagt worden ist."

„Und von wem?"

„Das werdet Ihr vernehmen, wenn Ihr hingeht, doch Ihr mögt thun, was Ihr wollt, mir ist es gleichgültig."

XXIX.

Die Anklage.

Die Worte, welche Nancy Horst in der Kirche gehört, hatten tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte von ihrem Vater eine strenge und zugleich gottesfürchtige Erziehung genossen, und die Früchte dieser Erziehung waren ein christlicher Glaube und ein unwandelbares Vertrauen in das, was die Bibel sie lehrte.

Daß Nancy Horst von der Verzweiflung getrieben, ihre Zuflucht zu Adam Smith nahm, obgleich sie wußte, was sie von diesem zu fürchten hatte und daß sie, von dem Wein betäubt, von der Angst verführt, in die wollüstigen Arme des Heuchlers sank, ist unsern Lesern bekannt.

Dieser Vorfall mußte in dem Innern des Mädchens, das so keusch und ehrbar erzogen war, wie unsere Nancy, eine heftige Unruhe erwecken. Beinahe jeden Augenblick klagte sie ihr Gewissen an, und obwohl diese Sünde mit entschuldigenden Umständen verknüpft war, konnten diese doch nicht die Stimme des zarten Mädchengewissens zum Schweigen bringen, doch als nach Verlauf von einiger Zeit ein banges Vorgefühl ihr sagte, daß sie Mutter werden sollte, stieg ihre Angst auf den höchsten Punkt.

Seit wie lang hatte sie nicht mehr gebetet! und doch schien der Himmel sie zu segnen, ihr kleiner Handel befand sich in einem blühenden Zustande, ihr Großvater genoß die beste Gesundheit und der Herr Steenman verzehrte in ihrem Hause einen Gulden wöchentlich mehr als in seinem vorigen Kosthause.

Von Albert Drost hatte sie aber in zwei Monaten nichts erfahren und nur mit einem innern bangen Ge-

fühl dachte sie an den Maler. Nancy, wiewohl sie sich als eine große, vielleicht die größte Sünderin betrachtete, blieb doch bei ihrer Gewohnheit, Sonntags die Kirche zu besuchen und so geschah es denn auch, daß Clara und Henriette sie in der Nieuwe Kerk antrafen.

Wie dem Leser bereits bekannt, war gerade eine große Feierlichkeit, nämlich die Austheilung des heiligen Abendmahls und Nancy erinnerte sich, wie oft sie Genossin dieser Festlichkeit war, als sie noch kein Vergehen beunruhigte.

Dieß rief schon die Thränen in ihre Augen, doch als der Lehrer der Gemeinde zum Abendmahle einlud und sie sich unwürdig fühlte, an den Tisch zu sitzen und noch mehr, als der Prediger die große Undankbarkeit der Geschöpfe gegen den Schöpfer schilderte, da bemächtigte sich ihrer eine Ohnmacht und gewiß wäre sie, ohne die zeitige Hülfe Clara's und Henriettens, bewußtlos von ihrem Sitze gefallen. Doch ehe dieß geschah, hatte sie etwas gesehen, was ihr wieder Muth und Hoffnung gab. Sie war nämlich Augenzeuge gewesen, wie Adam Smith mit einem Gesichte, auf welchem hoher Ernst und Gottesfurcht zu lesen gewesen, an dem Altar Platz genommen und das Abendmahl genossen, dessen Segen nur dem zu Theil wird, der mit wahrhafter Reue über seine Sünden seinen Lebenswandel bessern will. Sie hatte gesehen, daß bei der Zusprache des Lehrers die Augen Adam Smiths voll Thränen standen, und er tief ergriffen den Altar verließ und in seiner Bank mit aufgeschlagenen Augen und gefalteten Händen Gott für den Genuß seiner Gnade dankte.

Daß der Mensch so heucheln könne, ahnte das arglose Herz des Mädchens nicht. Nancy war weit entfernt, Adam Smith zu lieben, aber seit sie überzeugt war, Mutter eines Kindes zu werden, das ihn zum Vater hatte, hielt sie es für ihre Pflicht, den Mann zu lieben und Alles anzuwenden, was sie vermochte,

um durch eine Verbindung, durch das Band der Ehe mit ihm die begangene Sünde auszutilgen.

Daß Adam Smith jetzt, nun sie ihn in der Kirche gesehen hatte und Augenzeuge gewesen war, wie er an jener Feier Theil genommen hatte, so andächtig als sie, litt bei ihr keinen Zweifel, und das arme Mädchen schrieb es allein der falschen Scham Smiths zu, daß er sich nicht schon zu ihr mit einem Heirathsantrag verfügt hatte. Sie faßte darum den Entschluß, den Kommissionär zu der Stunde, in welcher sie versichert war, ihn allein zu treffen, zu besuchen. Wir finden sie schon auf dem Wege in die Wohnung des Mannes, dessen Charakter von dem Opfer seiner niedrigen Leidenschaften so falsch beurtheilt wird.

Es war der Tag, nachdem sie mit Henriette und Clara Bekanntschaft gemacht hatte, also Montag, den Nancy zur Ausführung ihres Planes bestimmt hatte. Es war Abend und stürmisches Wetter; der Regen fiel prasselnd aus dem dunkeln Himmel, an dem kein einziger Stern zu sehen war; der Wind trieb die Straßenlaternen so heftig herüber und hinüber, daß sie ein ächzendes Geräusch hören ließen, als schwebten unheilverkündende Stimmen über Nancy in der Luft.

Sie selbst hatte eine nicht geringe Veränderung erlitten und gewiß würde der Leser, der sie, als wir ihn das erstemal mit ihr bekannt machten, in diesem Augenblick sah, als an einer Unbekannten vorüber gegangen sein.

Die sonst so schöne und frische Farbe der Gesundheit war von ihren Wangen verschwunden und hatte einer fahlen Bläße Platz gemacht, die Frucht der Seelenleiden. Von dem fröhlichen Lächeln, das sonst ihren Mund umspielte, war keine Spur mehr übrig; es war, als ob die zusammengedrückten blauen Lippen nimmer hätten lächeln können, nimmer zum Küssen gereizt hätten. Ihre Augen, aus denen sonst Leben und eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit lachten, standen jetzt tief

und matt, ja es schien, als ob mit dem Verschwinden der Röthe ihrer Wangen und der Vermischung ihres Lächelns die Augen noch tiefer unter die Stirne gesunken wären und auch der Stirne mangelte ihr sonstiger Glanz.

Dies Alles war dem innern Kampfe unterlegen. Ja, Nancy hatte einen schweren Kampf gekämpft, einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Es hatte sie viel Mühe gekostet, den wichtigen Schritt zu thun, um eine Heirath zwischen ihr und dem Vater des Kindes, das unter ihrem Herzen ruhte, zu Stande zu bringen; denn so oft sie sich dieß vornahm, hatte sich Albert Drost gleichsam zwischen sie und den alten Smith gestellt. Doch es war nicht die Gestalt des fröhlichen, lebenslustigen Jünglings, es war nur der blasse Schatten des Gefangenen von Hoorn, das schreckliche Gesicht des Straßenräubers; gewiß wäre der Kampf noch schwerer gewesen, wenn ihn nicht ein Umstand erleichtert hätte. Nancy hatte seit dem schrecklichen Abend, an welchem sie ihren Geliebten als einen Straßenräuber hatte kennen lernen, den Maler nicht wiedergesehen; und seine Abwesenheit trug viel dazu bei, die Hoffnung, die das Mädchen nährte, einst die Gattin Albert Drosts zu werden, den sie trotz seiner Gesunkenheit noch liebte, auf einmal zu vernichten.

Es war nahe an neun Uhr, als Nancy Horst an das Komptoir von Remmers und Comp. kam. Der Tritt des schuldlosen Kindes ist schnell, wie der Zephyr, der durch die Blätter spielt: schwer aber sind die Tritte der bedrückten und schwermüthigen Sünderin.

Alsbald wurde die Thüre geöffnet und Adam Smith war nicht wenig verwundert, Nancy vor sich zu sehen. Er bat sie, einzutreten, und als er den Deckel der Lampe auf dem Schreibpulte wegnahm, um das Komptoir etwas zu erhellen, trat er unwillkührlich zurück, als er sah, wie die Blume, die er gepflückt, gewelkt war.

„Nancy," sagte er und wiederholte den Namen

öfters, wie um sich zu überzeugen, ob es die Enkelin des Kupferstechers sei, welche er vor sich sah, „Nancy, was führt Sie noch so spät hieher?“

Es lag nichts Herzliches in dem Tone, in welchem er dieß sagte und der kalte, gleichgültige Blick, mit welchem er sie ansah, nahm ihr beinahe den Muth.

„Haben Sie mir Etwas zu sagen, so beeilen Sie sich ein wenig,“ sagte er, als er sah, daß Nancy schwieg. Er würde nicht so gesprochen haben, wenn die Enkelin Jacob Horst's noch die liebliche, gesunde Röthe, die glänzenden Augen, die rothen Lippen, mit einem Worte, wenn sie noch all' die Schönheit besessen hätte, die einst ihr einziger und zugleich bester Schmuck gewesen.

„Sie sind gestern in der Kirche gewesen“' sagte sie endlich, ohne ihre Augen zu Adam Smith erheben zu können, „ich habe Sie dort gesehen.“

„Das ist gerade kein so groẞes Wunder, ich komme jeden Sonntag Morgens und Abends dorthin, das ist nicht mehr als Pflicht, und es freut mich, daß Sie auch dort gewesen sind, ich sehe es gerne, daß ein Mädchen in die Kirche geht, das ist ihr wohl anständig!“

Es lag wenig Ermuthigendes in diesen Worten für die arme Nancy, und doch fühlte sie sich durch die Zusprache etwas erleichtert und wagte es offen weiter zu sprechen:

„Ich sah, daß die Worte des Geistlichen Sie bewegten, ich sah Thränen aus Ihren Augen stürzen, als Sie an dem Tisch des Mahles saßen, und dies Alles überzeugt mich, daß Sie Reue über eine Sünde fühlen, wie ich sie fühle.“

Adam Smith sah das Mädchen verwundert an und sagte:

„Aber was wollen Sie denn? Brauchen Sie Geld, so wenden Sie sich an einen Andern, ich kann nichts für Sie thun.“

„Geld, nein,“ antwortete sie, „Geld habe ich nicht von Ihnen nöthig, aber ich begehre Ruhe für mein

Gemüth, Friede mit Gott und mit mir selbst, und dieß Alles können Sie nur geben und müssen Sie mir geben, davon bin ich überzeugt, denn auch Sie verlangen gewiß, ebenso feurig, als ich, daß die Sünde, die wir begangen, getilgt werde und wir Vergebung erhalten. Ich weiß wohl, mein Herr, daß der Schritt, den ich thue, von der Welt als unschicklich beurtheilt wird, aber was kümmert mich die Welt, was sollten wir nach dem Urtheil der Menschen fragen, wenn es unsere Ruhe, unsere Seligkeit gilt. Daß Sie, wie ich, Ihre Sünde bereuen," fuhr Nancy feurig fort, „hat mir Ihr Betragen in der Kirche gezeigt, wäre es nicht so, dann würden Sie nicht an dem Tische des Herrn Platz genommen haben, wo es nur den Reuigen zu sitzen vergönnt ist."

„Aber was wollen Sie den eigentlich?" frug Adam Smith, der ungeduldig durch das Komptoir schritt, „haben Sie gesündigt, so bekehren Sie sich und seien Sie glücklich, aber lassen Sie mich aus dem Spiel, glauben Sie, daß ich alt und gescheut genug bin, um für mich selbst zu sorgen."

„Was ich will," sagte Nancy, die Frage Smiths wiederholend, „was ich will... wie können Sie das fragen? Sie erinnern sich noch des schrecklichen Abends, als ich mich bei Ihnen befand, um Sie um einiges Geld zu bitten, als Sie mich Wein trinken ließen, der mich betäubte, und als wir beide gegen Gott sündigten?"

Der Graukopf betrachtete Nancy mit verwunderten Blicken und zuckte mit den Achseln, als begriffe er durchaus nicht, was sie sagte.

„Sie erinnern sich also nicht, Herr Smith!" rief sie, während ihre Stimme vor Angst bebte, Sie erinnern sich also nicht, was damals geschah, o mein Gott, dann ist all' meine Hoffnung verloren!"

Die tiefste Stille herrschte in diesem Augenblick in dem Zimmer. Smith sah hie und da Nancy an, die

als bußfertige Magdalena vor ihm saß: aber der Blick zeigte kein Mitleiden, nur der Wunsch, diese Unterhaltung geendigt zu sehen, lag darin.

„Ich erinnere mich nichts von Alle dem," sagte er, „Ihre erhitzte Einbildungskraft spiegelt Ihnen Dinge vor, die nie geschehen sind."

„Nie geschehen!" rief Nancy entrüstet, als ob sie aus einem langen Traum erwachte, „o, Herr Smith, erinnern Sie sich jenes Abends, ich bitte Sie, um's Himmels willen, um Gottes willen, der unsere Uebertretung sah. Nein es ist kein Spiel meiner Phantasie, es ist eine zu große Wahrheit, eine schreckliche Wirklichkeit! Die Stimme der Natur schweigt ebenso wenig, als das Gewissen, und diese Stimme sagt mir, daß ich Mutter werden soll... Mutter, in Folge des sündigen Augenblicks Mutter eines Kindes, dessen Vater Sie sind!"

„Nancy!" rief Adam Smith entrüstet, denn dieses Bekenntniß hatte ihn, den kalten und für alle edlen Gefühle unzugänglichen Mann getroffen. „Sie sollten Mutter werden?"

„Ja, hier unter meinem Herzen ruht ein Kind..." Die Thränen hinderten sie, weiter zu sprechen. Sie warf sich vor Smith auf die Kniee, und seine Hände fassend, rief sie: „Haben Sie Mitleiden mit mir und dem noch ungeborenen Kinde! Was soll aus mir werden, was aus dem Geschöpfe, das schon unglücklich ist, ehe es das Licht erblickt. Wenn Sie mich nicht erhören, würde mich die Verzweiflung tödten, denn der Gedanke, entehrt zu sein, gegen Gott so schwer gesündigt zu haben, würde mich umbringen, aus Kummer würde mein Großvater, der rein und unschuldig ist, in die Grube fahren, und vielleicht flucht er mir noch sterbend, mir, die er so innig liebt. Ich soll Mutter eines Kindes der Schande und Unzucht werden; das Kind wird mich unaufhörlich an mein Vergehen erinnern, und in reiferen Jahren wird es mich nach seinem Vater fragen,

und was, großer Gott! was soll ich ihm antworten!... Dann wird mir mein Kind fluchen, und um des Verbrechens der Aeltern willen, verachten. Auch Sie werden nicht glücklich sein, denn mein und meines Kindes Unglück wird über Ihr Haupt kommen, und einst vielleicht, wenn Sie auf dem Sterbebette liegen und auf die zurückgelegte Lebensbahn blicken, wird es Sie reuen, meine Bitte nicht erhört zu haben. Der peinliche Gedanke, das Gefühl der Angst wird Ihren Todeskampf erschweren, und mit Zittern werden Sie der Ewigkeit entgegengehen, wo der Mensch ärndten soll, was er hier gesäet. Lassen Sie mich noch mehr sagen," fuhr Nancy fort, welche mit Feuer, Kraft und Ueberzeugung sprach und den Räuber ihrer Ehre mehrmals, durch den besonderen Nachdruck ihrer Worte, durch das Männliche ihrer Sprache, hinderte, ihr in das Wort zu fallen, „lassen Sie mich noch mehr sagen, Herr Smith, Sie sind reich und glauben vielleicht, daß ich darum eine Heirath zwischen mir und Ihnen wünsche... aber weit davon entfernt, begehre ich nichts von dem Ihren, weder für mich, noch für mein Kind; nur Ihren Namen! Mein kleiner Laden liefert mir genug, um mich und mein Kind zu erhalten, nur Ihr Name kann mich vor Schande und der allgemeinen Verachtung bewahren..."

„Schon genug!" rief Adam Smith, auf dessen Gesichte keine Spur von Theilnahme sichtbar war, „was Sie also verlangen, ist eine Heirath mit mir?"

„Ja, darum bitte ich Sie, darum sehen Sie mich jetzt vor Ihnen knieen."

„Schweigen Sie!" gebot der Kaltblütige, „und stehen Sie auf! Knieen Sie nicht vor mir, sondern vor Gott, vor unserem Vater, den Sie schwer beleidigt haben!"

Nancy schwieg. Hochroth waren ihre Wangen als sie ihre kräftige Sprache gegen Smith führte, todtes-

bleich waren sie jetzt, als sie in einer Haltung vor ihm stand, die einem Missethäter ziemt, der aus dem Munde des Richters sein Todesurtheil vernimmt.

„Nancy Horst," sagte Smith endlich mit tiefem Ernst, wodurch er seinen Worten den Schein der unumstößlichsten Wahrheit zu geben wußte, „Nancy, ich habe mich in Ihnen betrogen, ich glaubte, Sie seien ein einfaches Mädchen, unbekannt mit den Sünden dieser Welt und in List und Trug unerfahren; jetzt aber sehe ich zu meinem Leidwesen, daß auch Sie nicht sind, was Sie scheinen. Als natürliche Folge Ihres unzüchtigen Lebens sind Sie jetzt auf dem Punkte, Mutter zu werden und wollen mir die Vaterschaft Ihres Kindes aufdringen, obgleich Sie wohl wissen, daß zwischen uns nie eine Verbindung statt hatte, die wenig für meine Jahre passen würde und mit meiner Lebensart ganz im Streit wäre. Andere würden Sie vielleicht mit Gewalt von sich stoßen, aber mein Gefühl und meine Pflicht treiben mich zum Mitleiden. Ich beklage Sie, daß Sie sich so sehr vergessen haben, daß Sie so tief gesunken sind, mich einer Sache zu beschuldigen, an der ich, wie Sie so gut als ich wissen, ganz unschuldig bin. Ich habe Mitleiden mit Ihrer Jugend, und darum vergebe ich Ihnen die kleine List von ganzem Herzen; tragen Sie Ihr Unglück mit Gelassenheit und bitten Sie Gott, daß er Sie aus dem gesunkenen Zustand wieder aufrichte und Ihnen vergebe, wie ich Ihnen vergebe!"

Der scheinheilige Betrüger, der bei dem letzten Theile seiner Rede den Stuhl verlassen hatte, setzte sich jetzt wieder und wartete mit Ruhe den Eindruck ab, welchen seine Worte auf Nancy's Gemüth machen würden. Sein Gesicht zeigte keine Bewegung des Innern, und der Physiognomiker könnte höchstens an dem schlauen Blicke, an der hoch hinaufgezogenen Nase und den gleichsam unbeweglichen Lippen ein großes Selbstbehagen, eine innere Zufriedenheit, ja, ein triumphirendes

Gefühl bemerkt haben. Und wirklich, unter dem scheinbar ruhigen Aeußern lagen die gemeinsten Leidenschaften. Doch wozu das noch sagen? Wozu wieder Adam Smith schildern? Unsere Leser kennen den ehrlichen und gottesfürchtigen Mann!

Nancy, die unglückliche Nancy stand wie an den Boden genagelt. Solche Rede hatte sie nicht erwartet, eine solche Antwort hatte sie sich nicht geträumt. Wie eine Wahnsinnige starrte sie den Heuchler an und unwillkührlich rief sie aus, während sie sich ihm zitternd nahte:

„Großer Gott! jetzt weiß ich, daß alle Hoffnung verloren ist.“ Dann bedeckte die Röthe wieder ihre bleichen Wangen, da glänzten ihre sonst so matten Augen, da war sie schön wie ehemals. Stolz sprang sie auf, wie die kräftige Eiche, ihrer Kraft bewußt, die Wipfel zum Himmel streckt, wenn der Wind, der sie niedergebeugt, vorübergeweht hat.

Als glänzte ihr Antlitz in übernatürlichem Lichte, stand sie da vor dem Wollüstling, der den Glanz ihrer fest auf ihn gerichteten Augen nicht ertragen konnte und die seinen geschlossen hatte. In diesem Augenblicke war sie nicht mehr das schwache zitternde Mädchen, gebeugt unter dem Bewußtsein ihrer Schuld: nein, sie schien der strafende Engel zu sein, der dem Verbrecher das Urtheil entgegendonnern sollte. Und als ob der Geist der Prophezeihung auf sie niedergekommen wäre, sprach sie mit einem Nachdruck, der die Kraft ihrer früheren Worte zu übertreffen schien, also:

„Heuchler, der unter der Maske der Frömmigkeit und Tugend seine schnöde Seele verbirgt, einst werden Deine Sünden gerächt werden! Gott wird den nicht ungestraft lassen, der sein Abendmahl geschändet; Deine unreinen Hände wirst Du einst und bald, wenn Deine Sterbestunde naht, vergebens zum Himmel erheben; die Hände, mit denen Du das Brod, das Abendmahl berührt, die Lippen, die den Nachtmahlwein entheiligten,

werden um Gnade und Vergebung flehen, aber weder Deine Bitte, noch Dein Rufen werden erhört werden. Gott vergibt dem reuigen Sünder, aber der Heuchler entgeht der Strafe nicht!

„Es wird eine Zeit kommen, wo Du Dich demüthigen, ja, krümmen wirst vor ihr, die sich jetzt vor Dir beugt, wo Du zittern wirst vor ihr, die Du jetzt zittern machst; eine Zeit, da alle Sünden, die unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen lagen, offenbar werden und jede Thräne eine Feuerflamme werden soll, die Dich in den letzten Augenblicken foltern wird; unbeweint wirst Du zur Grube fahren, Fluch und Verachtung wird Deine Leichenbegleitung sein!“

„Geht, geht, schon lange genug habe ich das wahnsinnige Geschwätz angehört,“ rief er, „geht, kommt nie wieder!“

„Die Stunde der Vergeltung bricht an,“ murmelte Nancy, die wie ein böser Geist aus seinem Hause verschwand, „die Stunde naht! Weh' Dir!“

Wüthend warf Smith die Thüre hinter dem Mädchen zu und als er wieder in sein Komptoir trat, fuhr er unwillkührlich vor der Erscheinung zurück, die er plötzlich sah.

Auf der eisernen Kiste, in einer Ecke des Zimmers, saß eine bleiche, magere Gestalt in einem Todtenhemde, der Mund stand weit offen und mit hohlen Glasaugen starrte sie Adam Smith an, während ihre entfleischten Hände gefaltet in ihrem Schooße ruhten.

„Helena! Helena!“ rief Adam Smith, während seine Zähne vor Angst klapperten. „Helena, ich habe Dich ermordet! Vergebung! Vergebung!“ Er sank auf die Kniee nieder und bedeckte sein Antlitz.

Eine kalte Hand schien seine Stirne zu berühren, ein leiser Schauer machte seine Lippen zittern und als er die Hände von seinem Gesicht weghob, war die Erscheinung verschwunden.

Unbeweglich starrte er nach dem Ort, wo er den

Geist gesehen hatte. Nach und nach wich die Blässe seiner Wangen und kam das spöttische Lächeln um seinen Mund zurück.

„Das Mädchen könnte mit ihrem Narrengeschwätz die Menschen wahnsinnig machen," sagte er zu sich, „aus welchem Buche mag sie wohl die Rede gelernt haben!"

Die beklagenswerthe Nancy hatte ihren Begleiter verlassen, ohne zum Ziele gelangt zu sein. Sie hatte nichts als Spott und Hohn geärntet. Vergebens hatte sie gehofft, ihre Schande auszutilgen.

Wir schließen dies Kapitel, Adam Smith den heftigen Gemüthsbewegungen überlassend, die jetzt sein Gemüth bestürmten, und lassen unsern vaterländischen Dichter Nancy's Gefühle aussprechen:

„Geef, roover van mijn' naam en er,
Verleider! geef dien schat mij weêr!
. . . .
. . . .
O! 't was mijn vreugde God te bidden,
Te knielen voor het kerkaltaar; —
Nu vlugt ik uit der vromen midden,
Nu sta 'k als zondaresse daar.
Van schaamte sluit ik weêr mijn lippen,
Zoo vaak 't gebed mij wil ontglippen,
Om 's Hemels wil! ik smeek niets meer;
Geef mij den moed tot bidden weêr!" *)

*) „Gib Räuber mir die Ehre wieder,
Ich falle flehend auf die Kniee nieder!
. . . .
. . . .
O meine Freude war es Gott zu bitten,
Zu knieen an den Altars Rand; —
Jetzt flieh' ich aus der Frommen Mitten,
Weil man als Sünderin mich fand.

Vor Scham muß ich die Lippen schließen,
Will ein Gebet dem Mund entfließen, —
Sieh' mild auf mich o Himmel nieder;
Gib mir den Muth zum Beten wieder!

Aus E. M. Calisch Gedichten (de verlatene)
Haag. 1839.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vries, Johannes <<de>>,

Amsterdams Geheimnisse

Bd.: 5/8

Stuttgart 1845

L.eleg.g. 16 t-17,1,1/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573133-9